



71/2017 Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

LUDWIGSBURGER GESCHICHTSBLÄTTER

Umschlagbild

Das Barockportal des ehemaligen Schlosses
der Herren von Kaltental in Aldingen.

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e.V.

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 71

Mit 110 Abbildungen

2017

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

ISSN 0179-1842

Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Redaktion: Dr. Thomas Schulz, Remseck
unter Mitarbeit von Dr. Simon Karzel, Vaihingen

Produktion und Layout: Karl-Heinz Zimmerstädt, Steinheim/Murr

Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich

Gesamtherstellung: WALTER Medien GmbH, Brackenheim-Hausen

Geschäftsstelle des Historischen Vereins:

Stadtarchiv Ludwigsburg, Mathildenstr. 21, 71638 Ludwigsburg

Inhalt

Mitarbeiter an diesem Band	4
Vorwort (<i>Elfriede Krüger</i>)	5
Die Reformation im Bottwartal von <i>Hermann Ehmer</i>	7
Von Mecklenburg nach Württemberg. Die herzogliche Mätresse Christina Wilhelmina von Grävenitz von <i>Joachim Brüser</i>	51
»Was für ein Schweinswal«, Karikaturen auf Herzog Eberhard Ludwig, Herzog Carl Eugen und König Friedrich von <i>Daniel Schulz</i>	67
»Ich kann es kaum erwarten, bis wir nach Ludwigsburg gehen«. Schloss und Gärten in den Briefen der Charlotte Mathilde von Württemberg an ihren Vater König Georg III. von England von <i>Eberhard Fritz</i>	87
»Weilen die Noth bei den hiesigen armen Leuten sehr groß«. Das Hungerjahr 1817 in Marbach von <i>Albrecht Gühring</i>	123
»Die Berufs- und Erwerbsverhältnisse sind nicht ungünstig«. Das ehemalige Bauerndorf Aldingen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von <i>Thomas Schulz</i>	133
Seimeny – ein deutsches Kolonistendorf in Bessarabien von <i>Simon Karzel</i>	149
Von Totengräbern und Leichensägerinnen. 300 Jahre Friedhofskultur in Ludwigsburg von <i>Günther Bergan</i>	163
Buchbesprechungen	201
Bildnachweis	207
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900–2017	208

Mitarbeiter an diesem Band

Günther Bergan, Diplom-Ingenieur, Ludwigsburg
Wolfram Berner, M.A., Kreisarchivar, Marbach a. N.
Dr. Joachim Brüser, Historiker, Leinfelden-Echterdingen
Prof. Dr. Hermann Ehmer, Kirchenoberarchivdirektor i. R., Stuttgart
Dr. Eberhard Fritz, Archivar des Hauses Württemberg, Altshausen
Albrecht Gühring, Stadtarchivar, Möglingen
Dr. Simon Karzel, Stadtoberarchivrat, Vaihingen an der Enz
Elfriede Krüger, Rektorin, Ludwigsburg
Dr. Daniel Schulz, Kunsthistoriker, Döttingen
Dr. Thomas Schulz, Kreisarchivoberrat, Remseck a. N.
Karl-Heinz Zimmerstädt, Kundenberater i. R., Steinheim a. d. Murr

Vorwort

Wir hoffen, Sie können persönlich auf ein glückliches Jahr 2017 zurückblicken. Als Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg danken wir unseren Mitgliedern und Gästen für ihr großes Interesse und die Treue zum Verein. Die sechs Vorträge über das Winterhalbjahr 2016/17 waren gut bis sehr gut besucht. Auch die beiden Sommerfahrten fanden regen Zuspruch. Wir danken an dieser Stelle nochmals allen an den Vortragsabenden und Ausfahrten beteiligten Referenten und Referentinnen für ihre mit Fachwissen gespickten und trotzdem anschaulich und verständlich vermittelten Vorträge.

Ein besonderer Dank gilt in diesem Jahr Friedrich Freiherr von Gaisberg-Schöckingen, der nach 42 Jahren seine aktive Mitarbeit im erweiterten Vorstand des Historischen Vereins beendet hat. Mit seinem enormen heimatgeschichtlichen Wissen hat er unsere Arbeit stets bereichert. Für diese jahrzehntelange Mitwirkung im Verein wurde er bei der Mitgliederversammlung zum Ehrenmitglied ernannt.

Große Unruhe besteht noch immer in der Weltpolitik. Nach wie vor befinden sich viele Menschen auf der Flucht. Hungersnöte, zwischenstaatliche Kriege wie innerstaatliche kriegerische Auseinandersetzungen zwingen viele Menschen, ihren Heimatraum zu verlassen. Auch die Auswirkungen des Klimawandels führen weltweit zu neuen Bedingungen und Herausforderungen. Staatenlenker, die bisher verlässliche internationale Übereinkünfte nicht mehr ernst nehmen oder sogar aufkündigen wollen, sorgen für politische und wirtschaftliche Veränderungen und Ängste. Die Brexit-Verhandlungen, Unabhängigkeitsbestrebungen und Attentate verunsichern viele Menschen in Europa.

Im Kreis Ludwigsburg geht es im Vergleich dazu recht beschaulich zu. Die Wirtschaftskraft in Baden-Württemberg ist weiterhin stabil und der Kreis Ludwigsburg konnte sich wirtschaftlich weiter gut entwickeln und die Arbeitslosigkeit von einem schon niedrigen Niveau weiter senken. Eine Lösung für eine neue Verkehrsverbindung durch den Kreis, schienengebunden oder per Bussystem, steht weiterhin aus. Einige Flüchtlingsunterkünfte stehen schon wieder leer. Die große Aufgabe der Erstunterbringung hat sich in vielfältige Aufgaben der längerfristigen Unterbringung, der Sprachvermittlung, der Hinführung in berufliche Bildung, der Eingliederung ins Berufsleben und der Integration verzweigt. Die bisher sehr erfolgreiche ehrenamtliche Arbeit der Asylkreise ist auch weiterhin zur Ergänzung der staatlichen Hilfssysteme erforderlich.

Ein Bereich von Beständigkeit, trotz zeitgemäßer innerer Entwicklung, sind die vielen Geschichtsvereine im Kreis. Die Historische Gesellschaft Bönnigheim konnte in diesem Jahr ihr 40. Gründungsjubiläum feiern, zu dem ich die Glückwünsche des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Ludwigsburg überbringen

durfte. Mit dem Gründungsjahr 1977 zählt die Historische Gesellschaft Bönningheim zu den ältesten Geschichtsvereinen im Landkreis Ludwigsburg. Älter sind nur der 1969 in Markgröningen gegründete »Arbeitskreis für Geschichtsforschung und Denkmalpflege« und der seit 1948 bestehende »Bund für Heimatkunde Benningen« sowie der jetzt 120 Jahre bestehende Historische Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg.

Es scheint fast so, als ob der Gründungsakt in Bönningheim Initialcharakter hatte und anderswo zu vergleichbaren Aktivitäten animierte. Denn in schneller Folge kam es in den darauffolgenden zwei Jahrzehnten in der näheren und weiteren Nachbarschaft ebenfalls zur Gründung von Geschichtsvereinen. Heute haben wir im Landkreis Ludwigsburg gut zwei Dutzend Vereine, die sich mit unserem historischen Erbe beschäftigen.

Diese Gründungswelle kommt sicherlich nicht von ungefähr. Die Zeit war reif für einen neuen, wieder unverkrampften Umgang mit dem Begriff »Heimat« und für eine intensive Beschäftigung mit der Heimat und mit allem, was zu ihr gehört. Man hatte zunehmend wahrgenommen, welche oftmals beklagenswerten Auswirkungen fehlender Heimatsinn und mangelnder Respekt vor der Heimat haben konnte: Schädigung alter Orts- und Stadtbilder, Zersiedelung und Zerstörung der Landschaft, Vernichtung vieler Denkmale. Es war die Einsicht gewachsen, dass Heimat der Pflege bedarf, wenn sie nicht verloren gehen sollte. Hinzu kam, dass nach der Geschichtsverdrängung der Nachkriegszeit nun wieder ein waches Interesse an Geschichte gewachsen war – und eben auch Interesse an der lokalen Vergangenheit, an Orts- und Regionalgeschichte, an Heimatgeschichte.

Wenn Geschichte heute wieder einen ungleich höheren Stellenwert hat als noch in den 50er oder 60er Jahren, so ist das nicht zuletzt das Verdienst der örtlichen Heimat- und Geschichtsvereine. Denn die Auseinandersetzung mit Geschichte und namentlich die Beschäftigung mit Orts- und Regionalgeschichte ist ja keineswegs eine Flucht aus unserer heutigen Zeit mit all ihren Problemen in eine Vergangenheit, die nur bei nostalgischer Verklärung als »gute alte Zeit« empfunden werden kann. Nein, es ist das ehrliche Bedürfnis, zu entdecken und zu erfahren, wie unsere Vorfahren gelebt haben – es ist die Suche nach den geschichtlichen und kulturellen Grundlagen der eigenen, engeren Heimat. Aus dieser Sicht wünschen wir uns auch für die kommenden Jahre ein interessiertes Publikum bei unseren Veranstaltungen und neugierige Leser der Geschichtsblätter.

Für die bewährte Redaktion des 71. Bandes der Ludwigsburger Geschichtsblätter ein herzliches Dankeschön an Dr. Thomas Schulz. Wir danken den Autoren und Mitarbeitern dieses Bandes, den Mitgliedern, Spendern und Förderern des Vereins und seiner Arbeit. Besonderer Dank gilt vor allem der Stadt Ludwigsburg, dem Landkreis Ludwigsburg und der Wüstenrot-Stiftung, mit deren Unterstützung wir die Qualität der Ludwigsburger Geschichtsblätter auch in diesem Jahr sicherstellen konnten.

Allen Mitgliedern und Lesern wünschen wir ein glückliches Jahr 2018.

Im November 2017

Elfriede Krüger

Die Reformation im Bottwartal*

von Hermann Ehmer

Das Verlangen nach einer Reform der Kirche war schon vor 1517 zu verspüren. Luthers 95 Thesen bildeten dann den Auslöser der nun folgenden Reformationsbewegung.¹ Wesentliche Voraussetzungen der Reformation sind in den Reformbewegungen des 15. Jahrhunderts zu suchen, die die Kirche ebenso betrafen, wie das politische Leben und die Bildung. Überhaupt kann das 15. Jahrhundert als Zeit der Reformen bezeichnet werden. Das heißt, dass der Reformbegriff bereits geläufig war und es lediglich auf einer Übereinkunft der Historiker beruht, dass wir einerseits von den Reformbewegungen des 15. Jahrhunderts reden, andererseits aber von der Reformation des 16. Jahrhunderts. Grundlegend für beide Begriffe ist das lateinische Wort »reformatio«, das so viel wie Wiederherstellung oder Erneuerung bedeutet.

Grundlagen und Voraussetzungen der Reformation

Für eine Reform der Kirche im 15. Jahrhundert wurden Konzile einberufen, nämlich jene von Konstanz (1414–1418) und Basel (1431–1448). Hier wurden die »Gravamina der deutschen Nation« vorgebracht, die Beschwerden gegen die römische Kurie, die noch in den Reformschriften Luthers aus dem Jahre 1520 erwähnt werden. Besonders stark wurde eine Reform der Orden betrieben, für die sich die Obrigkeiten, die Landesherren ebenso wie die Stadtmagistrate, stark einsetzten. Doch führten diese Reformen zu Spaltungen in den Orden, in sogenannte Konventuale und Observanten, das heißt diejenigen, die sich den Reformen verweigerten, und jenen, die sich ihnen anschlossen. Es verwundert nicht, dass Martin Luther eine wichtige Rolle im observanten Flügel des Ordens der Augustinereremiten einnahm.

Auch Anfänge einer Reform des Gottesdienstes bahnten sich in dieser Zeit an. Zwar war die Messe nach wie vor die zentrale Gottesdienstform, doch stieg die Bedeutung der Predigt, denn es wurden, vor allem in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, an vielen Orten, gerade in Südwestdeutschland sogenannte Prädikaturen gestiftet: Predigerstellen, deren Inhaber sich bestimmungsgemäß ausschließlich der Predigtarbeit zu widmen hatten.² Solche Prädikaturen fanden sich zuletzt in allen Reichsstädten, mit Ausnahme von Schwäbisch Gmünd und Esslingen, wo die Prediger der ansässigen Bettelorden das Feld beherrschten. Aber auch kleinere, landesherrliche Städte, wie Nürtingen, Urach, Marbach,

* Überarbeitete und erweiterte Fassung von zwei Vorträgen, gehalten am 17. März 2015 bei der Kirchlich-Theologischen Arbeitsgemeinschaft der Pfarrer des Bezirks Marbach in Beilstein (»Die Reformation im Bottwartal«) und am 13. Oktober 2016 beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg (»Reformation in Württemberg. Mit Beispielen aus der Region«).

Vaihingen an der Enz, Lauffen am Neckar und Großbottwar hatten schließlich solche Prädikaturen. Zeugnis dieser Predigtbewegung sind eigens errichtete Kanzeln, wie die »Goldene Kanzel« der Stuttgarter Stiftskirche, die Kanzeln in der Amanduskirche in Urach, in der Stiftskirche in Herrenberg, in der Alexanderkirche in Marbach und anderwärts.³

Erstrebt wurde gleichzeitig eine Reform des Reichs. Auf dem Wormser Reichstag 1495 wurde eine allgemeine Reichssteuer, der »Gemeine Pfennig« beschlossen, ebenso die Einrichtung des Reichskammergerichts. Der Gemeine Pfennig, der an das Reichsoberhaupt gehen sollte, wurde von den Fürsten abgelehnt und war daher nicht von Dauer. Das Reichskammergericht, bei dem Streitigkeiten zwischen Reichsständen geschlichtet und Klagen gegen Reichsstände verhandelt wurden, hielt sich bis zum Ende des Alten Reichs und bewährte sich als friedensstiftende Einrichtung, da das Fehdewesen damit wirksam eingedämmt werden konnte.

Neben den reformerischen Bestrebungen fand sich aber auch revolutionäres Potential im Volk, das sich in Verschwörungen, wie im »Bundschuh« am Oberrhein 1443 äußerte, aber auch später wieder, 1493, 1513 und 1517 erneut zutage trat. Dem Bundschuh zur Seite zu stellen ist der »Arme Konrad« von 1514 in Württemberg, der eine landesweite Verschwörung darstellte.⁴ Dieses revolutionäre Potential kam zuletzt im Bauernkrieg 1525 zum Ausbruch.

Ein weiteres Feld der Reform war die Bildung, wobei sich der aus Italien kommende Humanismus gegen die traditionelle Scholastik setzte. Es sollte nicht mehr darum gehen, das Überlieferte auszulegen, vielmehr wollte man zurück zu den Ursprüngen. Diese Ursprünge, die Zeugnisse des wahren Menschseins, sah man in den Texten der lateinischen, dann aber auch der griechischen klassischen Zeit. Damit bildete sich das Ideal des »vir trilinguis« heraus, des Mannes, der die drei alten Sprachen, die Bibelsprachen beherrschte. Der bekannteste ist Johann Reuchlin (1455–1522) von Pforzheim.⁵

Den drei Reformbewegungen des 15. Jahrhunderts ist gemeinsam, dass nicht grundlegend Neues erstrebt wurde, vielmehr wollte man die Zustände wiederherstellen, die durch die Länge der Zeit oder durch menschliche Einwirkung verschlechtert worden waren. Besserung versprach man sich daher durch Rückkehr zum ursprünglichen Guten. Die Humanisten mit ihrem Ruf »ad fontes« (zurück zu den Quellen) wollten daher in dieselbe Richtung wie der Bundschuh, der Arme Konrad oder die Zwölf Artikel, das Programm des Bauernkriegs, die die Wiederherstellung des alten und göttlichen Rechts forderten. In dieselbe Richtung ging aber auch Luthers Schriftprinzip, das auf die Bibel als ursprüngliche Quelle des Glaubens verwies.

An der Verbreitung des Gedankens der Kirchenreform haben nach 1517 viele mitgewirkt, zunächst die Theologen, insbesondere die Prediger. Da praktische Reformen in Südwestdeutschland zuerst in den Reichsstädten durchgeführt wurden, hatten die Magistrate dieser Städte einen wichtigen Anteil, später auch die Landesherren, vom Ritter bis zum Fürsten in ihren jeweiligen Territorien. Nicht zu vergessen sind die einfachen Leute, deren Zustimmung zu den Reformen ebenfalls von Bedeutung war. Es gibt freilich nur wenige, aber doch aussagekräftige Zeugnisse, dass die Anliegen der Zeit die Leute bewegten.

Im Ergebnis ist freilich festzuhalten, dass Durchführung oder Verweigerung der Reformation Sache der Obrigkeiten war, die dieser Bewegung entweder Widerstand entgegensetzen oder sie fördern konnten. Der Grund dafür ist die enge Verknüpfung von Religion und Politik in jener Zeit. Es ist auch ein Ergebnis der Reformation, dass wir heute gewohnt sind, diese als getrennte Bereiche anzusehen. Anders war es freilich im 16. Jahrhundert.

Das Bottwartal – herrschaftliche und kirchliche Verhältnisse

Wegen der engen Verbindung von Religion und Politik, von Kirche und Territorium, ist es sinnvoll, die Reformation in einem begrenzten Raum zu untersuchen, wie dem Bottwartal von Beilstein bis Steinheim. Selbstverständlich kann das nicht isoliert geschehen, vielmehr finden sich genügend Bezüge, die darüber hinausweisen und Einwirkungen von außen. Doch sind auch in einem so eng umgrenzten Raum, wie dem Bottwartal, unterschiedliche Voraussetzungen und Verlaufsformen der Reformation festzustellen.

Zunächst ist auf die politischen und kirchlichen Verhältnisse vor der Reformation zu blicken. Hierbei zeigt sich, dass das Bottwartal keineswegs ein einheitlicher Raum war. Gewiss ist als die maßgebende politische Kraft in unserer Gegend der Herzog von Württemberg zu nennen, doch spielten hier noch andere Kräfte herein, die nicht vernachlässigt werden dürfen.

Die herrschaftlichen Verhältnisse sind zunächst dem 1524 angelegten Lagerbuch von Beilstein zu entnehmen.⁶ Beilstein war demnach der Hauptort eines kleinen württembergischen Amtes, das das Städtchen mit einem der beiden Höfe zu Söhlbach und den Stocksberg umfasste. Ferner gehörten dazu Ober- und Unterheinriet, letzteres mit Vorhof und Happenbach, desgleichen Gronau mit Nassach, Kurzach und Prevorst, sodann Oberstenfeld, zuletzt Auenstein. In allen diesen Orten war der Herzog von Württemberg die Obrigkeit, die sich vor allem als Gerichtsherrschaft darstellte.

Es fällt auf, dass Schmidhausen fehlt, doch gehörte dieser Ort zur Grafschaft Löwenstein. Auch Helfenberg erscheint in der Aufzählung nicht, weil dieses nach Auenstein eingepfarrt und ein adliges Lehen von Württemberg war. Wir haben es also hier mit intermediären Gewalten zu tun, die zwischen dem Herzog von Württemberg als hohe Obrigkeit und den Untertanen wirkten. Dies gilt auch für die Grafen von Löwenstein, deren Grafschaft seit 1510 ein Lehen von Württemberg war.

Als zweites württembergisches Amt im Bottwartal ist Großbottwar zu nennen, über das aus derselben Zeit, nämlich von 1522, ebenfalls ein Lagerbuch überliefert ist.⁷ Zu diesem Amt Bottwar gehörten die Stadt Großbottwar, die beiden Weiler Hof und Lembach und der Sauserhof, ferner Kleinaspach mit den Weilern Einöd, Völkeshofen, Altersberg, Hintervöhrenberg, Hetzelshof, Steinhausen, Röhrach und Allmersbach. In Winzerhausen stellte das Stift Oberstenfeld die Obrigkeit, während im Dorf Oberstenfeld die Obrigkeit Württemberg zustand, mit Ausnahme des Stiftsbezirks.⁸ Der Abstetter Hof war von Württemberg zu vergeben.

Weiter die Bottwar abwärts war Kleinbottwar ein adliger Besitz, bei dem freilich die Rechte geteilt waren. Das halbe Dorf mit Schaubeck erhielt 1480 Dietrich d. Ä. von Plieningen von Württemberg zu Lehen.⁹ Dietrich d. J. und sein Stiefbruder Eitelhans erwarben 1497 die andere Hälfte von Kleinbottwar als reichsunmittelbaren Eigenbesitz.¹⁰ Württemberg besaß am Ort eine Kelter, in



*Der Lauf der Bottwar von Beilstein bis Steinheim.
Ausschnitt aus der Karte des Reichenberger Forsts von Georg Gadner, 1593.*

der der Wein von den der Herrschaft Württemberg abgabepflichtigen Weinbergen gekeltert wurde.¹¹ Somit hatte Württemberg auch hier einen Stützpunkt. Die Söhne Dietrichs d. Ä., Johannes und Dietrich d. J., stifteten die Kleinbottwarer Kirche zu St. Georg, für die sie 1499 die Pfarrechte erwirkten. Hierbei wurde der nördliche Teil des Ortes von Großbottwar ausgegliedert, der südliche von Steinheim, wobei der Wehrbach die Grenze bildete.¹²

In Steinheim schließlich war das Dominikanerinnenkloster am Ort die maßgebende Kraft und stellte seit 1454 die Dorfborgigkeit. Doch konnte das Kloster diese Obrigkeitsrechte nicht unmittelbar ausüben, vielmehr war dieses Recht ein Lehen von den Grafen von Hohenlohe. Doch waren die Grafen hier nicht unmittelbar tätig. Die Vögte des Klosters waren formell die Lehensträger für die Hohenloher und übten als solche die Obrigkeitsrechte aus.¹³

Wie bereits angedeutet, war also das Bottwartal keineswegs ein herrschaftlich einheitlicher Raum. Ein ähnliches Bild zeigt sich, wenn wir auf die kirchlichen Verhältnisse blicken. Das Tal wurde durch die Diözesangrenze geteilt, die das Bistum Würzburg vom Bistum Speyer schied, so dass Beilstein, aber auch die Michaelskirche auf dem Wunnenstein und die zu Oberstenfeld gehörige Peterskirche Teil der Diözese Würzburg waren. Gronau und Oberstenfeld sowie die talabwärts liegenden Orte gehörten zum Bistum Speyer.¹⁴

Die Beilsteiner Kirche unterstand dem Patronat des Johanniterordens, vertreten durch den Komtur, der in Rohrdorf bei Nagold saß. Bei den Johannitern handelt es sich um einen der aus den Kreuzzügen hervorgegangenen Ritterorden. Dieser hatte seit 1530 seinen Hauptsitz auf der Insel Malta, hatte aber auch Besitzungen in Deutschland, die von sogenannten Kommenden verwaltet wurden. Zu den von der Kommende in Rohrdorf bei Nagold verwalteten Besitzungen gehörten auch Patronatsrechte in Beilstein und in der Nachbarschaft. Die Johanniter hatten in Beilstein nicht nur die Pfarrstelle zu besetzen, sondern auch vier Kaplaneien, davon drei in der Pfarrkirche am Burgberg, die vierte in der Nikolauskapelle, der nachmaligen St. Anna-Kirche. Zwei der Kaplaneien hatte der Komtur des Johanniterordens abwechselnd mit den Herren von Urbach, den Erben des Stifters, des Gleißenden Wolfs von Wunnenstein († 1413), zu verleihen.¹⁵

Die Pfarrei der Peterskirche war ursprünglich wohl die Pfarrkirche des im 14. Jahrhundert ausgegangenen Dorfs Kratzheim, von dem zuletzt nur noch die Kratzmühle zeugte. Die Peterskirche unterstand dem Patronat der Oberstenfelder Chorfrauen. Diese hatten auch die an ihrer Stiftskirche befindlichen Pfründen zu verleihen, nämlich das Pfarramt und drei Kaplaneien.¹⁶ Da der Schmidbach bis zur Einmündung des Söhlbachs die Diözesangrenze bildete, gehörte die Peterskirche noch zur Diözese Würzburg. Die Peterskirche war somit die Pfarrkirche der Oberstenfelder, die rechts des Schmidbachs wohnten. Die Gronauer Pfarrei unterstand dem Patronat des Herzogs von Württemberg.¹⁷

In Großbottwar hatte das Benediktinerkloster Murrhardt das Patronatsrecht inne.¹⁸ Diesem war die Pfarrstelle 1348 inkorporiert worden. Das heißt, dass das Kloster die Einkünfte der Pfarrei bezog, die Stelle aber durch einen Vertreter, einen Pfarrverweser, versehen ließ, der der Einfachheit halber meist als Pfarrer bezeichnet wurde. Dieser bezog keine Pfründe, sondern eine feste Besoldung vom Kloster Murrhardt. Das Kloster hatte in Großbottwar noch drei Kaplaneien zu verleihen. Bei einer dieser Stellen war das Patronatsrecht in der Weise geteilt, dass Vogt, Gericht und Rat einen Stelleninhaber nominieren oder benennen konnten, während dem Abt von Murrhardt das Präsentationsrecht zustand, das heißt, dass er den Stellenbewerber dem Bischof zur Übertragung des Amtes vorstellen durfte. In Großbottwar gab es ferner noch eine Prädikatur, 1496 gestiftet von dem Kaplan Hans Rucker. Die Prädikatur war stiftungsgemäß von Gericht und Rat, ohne Mitwirkung des Vogts, zu verleihen. Der Stelleninhaber musste eine universitäre Ausbildung durchlaufen und wenigstens den Titel eines Magister artium erlangt haben. Er sollte in der Liebfrauenkirche auf dem Friedhof und in der Pfarrkirche predigen. Er war dem Pfarrverweser nicht unterstellt. Dieser war also dem Prädikanten gegenüber nicht weisungsbefugt.¹⁹

In Steinheim gab es an der Dorfkirche einen Pfarrer und eine Kaplanei für die Frühmesse sowie eine weitere Altarpfründe.²⁰ Die Klosterfrauen hatten einen eigenen Priester, der in der Klosterkirche die Messe las, Beichte hörte und die Sakramente spendete. Alle vier Pfründen waren von den Klosterfrauen zu vergeben. Kleinbottwar war ursprünglich zur Hälfte Filial von Steinheim gewesen. Auf Betreiben der Ortsherrschaft, der Herren von Plieningen, wurde Kleinbottwar 1499 von Steinheim abgetrennt und dort eine eigene Pfarrei errichtet.²¹

Bei den kirchlichen Verhältnissen zeigt sich somit ebenfalls ein verwirrendes Bild mit unterschiedlichen Inhabern von Rechten, die hier einwirken konnten. Hinzu kam noch, dass es zwei, wenn auch unterschiedliche klösterliche Einrichtungen im Bottwartal gab, nämlich das Stift Oberstenfeld, in dem adlige Damen ein standesgemäßes Auskommen hatten, und das dem Bettelorden der Dominikaner angehörige Kloster in Steinheim. Dieses war ebenfalls eine adlige Gründung, in der sich vorwiegend Frauen des Adels und des gehobenen Bürgerturns der benachbarten Städte befanden. Die ausschließlich dem Niederadel entstammenden Chorfrauen im Stift Oberstenfeld besaßen im Vergleich mit den Nonnen von Steinheim gewisse Freiheiten. So verfügten sie über privaten Besitz und konnten – freilich nur mit Erlaubnis der Äbtissin – den Stiftsbezirk verlassen. Die Nonnen in Steinheim hingegen lebten in Klausur, konnten den Klosterbezirk nicht verlassen und hatten auch das Armutsgelübde abgelegt. Auf diesen Unterschied legte man in Oberstenfeld großen Wert, denn am Ende des 15. Jahrhunderts bezeichnete man sich dort nicht mehr wie durch das ganze Mittelalter als »monasterium« (Kloster), sondern als Stift oder Stiftung.²²

Württemberg auf dem Weg zur Reformation

Es war festzustellen, dass der Herzog von Württemberg im Bottwartal nur eine geringe Zahl von Patronatsrechten besaß. Gleichwohl setzte sich die Reformation hier durch. Trotz der verschiedenen Rechteinhaber war Württemberg die maßgebende Kraft, die letztlich die kirchlichen Veränderungen bewirkte. Es muss deshalb auf die Geschichte des Herzogtums in dieser Zeit geblickt werden.²³

Herzog Ulrich, der seit 1503 regierte, war 1519 durch den Schwäbischen Bund aus dem Land vertrieben worden, weil er die Reichsstadt Reutlingen eingenommen hatte, um sie seiner Herrschaft einzuverleiben. Nach der Vertreibung Ulrichs wurde das Herzogtum zu den habsburgischen Erblanden geschlagen. Landesherren war seit 1520 Erzherzog Ferdinand, der Bruder Kaiser Karls V.

Auf dem Reichstag in Worms 1521 waren Karl V. und Luther zusammengetroffen. Die Weigerung des Wittenberger Mönchs, seine veröffentlichten Schriften zu widerrufen, hatte das Wormser Edikt, das Verbot der Lehre und Schriften Luthers nach sich gezogen. Im Herzogtum Württemberg, das nun zum Herrschaftsbereich des Bruders Karls V. zählte, wurde das Wormser Edikt selbstverständlich in Kraft gesetzt. Dies geschah am 26. November 1522 durch ein Mandat von Statthalter, Regenten und Räten der in Stuttgart amtierenden Regierung des Erzherzogs Ferdinand.²⁴ Bereits zwei Jahre später, am 1. September 1524, wurde das Mandat erneuert.²⁵ Offenbar sah man es für notwendig an,

den Leuten das Verbot der Lehre Luthers nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder ins Gedächtnis zu rufen. Zum dritten Mal tat man dies am 20. August 1527.²⁶ Diese wiederholte Einschärfung des Edikts ist ein ganz offensichtliches Anzeichen dafür, dass die lutherische Lehre im Lande Fuß gefasst hatte, auch bei einfachen Leuten.

Weitere Belege dafür sind entsprechende Strafmaßnahmen, besonders aber die Verschonung von Bestrafung. Einen solchen Straferlass konnte ein hochgestellter Gönner bewirken. Dies wurde dann schriftlich in sogenannten Urfehden festgehalten, von denen aus dieser Zeit eine ganze Anzahl erhalten ist. Dazu zählt



*Das dritte Gebot: Heiligung des Feiertags.
Die zur Predigt versammelte Gemeinde wird dem den Feiertag entheiligenden
Holzacker gegenübergestellt.*

die Urkunde, die ein Klaus Braun aus Weil der Stadt, wohnhaft in Stuttgart, 1529 ausstellen musste, weil er der »lutherischen fantasy« anhing und etliche »lutterische buchlin« bei ihm gefunden wurden. Er war deshalb ins Gefängnis gekommen und wurde daraus entlassen gegen das Versprechen, sich der »fantasey« und der »buchlin« sein Leben lang zu enthalten.²⁷

Inzwischen hatten die meisten Reichsstädte evangelische Prediger, deren Predigten auch Zuhörer aus dem württembergischen Umland anzogen. In Reutlingen war es Matthäus Alber, zu dessen Predigten die Leute auch von weiter her kamen. Erzherzog Ferdinand verbot deshalb am 18. September 1524 seinen württembergischen Untertanen ausdrücklich den Besuch der Predigten in Reutlingen.²⁸ In Esslingen war es 1531/32 zu einem Umschwung gekommen, durch

den dann auch entsprechende reformatorische Maßnahmen durchgeführt wurden. In dieser Zeit weilte Ambrosius Blarer von Konstanz in der Stadt, dessen Predigten ebenfalls Zuhörer aus dem württembergischen Umland angezogen haben müssen. Es erging daher 1532 ein Befehl, mit dem den württembergischen Untertanen verboten wurde, die Predigten in Esslingen zu besuchen.²⁹ Dieser Befehl ging an die an Esslingen grenzenden württembergischen Ämter, wie Waiblingen und Winnenden, nicht jedoch an die weiter entfernt liegenden Ämter des Bottwartals. Sicher wusste man aber auch hier von Ereignissen und den Predigten in den Reichsstädten, zumal sich auch in der Reichsstadt Heilbronn schon früh reformatorische Neigungen zeigten. Der Prediger Johann Lachmann war ein Anhänger Luthers und predigte dort schon seit 1524 in dessen Sinne.³⁰ Aber auch im Herzogtum Württemberg, ganz in der Nähe des Bottwartals, zeigte sich ebenfalls Zustimmung zur Lehre Luthers.

In Marbach hatte Alexander Märklin, der sich lateinisch Marcoleon nannte und Lehrer an der dortigen Lateinschule war, von den Schriften Luthers angeregt einen Kreis von Leuten um sich gesammelt, um Luthers Schriften und das Neue Testament zu lesen und zu besprechen. Solche Hauskreise sind ein Teil dessen, was man die Evangelische Bewegung nennt. Diese Bewegung bezeugt das Interesse, das sich den Reformgedanken zuwandte, wenn es auch vorerst noch nicht zu praktischen Veränderungen kam. Marcoleon wurde von den Altgläubigen in der Stadt angefochten und musste im Frühjahr 1523 Marbach verlassen.³¹

Der Arme Konrad

Das revolutionäre Potential der Zeit zeigte sich besonders auch im Bottwartal. In Großbottwar hatte der Arme Konrad 1514 großen Widerhall gefunden. Das Haupt des Armen Konrad am Ort war Ludwig Dietrich. Insgesamt werden 14 Personen genannt, die dem »Ratschlag«, also der Kerngruppe des Armen Konrad in Bottwar angehörten.³² Auf einer Gemeindeversammlung solidarisierte sich der Pfarrverweser Peter Gscheidlin mit den Protestierenden. Ein ähnlicher Fall war der des Markgröninger Pfarrers Dr. Reinhard Gaisslin.³³

Bei Gscheidlin dürften die Gründe dafür, dass er sich für den Armen Konrad einsetzte, auf der Hand liegen. Er fühlte sich vermutlich als unterbezahltes Mitglied des Klerus, der im Vergleich zu vielen seiner Kollegen nur eine bescheidene Besoldung genoss. Gscheidlin wurde nach Ansicht des Bottwarer Vogts Beltz die Seele des Widerstands der Gemeinde gegen die Obrigkeit, vertreten durch Vogt, Gericht und Rat. Der Vogt, dem Gscheidlins revolutionäre Gesinnung missfiel, wollte, dass dieser versetzt werde. Gscheidlin verließ sich aber nach Angabe des Vogts darauf, dass sich die Gemeinde für ihn einsetze, dass ihm nichts geschehe. Der Magistrat der Bottwarer Gemeinde verlangte daher, dass Gscheidlin baldmöglichst abgesetzt werde, der Vogt wollte gar, dass Gscheidlin auf einen Karren geschmiedet dem zuständigen Bischof von Speyer zugeschickt werde, damit dieser über den Fall urteile. Der Abt von Murrhardt als der unmittelbare Vorgesetzte Gscheidlins ließ sich aber nicht zu einer sofortigen Maßnahme bewegen, er wollte den Pfarrverweser erst nach Ablauf eines Vierteljahrs entfernen.³⁴

Schließlich versetzte der Abt Gscheidlin nach Erdmannhausen, wo die Pfarrei ebenfalls unter dem Patronat des Klosters Murrhardt stand.³⁵ Die Gemeinde Bottwar war darauf verwiesen worden, ihre Beschwerden schriftlich zu verfassen und einzureichen. Gscheidlin wurde später vom Bischof verhört, doch ergaben sich keine Anstände, so dass Gscheidlin auf seine Erdmannhäuser Stelle zurückkehren konnte, die er noch bei Beginn der Reformation 1534 innehatte. Er schloss sich dann der Reformation an und wurde somit erster evangelischer Pfarrer von Erdmannhausen. Zuletzt wird er dort 1538 erwähnt.

In Beilstein waren die Ereignisse um den Armen Konrad nicht so dramatisch wie in Großbottwar. Es scheint sich hier ebenfalls ein »Ratschlag« gebildet zu haben.³⁶ Abgesandte von Beilstein und Bottwar trafen sich am 6. Juni 1514 mit anderen Vertretern der nördlichen Ämter des Landes in Marbach, wo man sich über die bei dem bevorstehenden Landtag vorzubringenden Beschwerden verständigte.³⁷ Zu Bestrafungen scheint es nach Ende der Erhebung in Beilstein nicht gekommen zu sein.

Bauernkrieg

Im Bauernkrieg 1525 wurde Großbottwar wiederum ein Zentrum der Erhebung, eigentlich das Zentrum im Herzogtum.³⁸ Anfang April 1525 war es im Odenwald und im Neckartal um Heilbronn sowie im oberen Taubertal zu Zusammenrottungen gekommen. Der Haufen, der sich hier bildete, rückte vom Kloster Schöntal über Neuenstein und Löwenstein nach Neckarsulm. Die von der württembergischen Regierung nach Weinsberg gelegte Besatzung unter dem Grafen Ludwig von Helfenstein reizte den Bauernhaufen, so dass dieser am Ostersonntag, den 16. April Burg und Stadt Weinsberg einnahm und anschließend die Gefangenen, insgesamt 22 adlige Herren und Landsknechte, durch die Spieße jagte.

Die Bedrohung durch den Odenwälder Haufen hatte die Regierung veranlasst, ein Landesaufgebot zu sammeln und nach Lauffen zu schicken. Dafür sollte Großbottwar 30 Mann stellen. Als deren Führer wurde der Wirt Matern Feuerbacher bestimmt. Als das Aufgebot am Morgen des Ostersonntags ausrücken sollte, entschloss man sich, veranlasst durch ein schon am Karfreitag angekommenes Schreiben des Weinsberger Haufens, der die Großbottwarer zum Zuzug aufforderte, nicht nach Lauffen, sondern auf den Wunnenstein zu ziehen. Von dort wollte man die Orte der Umgebung zum Zuzug auffordern. Feuerbacher verweigerte sich zunächst diesem Vorhaben. Nachdem die Großbottwarer aber am Abend des Ostersonntags auf den Wunnenstein gezogen waren, fanden sich dort alsbald auch Leute aus den Nachbarorten ein.

Die Nachricht von der Weinsberger Bluttat veränderte die Lage. Auf Anraten der beiden Junker Späth in Höpfigheim erklärte sich nun Feuerbacher bereit, Hauptmann des Wunnensteiner Haufens zu werden, um Schlimmeres zu verhüten, vor allem um den Weinsberger Haufen fernzuhalten. Nach der Wahl Feuerbachers zum Hauptmann am Ostermontag besetzte man auch andere, in einem Landsknechtsheer übliche Ämter, wie Weibel, Trabanten und Steckenknechte.

Der Gesandtschaft des in Stuttgart versammelten Landtags, die ausgesandt worden war, um zu erkunden, was der Haufen auf dem Wunnenstein vorhatte, antwortete Feuerbacher, dass man die Weinsberger abwehren wolle, aber auch einige Beschwerden vorzubringen habe. Diese bestanden zunächst in der allgemeinen Forderung, dass künftig nach Recht und Gerechtigkeit verfahren werden solle. Zweitens wollte man, dass das Evangelium und Wort Gottes gepredigt und gehalten werde. Drittens sollten die besonderen Beschwerden eines jeden einzelnen Fleckens behoben werden und viertens wurde die Annahme der Zwölf Artikel der Bauern an der Donau gefordert. In der Nacht auf Mittwoch nach Ostern (19. April) rückte der Wunnensteiner Haufen ab und machte sich auf seinen Zug durch das Land, der mit der Schlacht bei Böblingen am 12. Mai endete.

Wir haben hier dem Wunnensteiner Haufen nicht weiter zu folgen, sondern zu fragen, in welchem Verhältnis dieser Haufen, der sich mit seiner Selbstbezeichnung binnen weniger Tage von den »christlichen Brüdern«³⁹ auf dem Wunnenstein über den »Hellen« oder »lichten Haufen«⁴⁰ zur »Landschaft Wirtemberg«⁴¹ wandelte, zur reformatorischen Bewegung stand. Der Wunnensteiner Haufen war immerhin eine repräsentative Versammlung der Gemeinden des Bottwartals, die aus dem Amt Beilstein unter Hans Mayer 270 Mann stellten, aus dem Amt Bottwar unter Jörg Schellenberger 390 Mann.⁴²

Eindeutig ist die gegenüber der Gesandtschaft des Landtags geäußerte Forderung nach der Predigt des Evangeliums und Wort Gottes. Dieselbe Forderung war auch auf den Nürnberger Reichstagen der Jahre 1522 bis 1524 erhoben worden⁴³ und war somit schon zum »gemeinen Mann« gedrungen. In dieselbe Richtung geht das Verlangen nach der Annahme der Zwölf Artikel der Bauernschaft. Der erste Artikel, der somit von besonderer Wichtigkeit war, forderte die freie Pfarrerwahl durch die Gemeinden.⁴⁴ Freilich blieb man den hergebrachten kirchlichen Gebräuchen verbunden, die Versammlung auf dem Wunnenstein hatte sich am Morgen des Ostermontags (17. April) in der Michaelskirche auf dem Berg von dem Winzerhäuser Pfarrer Wilhelm Helber die Messe lesen lassen.⁴⁵ Andererseits gab es im Haufen auch Feindschaft gegen den Klerus, die zumeist wohl darin begründet war, dass dieser einen Teil der von den Bauern zu leistenden Abgaben erhielt. Einige Mitglieder des Klerus wurden deshalb in den folgenden Tagen »geschätzt«, also mit Abgaben belegt. Man hatte deswegen dem Winzerhäuser Pfarrer Helber versprochen, dass er sicher sein solle, als er zum Messelesen auf den Wunnenstein kam.⁴⁶ Es werden also hier schon die Unterschiede zwischen den radikalen und den gemäßigten Teilen des Haufens deutlich.⁴⁷

Meister Peter

Von Bedeutung ist hier die Gestalt des Meister Peter, des Pfarrers zu Bottwar. Von ihm gab der Stadtschreiber Bechtold Hagen später an, er habe ihn – wohl am Ostermontag – gebeten, zu der Versammlung auf den Berg zu gehen, vermutlich um diese zu beschwichtigen.⁴⁸ Offenbar traute man Meister Peter einigen Einfluss auf die auf dem Wunnenstein versammelte Menge zu.

Wer ist nun dieser Meister Peter? Kann es sich um den schon genannten Peter Gscheidlin handeln? Bei einem Geistlichen meint die Bezeichnung »Meister« den akademischen Grad des Magisters, den Peter Gscheidlin, der 1514 Pfarrverweser in Bottwar war, allerdings nie geführt hat. Peter Gscheidlin von Winnenden wurde am 18. Juli 1506 in Tübingen immatrikuliert und hat dann 1508 den ersten akademischen Grad, den eines Bakkalaureus erworben.⁴⁹

Es ist auch unwahrscheinlich, dass Gscheidlin, der 1514 oder wenig später nach Erdmannhausen versetzt wurde, 1525 wieder in Großbottwar als Pfarrverweser wirkte. 1534, am Vorabend der Reformation, finden wir Peter Gscheidlin in Erdmannhausen im Amt Marbach immer noch als Pfarrer, der zugleich eine Kaplaneipfründe innehatte, während sein 16-jähriger Sohn Jakob die von der Herrschaft Württemberg zu vergebende Frühmesspfründe besaß. Alle drei Pfründen versah Peter Gscheidlin allein ohne einen Helfer.⁵⁰ Bemerkenswert ist, dass es Gscheidlin gelungen war, seinem minderjährigen Sohn die Pfründe, die vom Herzog zu vergeben war, übertragen zu lassen. Dieser galt, 1518 geboren, als unehelich und somit zur Übernahme eines geistlichen Amtes unfähig, außer er hatte einen bischöflichen, besser noch einen päpstlichen Dispens erwirkt. Ob dies geschehen war, wissen wir nicht. Gscheidlin muss also nicht nur beim Abt von Murrhardt, sondern auch bei der Regierung gut angeschrieben gewesen sein.

Peter Gscheidlin kann also nicht mit Meister Peter identisch sein.⁵¹ Es ist also nach einem Peter N. zu suchen, der vor 1525 zum Magister promoviert wurde. Am naheliegendsten ist die Universität Tübingen, deren Magisterpromotionen für den betreffenden Zeitraum leicht zugänglich sind. Der einzige Tübinger Magister aus diesem Zeitraum mit diesem Vornamen ist ein Petrus Biecheler von Plieningen, der 1515 promoviert wurde.⁵² Er war am 11. Januar 1505 in Tübingen immatrikuliert worden, wurde im Dezember 1506 Bakkalaureus, seine Magisterpromotion fand am 24. Januar 1515 statt.⁵³ In der Heidelberger Matrikel, die ebenfalls überprüft wurde, findet sich kein Magister Peter N. Leider wissen wir – vorläufig – nichts weiter über M. Peter Biecheler; er erscheint auch später nicht in der württembergischen evangelischen Pfarrerschaft, doch muss dies kein Argument gegen die Annahme sein, dass er 1525 Bottwarer Pfarrverweser gewesen ist. Ein anderer Versuch, Meister Peter mit »Wolfgangus Petrus de Kirchen civitate« zu identifizieren, der am 29. April 1507 in Tübingen immatrikuliert wurde, im September 1508 das Bakkalaureat und am 23. Juli 1515 den Magistertitel errang⁵⁴, geht in die Irre, weil Peter nach dem damaligen Sprachgebrauch der Vorname sein muss.

Von Meister Peter heißt es, dass er schon 1523 in Bottwar das Evangelium gepredigt habe.⁵⁵ Diese weiter nicht verbürgte Nachricht wird noch verstärkt durch die Angabe, Meister Peter habe gegen das »Dimperle Damperle der Messe« gepredigt.⁵⁶ Dies wäre freilich eine zentrale Kritik an der Messe, die ja die tägliche Aufgabe eines Priesters war. Ob sich das »Dimperle Damperle« tatsächlich auf die Messe, etwa das Geläut bei der Wandlung bezieht, erscheint jedoch fraglich. Der Ausdruck erscheint nämlich nicht im Zusammenhang mit Meister Peter⁵⁷, sondern bei Feuerbachers Aufzählung der Beschwerden des Wunnensteiner Haufens gegenüber den Gesandten des Landtags. Hier ging es – wie

bereits dargestellt – um die Predigt des Evangeliums, das lauter verkündet werden solle, und nicht den »dimperlein, damperlein«. ⁵⁸ Es ging also darum, den Leuten nicht irgendetwas, sondern eben das Evangelium zu sagen.

Valentin Vannius

Während die Gestalt des Bottwarer Meister Peter nach wie vor im Dunklen bleibt, findet sich in Beilstein ein früher Anhänger Luthers, von dem wir mehr wissen. Valentin Vannius⁵⁹, wie er sich später latinisiert nannte, ist der 1495 geborene Sohn der Beilsteiner Familie Wannemacher oder Wanner. Er trat zu einem unbekanntem Zeitpunkt ins Kloster Maulbronn ein und hatte von dort aus möglicherweise die Gelegenheit zu einem Studium in Heidelberg. Er verließ das Kloster aber während des Bauernkriegs 1525, wohl als das Kloster von einer Abteilung Bauern besetzt war. Er begab sich zunächst in seine Heimat, konnte aber dort nach der Niederschlagung der Erhebung nicht mehr bleiben und wurde Pfarrer und Kaplan im benachbarten Löwenstein. Er war hier der Nachfolger von Johann Geyling⁶⁰ von Ilsfeld, der vermutlich ein Verwandter von ihm gewesen ist. In Löwenstein blieb Vannius bis 1532, als ihn Geyling nach Feuchtwangen in der Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach holte. Geyling war dort seit 1528 Superintendent, hat also hier von Anfang an bei der Reformation der Markgrafschaft mitgewirkt. Nach einem Jahr wurde Vannius nach Ansbach versetzt, wo er Kaplan an St. Johannes wurde. Vannius' Aufenthalt in Ansbach war aber nur kurz, denn alsbald wurde er nach Kulmbach versetzt, wo er als Lektor im dortigen Augustinerkloster wirkte.

Rückkehr Herzog Ulrichs

Mit der Schlacht von Böblingen am 12. Mai 1525 endete für Württemberg der Bauernkrieg. Dies bedeutete für das Herzogtum unter der Regierung des Erzherzogs Ferdinand, dass auch weiterhin reformatorische Bestrebungen bekämpft wurden.⁶¹ Herzog Ulrich, dessen Versuch, mit dem Bauernhaufen zu einer Verständigung zu kommen, durch dessen rasche Niederschlagung zunichte gemacht wurde, begab sich nun nach Hessen, wo sich Landgraf Philipp bereits eindeutig der Reformation zugewandt hatte. Herzog Ulrich war deshalb auch bei dem Religionsgespräch in Marburg im Oktober 1529 zugegen, mit dem der Landgraf – allerdings vergeblich – versuchte, in der zwischen Luther und Zwingli strittigen Abendmahlslehre zu einer Einigung zu kommen. Für Herzog Ulrich war das Gespräch jedoch eine gute Gelegenheit, da ihn dabei die namhaftesten reformatorischen Theologen kennenlernen konnten. Nach dem Totschlag an Hans von Hutten 1515 hatte ihn ja der Humanist Ulrich von Hutten, ein Verwandter des Getöteten, in einer publizistischen Kampagne als Bestie und Tyrannen dargestellt. Nun konnten die Theologen sehen, dass eben dieser Herzog Ulrich gegenüber dem Evangelium aufgeschlossen war.

Das Ziel des Herzogs war nach wie vor die Wiedergewinnung seiner angestammten Herrschaft. Landgraf Philipp, der politische Kopf der Reformation, hatte ihm seine Hilfe zugesagt und traf umsichtig die politischen und militärischen Vorbereitungen dazu. Der sächsische Kurfürst und die Wittenberger Theologen rieten freilich von militärischen Aktionen zugunsten des Herzogs ab; das Evangelium sollte nicht mit Gewalt ausgebreitet werden. Der Landgraf ließ sich freilich nicht von seinem Vorhaben abbringen. Er plante keinen Religionskrieg, es ging ihm um die Wahrung der fürstlichen Unabhängigkeit gegenüber dem Kaiser.



*Landgraf Philipp von Hessen
(1504–1567)
reg. 1518–1567*



*Herzog Ulrich von Württemberg
(1487–1550)
reg. 1498–1519, 1534–1550*

Die Finanzierung des geplanten Feldzugs erfolgte im Wesentlichen durch den französischen König, einem Feind der Habsburger, durch die Verpfändung von Mömpelgard. Der richtige Zeitpunkt schien im Frühjahr 1534 gekommen zu sein, als für die Niederschlagung des Täuferreichs von Münster allenthalben Truppenwerbungen stattfanden. Überdies war der Kaiser in Spanien, Erzherzog Ferdinand, der von seinem in der Schlacht von Mohács 1526 gefallenen Schwager Ludwig die ungarische Krone geerbt hatte, war mit den Türken befasst. Beide wussten, dass für den Besitz Württembergs Gefahr drohte, sahen aber keine Möglichkeit zum Eingreifen.

Der Landgraf und Herzog Ulrich brachen am 23. April mit ihrem Heer von Kassel auf, zogen durch den Odenwald und erschienen am 10. Mai in Neckarsulm, wo der Neckar überschritten wurde. In Württemberg regierte als Statthalter

König Ferdinands der Pfalzgraf Philipp von Pfalz-Neuburg († 1548), ein Bruder des späteren Pfälzer Kurfürsten Ottheinrich (1556–1559). Für die Abwehr Herzog Ulrichs besaß der Statthalter die Unterstützung der Oberschicht des Landes, der Prälaten und der Ehrbarkeit, die traditionell gegen Ulrich eingestellt waren. Die einfachen Leute hingegen waren für den Herzog. Im Landesaufgebot, das diese Leute zu stellen hatten und das neben wenigen geworbenen Landsknechten das Heer des Statthalters bildete, machte das Wort die Runde: »Unsere Spieße stechen den Herzog nicht«.

Nach der ersten Feindberührung bei Hausen am 12. Mai fand am 13. Mai bei Lauffen das entscheidende Gefecht statt. Gleich anfangs wurde der Statthalter durch den Schuss einer hessischen Kanone an der Ferse verwundet, musste sich aus dem Kampf zurückziehen und wurde auf den Asperg gebracht. Sein Heer wandte sich zur Flucht. Das Land stand nun den beiden Fürsten offen, mit Ausnahme der Festungen Asperg, Neuffen und Hohenurach, die sich aber nach einigen Wochen ergaben.

Der Landgraf und Herzog Ulrich mussten natürlich eine vertragliche Sicherung des Erreichten erstreben. König Ferdinand hatte direkte Verhandlungen mit den beiden Landfriedensbrechern, dem Landgrafen und Herzog Ulrich, abgelehnt. Diese schlugen daher ihr Lager in Daugendorf in der Nähe der vorderösterreichischen Stadt Riedlingen auf, um so Druck auf Ferdinand auszuüben. Aus Kostengründen konnte diese Stellung freilich nicht beliebig lange gehalten werden. Als Unterhändler betätigte sich nun Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, der ohnehin gegen den württembergischen Feldzug gewesen war und für den diese Angelegenheit auch nur eine unter anderen war. So ging es etwa um die Anerkennung Ferdinands als römischem König. Immerhin kam schon am 29. Juni 1534 in Kaaden an der Eger ein Vertragspaket zustande, mit dem der Nürnberger Anstand von 1532 – ein Nichtangriffspakt der katholischen und evangelischen Fürsten – verlängert und dadurch Herzog Ulrich die Möglichkeit zur Reformation des Landes eingeräumt wurde. Hierbei sollten aber die »Sakramentierer«, gemeint sind damit die Zwingli-Anhänger, ausgeschlossen sein.

Herzog Ulrich tobte, als er den Vertrag zu Gesicht bekam. Der Landgraf und seine Räte mussten ihn mühsam davon überzeugen, dass dieser für ihn annehmbar war. Die Schwierigkeit für Ulrich war vor allem, dass Württemberg nunmehr ein Lehen vom Haus Österreich und kein unmittelbares Reichslehen, Ulrich aber trotzdem Reichsfürst sein sollte. Österreich behielt damit den Fuß in der Türe; im Falle des Aussterbens des Hauses Württemberg würde das Haus Österreich das Herzogtum erben. Überdies behielt Ferdinand den Titel eines Herzogs von Württemberg. Herzog Ulrich konnte schließlich überzeugt werden, den Vertrag anzunehmen. Als er im Sommer 1535 zum Lehensempfang nach Wien reiste, hatte er aber hinsichtlich der Reformation bereits vollendete Tatsachen geschaffen.

Die württembergische Reformation war somit ein Nebenprodukt der politisch-militärischen Entwicklung. Gleichwohl wird man sagen können, dass die Reformation in Württemberg zumindest aufgeschoben, wenn nicht gar verhindert worden wäre, wenn das Kriegsglück in Lauffen anders entschieden hätte.

Beginn der Reformation

Wie aber wird reformiert? Dem Herzog waren alsbald Personalvorschläge gemacht worden. Er stellte daraufhin zwei Reformatoren ein, nämlich den aus Heilbronn stammenden Erhard Schnepf⁶², der zu der Zeit Prediger in Marburg



Erhard Schnepf.

und Professor an der neugegründeten Universität war. Der zweite war Ambrosius Blarer⁶³ von Konstanz, der nicht nur an der Reformation seiner Vaterstadt, sondern auch anderer oberdeutscher Reichsstädte beteiligt gewesen war. Beide konnten daher als Fachleute und somit bestens geeignet für die ihnen übertragene Aufgabe gelten. Ein Problem stellte freilich der Abendmahlsstreit dar. Schnepf gehörte zur lutherischen Seite, während Blarer der oberdeutschen, zu Zwingli neigenden Gruppe zählte. Wider Erwarten konnten sich die beiden Reformatoren aber schon bei ihrem ersten Zusammentreffen auf eine Konsensformel einigen. Überdies bekamen die beiden verschiedene Arbeitsbereiche zugewiesen: Schnepf das Land unter der Steig, also den Norden, Blarer das Land ob der Steig, den Süden des Herzogtums.

Der Vorgang der Reformation gestaltete sich so, dass die Pfarrer in die Amtsorte einbestellt

und auf ihre Haltung gegenüber der vom Herzog geplanten Reformation befragt wurden. Dieses Verfahren ist zumindest für den Sprengel Blarers bezeugt, für den Norden des Herzogtums, zu dem das Bottwartal gehörte, haben wir darüber leider keine Nachrichten. Man muss aber annehmen, dass Schnepf dasselbe Verfahren eingeschlagen hat. Die Reformation gestaltete sich zunächst als eine durchgreifende Personalveränderung. Diejenigen Geistlichen, die gegen die Reformation waren, wurden entlassen, falls sie von der königlichen Regierung, also zwischen 1519 und 1534 bestellt worden waren. Wer vor 1519 ins Amt gekommen, auch wer alt und krank war, durfte auf seiner Stelle bleiben. Wir haben es also in vielen Fällen mit einer mehr oder weniger langen Übergangszeit zu tun.

Die Durchführung der Reformation im Bottwartal

Beilstein

Für einige Ämter des Landes, so für Beilstein und Marbach, haben wir aus dem Sommer 1534 Aufstellungen über die vorhandenen Pfründen, deren Patrone und Inhaber.⁶⁴ Für das Amt Bottwar fehlt diese Erhebung, so dass wir hier in mancher Hinsicht im Unklaren bleiben. Für Beilstein wird in der Pfründenerhebung festgestellt, dass Michael von Tachenhausen, Komtur des Johanniterordens zu Rohrdorf, die Pfarrei zu verleihen hat. Diese hatte 1534 Matthias Thomae inne. Thomae stammte von Löwenstein. Er hatte in Wittenberg studiert; er war dort am 25. Oktober 1516 immatrikuliert worden. Thomae erscheint in Wittenberg in Gesellschaft von drei Studenten aus Ilsfeld, darunter auch Johannes Koch, der spätere Famulus von Philipp Melanchthon.⁶⁵ Wir wissen nicht, wie lange Thomae in Wittenberg war, sein Landsmann Koch hat immerhin am 22. März 1518 dort den ersten akademischen Grad, den des Bakkalaureus erworben.⁶⁶ Vielleicht hat Thomae dies auch getan. In der Heimat erscheint er 1521, als er sich um die Pfarrei Kleinaspach bemühte, wofür er offenbar die Fürsprache des auf dem Lichtenberg sitzenden Dietrich von Weiler hatte. Das Patronatsrecht über die Kleinaspacher Pfarrei scheint zwischen Dietrich von Weiler und dem Stift Oberstenfeld strittig gewesen zu sein, denn das Stift rief Bischof Georg von Speyer zu Hilfe, der für das Stift entschied. Aber noch im Lagerbuch des Amtes Bottwar von 1522 wird Dietrich von Weiler als Lehensherr genannt.⁶⁷ Matthias Thomae, der bereits in Kleinaspach investiert worden war, wurde auf den bischöflichen Entscheid mit der Maria-Magdalenen-Pfründe an der Oberstenfelder Stiftskirche abgefunden.⁶⁸ Als sein Vorgänger auf dieser Stelle wird 1517 ein Urban Waibel genannt.⁶⁹ Zwei Jahre später vertauschte Thomae seine Oberstenfelder Kaplanei mit dem Beilsteiner Pfarrer Matthias Rychart. Der letztere wurde 1523 Kaplan in Oberstenfeld und Thomae wurde Pfarrer in Beilstein.

Die 1404 vom Gleißenden Wolf von Wunnenstein gestiftete Liebfrauenpfründe in Beilstein war nach der Pfründenerhebung von 1534 abwechselnd vom Komtur und den Herren von Urbach, den Erben des Gleißenden Wolfs, zu verleihen.⁷⁰ Diese Pfründe hatte M. Hans Maier von Beilstein inne, der sie aber durch einen Substituten versehen ließ, weil er selbst anderweitig bepfründet war. Maier war am 16. März 1506 in Tübingen immatrikuliert worden, wurde am 1. Juli 1507 zum Bakkalaureus, am 15. Juli 1510 zum Magister artium promoviert⁷¹, hatte also ein mehrjähriges Universitätsstudium zurückgelegt.

Die vom Gleißenden Wolf bereits 1394 auf dem mittleren Altar in der Ehre St. Peters, St. Johannes des Evangelisten und St. Leonhards in der Beilsteiner Pfarrkirche gestiftete Heilig-Kreuz-Pfründe⁷² war ebenfalls abwechselnd vom Komtur und den Urbachern zu besetzen⁷³ und war im Besitz von M. Hans Dachenhauser. Dieser war am 27. September 1521 als »Joannes Dachenhauser ex Kaltentall Spir[ensis] Dioc[esis]« in Heidelberg immatrikuliert worden⁷⁴ und hat wohl auch dort den Magistergrad erworben. Er war vermutlich ein unehelicher Abkömmling der Familie von Tachenhausen, der auch der Komtur angehörte.

Die beiden anderen Beilsteiner Pfründen waren ausschließlich vom Komtur zu vergeben. Zum einen die Katharinen-Pfründe, die Konrad Seitz innehatte, der aber zugleich die Blasius-Pfründe in der Oberstenfelder Stiftskirche besaß. Zum anderen die Nikolaus-Pfründe in der Kapelle vor der Stadt, der heutigen St.-Anna-Kirche. Diese Pfründe besaß Martin Wegerlin. Dieser stammte aus Beilstein und war am 19. Juni 1517 in Tübingen immatrikuliert worden, wo er im



*Beilstein. Ansicht von Georg Kleinsträtzl, 1664.
Die Magdalenenkirche, die ursprüngliche Pfarrkirche des Städtchens,
steht auf halber Höhe des Burgbergs. Ganz links die ehemalige Nikolauskapelle,
als St. Anna-Kirche seit 1617 Pfarrkirche.*

Dezember 1518 den ersten akademischen Grad des Bakkalaureus erwarb.⁷⁵ Wegerlin war im Herbst 1534 noch im Amt, denn am 21. November dieses Jahres vergab er als Kaplan der St. Nikolaus-Pfründe zu Beilstein ein Stück Acker und Egarten (Ödland), genannt »zu Lindau«, um ein Drittel des Ertrags zu Erblehen.⁷⁶

Beilstein hatte also eine fünfköpfige Geistlichkeit, wovon vier universitär gebildet waren, zwei sogar den Magistergrad erworben hatten. Dies bedeutete, dass sie lediglich den Studiengang der Artistenfakultät abgeschlossen hatten. Zum Studium der Theologie, die ja zu den oberen Fakultäten zählte, war wohl keiner gelangt. Dies war auch nicht nötig, wie sich vor allem an Konrad Seitz zeigt, für den kein Universitätsstudium nachzuweisen ist. Er besaß gleichwohl zwei Pfründen.

Allgemein kann gesagt werden, dass die Reformation im Ergebnis eine Stellenreduzierung bewirkte. Dies lässt sich gut an Beilstein zeigen. Die fünf genannten geistlichen Stellen am Ort, nämlich Pfarrei und vier Kaplaneien, wurden im Endergebnis auf zwei verringert, nämlich Pfarrei und Diakonat, also erstes und zweites Pfarramt. Der Weg dahin nahm freilich einige Zeit in Anspruch, nicht zuletzt deshalb, weil der Herzog in Beilstein keine Patronatsrechte besaß. Hier ergriff nun die Beilsteiner Gemeinde die Initiative.⁷⁷ In einem undatierten, wohl auf das Frühjahr 1535 anzusetzenden Gesuch der Stadt an den Herzog⁷⁸ wird in erster Linie die Wichtigkeit der Predigt des Evangeliums

betont. In Beilstein habe man aber im Unterschied zu anderen Städten noch keinen entsprechenden Prediger. Überhaupt erklärten sich die Beilsteiner mit ihrem Pfarrer unzufrieden, weshalb viele aus der Gemeinde, vor allem die Leute in den Filialen, auswärtige Prediger besuchten. Sie wünschten sich deshalb einen Prediger, der ihnen das »pur lautere Gotteswort« verkündete. Die vier Kapläne am Ort werden zwar erwähnt, doch war deren Wirken für die Gesuchsteller nicht der Rede wert, zumal drei dieser Kapläne auch noch auswärts Pfründen hatten.⁷⁹ Die Beilsteiner wussten auch schon einen geeigneten Prediger, ihr »Stadtkind« Valentin Wannemacher. Dem Gesuch verdanken wir eine kurze Darstellung des Werdegangs von Vannius, den die Beilsteiner sich vom Herzog als Prediger erbat. Vannius war ihnen von Johann Geyling empfohlen worden, der schon 1534 seine Stellung in Feuchtwangen aufgegeben und Pfarrer in Weinsberg geworden war.⁸⁰

Der Beilsteiner Obervogt, Bernhard von Talheim, hatte dem Beilsteiner Gesuch einen Beibericht angefügt, in dem er darauf hinwies, dass der Herzog in Beilstein keine geistliche Stelle zu besetzen habe, vielmehr stünden diese in der Verfügung des Komturs der Johanniter zu Rohrdorf und der Herren von Urbach. Es gelang aber doch, vielleicht sogar mit Zustimmung des Komturs, Vannius als Pfarrer nach Beilstein zu holen. Sein Vorgänger, der bei den Beilsteinern so unbeliebte Matthias Thomae, wurde als Pfarrer nach Lauffen versetzt. Dies zeigt, dass er als ehemaliger Wittenberger Student der Reformation zugeneigt war, denn in Lauffen amtierte er noch 1547. Die Versetzung von Thomae zeigt ferner, dass die herzogliche Regierung jetzt schon die Rechte des Johanniterordens in Beilstein an sich genommen hatte. Am 25. Oktober 1548 verlangte nämlich der Komtur von Rohrdorf von Herzog Ulrich, die vom Vogt von Beilstein eingezogenen Pfründen, nämlich die Pfarrei, die Liebfrauen-, Nikolaus-, Katharinen- und Leonhardspfründe wieder herauszugeben, dazu auch die Pfarrpfründe zu Auenstein.⁸¹ Dieses Verlangen war möglich in der Situation des Interims, von der noch zu sprechen sein wird.

Valentin Vannius war durch die Versetzung von Thomae Pfarrer von Beilstein geworden, wirkte aber nur etwa anderthalb Jahre dort. Er wurde dann nach Backnang und kurze Zeit später nach Stuttgart versetzt. Die evangelische Kirche des Herzogtums war auf Leute angewiesen, die bereits Erfahrung mitbrachten und somit rasch in wichtige Stellen kamen. Vannius wurde später der erste evangelische Abt des Klosters Maulbronn.

Der Nachfolger von Vannius in Beilstein war wahrscheinlich Veit Weinlin von Vaihingen, der 1513/14 in Tübingen studiert hatte, sich dann aber als Anhänger der Reformation nach Straßburg wandte und wohl seit 1530 Pfarrer in Oberhausbergen in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg wurde. Auch er kehrte dann nach Württemberg zurück, war 1537 Pfarrer in Aidlingen und wird 1542 und 1545 als Pfarrer in Beilstein genannt, der er wohl bis 1548 war. Über das Schicksal der vier Beilsteiner Kapläne besitzen wir leider keine Nachrichten. Keiner von ihnen ist im evangelischen Kirchendienst in Württemberg nachzuweisen. Von den fünf Beilsteiner Geistlichen hatte sich somit nur einer, Pfarrer Matthias Thomae, der Reformation angeschlossen.

Oberstenfeld

In Oberstenfeld begegnete die Reformation wieder anderen Verhältnissen.⁸² Das Stift hatte sämtliche geistlichen Stellen, einschließlich der Pfarrstelle an der zur Würzburger Diözese gehörigen Peterskirche zu besetzen. Der Pfarrer der Stiftskirche war seit alters zugleich der Pfarrer der Oberstenfelder Dorfgemeinde. Daher war die Rechtslage, wie sich immer wieder auch in späterer Zeit zeigen sollte, durchaus kompliziert. Graf Eberhard II. von Württemberg hatte 1357 mit der Herrschaft Lichtenberg auch die Vogtei über das Kloster Oberstenfeld erworben. Dies war der rechtliche Ansatzpunkt für die Durchführung der Reformation in Oberstenfeld.

Nach der Pfründenerhebung von 1534 gab es in Oberstenfeld fünf Geistliche. Die Pfarrei hatte Albrecht von Weiler inne, offensichtlich ein Spross der auf dem Lichtenberg sitzenden Familie von Weiler. Er versah das Pfarramt nicht persönlich, sondern durch einen Georg Frey, der ihm jährlich 60 Gulden »zu absent« geben musste. Frey bezog demnach die Pfründe und musste dem Stelleninhaber dafür eine feste Summe abgeben.

Die Liebfrauenpfründe hatte M. Kilian Eberlin inne, der nach seinem Magister-titel ein Universitätsstudium zurückgelegt haben muss, sich aber an keiner Universität nachweisen lässt. Die Maria-Magdalenen-Pfründe besaß Matthias Reichart, der ehemalige Beilsteiner Pfarrer. Die Blasius-Pfründe hatte der uns bereits aus Beilstein bekannte Konrad Seitz inne. Die Pfründenerhebung 1534 nennt auch den Pfarrer der Peterskirche, der Aurelius Lepplin hieß. Mit Ausnahme von M. Kilian Eberlin hatte keiner der Oberstenfelder Geistlichen ein Universitätsstudium aufzuweisen.

Unmittelbar nach der Einnahme des Herzogtums besteuerte Herzog Ulrich die Geistlichkeit des Landes, um seine Kriegskosten begleichen zu können. Das Stift Oberstenfeld musste – wenn auch unter Protest – 500 Gulden bezahlen. Auch die Inhaber geistlicher Pfründen wurden in dieser Weise – die Hälfte des jährlichen Einkommens – besteuert. Dergleichen Steuern hatte es in der Vergangenheit auch schon gegeben. Wichtiger war aber jetzt die Frage, inwiefern das Stift als klösterliche Einrichtung Bestand haben konnte. Bereits 1535 erschien im Stift Oberstenfeld eine herzogliche Kommission, die den Chorfrauen die Beobachtung der herzoglichen Kirchenordnung auferlegte. Dies bedeutete, dass die seitherige Aufgabe des Stifts, nämlich das Gebet für die Toten, insbesondere für die Stifter und Wohltäter des Stifts, abgeschafft werden sollte. Die erste württembergische Kirchenordnung, die eigentlich eine Gottesdienstordnung war, erschien 1536.⁸³ Aber mit dieser Maßnahme war auch im Dorf Oberstenfeld, dessen Landesherr der Herzog war, die Reformation eingeführt. Zweifellos ging der Oberstenfelder Äbtissin dann auch noch das herzogliche Mandat vom 25. Dezember 1534 zu, wonach die geistlichen Würdenträger, die Pfarrstellen im Land zu vergeben hatten, aufgefordert wurden, diese mit evangelischen Geistlichen zu besetzen.⁸⁴

Vorerst wurde jedoch der Messgottesdienst in der Stiftskirche fortgesetzt. Eine zweite Kommission, die wohl 1536 in Oberstenfeld war, bestand wiederum auf der Abschaffung des Messgottesdienstes. Albrecht von Weiler und sein Vikar verzichteten 1536 offenbar auf das Pfarramt, auf das der aus Esslingen stammende



Blick auf den Ortskern von Oberstenfeld mit Stiftsgebäude, Stiftskirche und Dorfkirche (rechts), Ausschnitt aus einer Postkarte aus der Zeit um 1960.

Veit Engel⁸⁵ kam. Äbtissin und Chorfrauen untersagten diesem jedoch die Benutzung der Stiftskirche, so dass Engel in der Dorfkirche zu St. Gallus predigte. Diese wurde aber bei dem großen Andrang von Zuhörern zu klein, so dass Engel im Freien, auf einem Stapel Zimmerholz stehend, predigte. Nur wenn es regnete, gestattete die Äbtissin die Benutzung der Stiftskirche. Wie sich auch in späteren Zeiten zeigen sollte, ging es der Äbtissin Magdalena von Talheim (1526–1570)⁸⁶ nicht darum, die Reformation zu verhindern, sondern lediglich um ihr alleiniges Verfügungsrecht über die Stiftskirche.

Nachdem das Stift eine gewisse Offenheit gegenüber der Reform der Kirche gezeigt hatte, blieb noch die Frage, ob das Stift als klösterliche Institution bestehen bleiben würde. Da der Adel sich unmissverständlich für die Erhaltung des Stifts einsetzte, blieb Herzog Ulrich nichts anderes übrig, als zu erklären, dass dieses zugunsten »der armen Edelleut Töchter« bestehen bleiben sollte, doch sollten die Messe und andere päpstliche Gesänge abgeschafft sein. Damit war das Stift reformiert, an die Stelle der Messe und des Chorgebets traten tägliche Andachten.

Das Stift war durch das ganze Mittelalter als »monasterium« (Kloster) bezeichnet worden. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts legte man aber Wert darauf, nicht mit den übrigen Frauenklöstern, etwa der Bettelorden, gleichgesetzt zu werden, sondern bezeichnete sich als Stift. Dessen Aufgabe sollte sein, Töchter des Adels zu erziehen, die dann entweder heiraten oder auch lebenslanglich im Stift

die ihnen verliehene Pfründe genießen sollten.⁸⁷ Diese Zweckbestimmung hatte nun dem Stift das Überleben in der Reformation ermöglicht, durch die im Herzogtum Württemberg ansonsten alle klösterlichen Einrichtungen aufgehoben wurden.

Veit Engel wurde 1541 nach Stuttgart versetzt. An seine Stelle kam Thomas Neuffer, zuvor Prädikant in Großbottwar. Er ist wohl identisch mit jenem »Fr. Thomas Neiffer Heilpronnensis de Speciosa valle Herbipolensis dioc.«, einem Mönch des Zisterzienserklosters Schöntal, der zusammen mit einem Ebracher Mitbruder am 2. Oktober 1512 in Heidelberg immatrikuliert wurde.⁸⁸ Neuffer hat somit ein ähnliches Schicksal wie Valentin Vannius gehabt. Das Universitätsstudium befähigte ihn offenbar zur Übernahme der Großbottwarer Prädikatur. Er wird zuletzt 1545 in Oberstenfeld genannt, hat aber, falls er nicht gestorben ist, die Stelle schon vor 1548 verlassen. Sein Nachfolger war der aus Augsburg stammende Moritz Kern. Dieser ist wohl identisch mit jenem Mauritius Kern »de Augusta«, der am 22. Oktober 1521 an der Tübinger Universität, am 1. Dezember 1530 aber in Wittenberg immatrikuliert wurde. Seit 1539 war er Pfarrer in Welzheim, kam dann nach Göppingen, wo er noch 1545 genannt wird. Bald darauf kam er nach Oberstenfeld, wo aber schon 1550 ein Nachfolger auf der Pfarrstelle genannt wird.⁸⁹

Da das Stift sämtliche Kaplaneien am Ort zu vergeben hatte, konnten deren Inhaber bis auf weiteres auf ihren Stellen verbleiben. Matthias Reichart wird 1542 und 1545 als Schulmeister in Oberstenfeld genannt. Man wird daher annehmen können, dass er sich der Reformation angeschlossen hatte, im Unterschied zu den übrigen Oberstenfelder Geistlichen, die sich nicht im evangelischen Kirchendienst Württembergs nachweisen lassen. Zuletzt erscheint noch 1548/49 Egolf Kayser als Inhaber der Maria Magdalenen-Pfründe. Aurelius Lepplin, der Pfarrer der Peterskirche, übergab, einer späteren Nachricht zufolge, altershalber seine Stelle dem Gronauer Pfarrer. Diese kirchenrechtlich etwas zweifelhafte Geschichte führte ein halbes Jahrhundert später zu allerhand Verwirrungen.

Großbottwar

Welche Geistlichen die Reformation in Großbottwar vorfand, ist leider nicht bekannt. Es war bisher auch zweifelhaft, wie viele geistliche Stellen es in Großbottwar gab.⁹⁰ Das Bottwarer Lagerbuch von 1522⁹¹ zählt sechs Stellen auf, nämlich die Pfarrei und drei Kaplaneipfründen, die sämtlich vom Kloster Murrhardt zu vergeben waren. Ferner wird im Lagerbuch auch die von Hans Rucker gestiftete Prädikatur genannt, die von Gericht und Rat ohne Mitwirkung des Vogts zu vergeben war. Für eine vierte Kaplanei hatten Vogt, Gericht und Rat das Nominationsrecht, das Kloster Murrhardt hingegen das Präsentationsrecht. Bei der Ablösung der Murrhardter Rechte durch Württemberg 1555 werden in Großbottwar die Pfarrei, zwei Kaplaneien und zwei Frühmesspfründen genannt.⁹² Es fehlt hier die Prädikatur, weil sie von der Stadt Bottwar zu vergeben war, die dafür gesondert abgefunden wurde. Es gab also mit der Pfarrei insgesamt sechs Pfründen in Großbottwar.

Ein Pfarrverweser wird im Lagerbuch von 1522 nicht genannt, vielleicht war es der leider nicht weiter zu identifizierende Meister Peter. Kapläne der drei ausschließlich durch Murrhardt zu besetzenden Stellen waren 1522 Jörg Maier,

Hans von Speyer und Jörg Fischer; die vierte Kaplanei hatte Thomas Goppolt inne. Diese vier müssen 1534 nicht mehr auf ihren Stellen gewesen sein, weshalb ihnen nicht mehr weiter nachgegangen wird.

Auch in Großbottwar wurde der Bestand von sechs geistlichen Stellen im Endergebnis – ebenso wie in Beilstein – auf zwei verringert, nämlich Pfarrer und Prädikant oder Diakon. Als Pfarrer erscheint vor 1541 ein Gregor Arnolt, über den leider nichts weiter bekannt ist. Sein Nachfolger, der von 1540 bis 1545 im Amt war, heißt Johann Röckelin, der am 10. Oktober 1501 in Heidelberg immatrikuliert wurde, wo er im Juni 1503 das Bakkalaureat erwarb. Er studierte dann in Ingolstadt und wurde am 23. Oktober 1509 in Tübingen immatrikuliert. Von 1509 bis 1532 war er Pfarrer in Oberrot, wo das Kloster Murrhardt ebenfalls das Patronat besaß.⁹³ Dies würde erklären, dass er, nachdem er sich der Reformation angeschlossen hatte, Pfarrer in Großbottwar wurde.

Einen ebenso wechselvollen Lebenslauf wie Röckelin hatte sein Nachfolger Peter Venetscher⁹⁴, der aus Brig an der Rhone im schweizerischen Kanton Wallis stammte. Er wurde am 14. September 1530 an der Universität Freiburg immatrikuliert und trat alsbald in die dortige Kartause ein, wo er es zuletzt bis zum Prior brachte. Er wandte sich dann der Reformation zu. Als in Pfalz-Neuburg die Reformation eingeführt wurde, war er 1543 zunächst Prediger in Neuburg an der Donau, dann in Reichertshofen. Wie er von dort nach Württemberg kam, ist unbekannt, jedenfalls war er von 1545 bis 1548 Pfarrer in Großbottwar.

Der oben genannte Thomas Neuffer, der 1541 nach Oberstenfeld versetzt wurde, wird der letzte Inhaber der Prädikatur gewesen sein. Als zweite Geistliche



*Großbottwar. Ansicht von Matthäus Merian, 1643.
Ganz links die Pfarrkirche, im Hintergrund rechts die Burg Lichtenberg.*

in Großbottwar werden nach ihm die Diakone genannt, die vom Herzog ohne Mitwirkung der Bottwarer Gemeinde eingesetzt wurden. Das heißt, dass die Prädikatur nun abgeschafft und dafür das Diakonat eingerichtet worden war.

Als Diakon in Großbottwar wird in den Jahren 1544 und 1545 Peter Stör genannt, über den leider nichts weiter bekannt ist. Sein Nachfolger war Michael Haas von Herrenberg, der zu der ersten Generation der im Tübinger Stift ausgebildeten württembergischen Theologen gehört. Er wurde am 9. Dezember 1539 in Tübingen immatrikuliert, am 17. August 1540 ins Stift aufgenommen. Er erwarb die akademischen Grade des Bakkalaureus und des Magisters und kam an Pfingsten 1547 nach Großbottwar. Er starb auf seiner letzten Pfarrstelle Sersheim am 17. April 1585.

Kleinbottwar

Über die Reformationgeschichte von Kleinbottwar haben wir keine Nachrichten. Heinrich Meißner (1863–1942), von 1890 bis 1896 Pfarrer in Kleinbottwar, vermutet in seiner Ortschronik, dass in Kleinbottwar gleichzeitig wie im Herzogtum Württemberg die Reformation eingeführt worden sei. Dies ist unwahrscheinlich, denn Kleinbottwar spielte als Adelherrschaft eine Sonderrolle. Sicher ist es richtig, dass der 1534 verstorbene Eitelhans von Plieningen noch von der Reformation unberührt war. Sehr wahrscheinlich haben erst die beiden Söhne Hans Dietrich und Hans Siegmund die Reformation angenommen.⁹⁵

Steinheim

Für die Klöster wie das Dominikanerinnenkloster Steinheim⁹⁶ machte sich die Rückkehr von Herzog Ulrich zunächst dadurch bemerkbar, dass dieser noch im Sommer 1534, desgleichen im Sommer 1535 für zwei weitere Jahre eine Sondersteuer in Höhe des halben Jahreseinkommens erhob. Diese Sondersteuer, die die gesamte Geistlichkeit betraf, benötigte der Herzog für die Finanzierung seines Feldzugs zur Wiedererlangung seines Landes. Ein solcher Beitrag der Geistlichkeit zu den Lasten des Landes war keineswegs unüblich. Man wusste aber, dass weitergehende Maßnahmen zu erwarten waren. Die Reformation hatte ja die hergebrachte klösterliche Lebensform für unnütz, ja sogar für schädlich erklärt, weil diese eine Form der Werkgerechtigkeit darstellte. Diese widersprach der Auffassung von der geschenkten Gnade in Christus, der zentralen reformatorischen Erkenntnis Martin Luthers. Damit hatten die Klöster in den reformatorischen Kirchen keinen Platz mehr und mussten abgeschafft werden.

Zunächst machte man sich aber an eine Inventur der Klöster. Diese Bestandsaufnahme des Klosterbesitzes stand im Zusammenhang mit der Steuerforderung, die man in der Regel zunächst mit dem üblichen Hinweis auf die Unvermögllichkeit des jeweiligen Klosters zurückgewiesen hatte. Nun wurden die Wertsachen, Register und Archive, die Aufschluss über die Einkünfte gaben, unter Verschluss genommen, so dass sie den Äbten und Konventen nur noch unter Zuziehung eines herzoglichen Beauftragten zugänglich waren. Den Klöstern wurde auch untersagt, Novizen aufzunehmen.

Immerhin machte man den Versuch, die Klosterinsassen für das Evangelium zu gewinnen, wenn man auch annehmen muss, dass die Steuerforderungen und die weiteren damit zusammenhängenden Maßnahmen hier nicht gerade empfehlend



Steinheim um 1685, Ansicht aus dem Reichenberger Forstlagerbuch von Andreas Kieser. Links die Gebäude des ehemaligen Klosters Mariental.

gewirkt haben dürften. Schon 1534 waren Lektoren in die Klöster geschickt worden, wobei man sich durchweg besonders qualifizierter Theologen bediente. Im Dominikanerinnenkloster Steinheim wurde Pfarrer Johann Marcoleon (Märklin) mit der Predigt beauftragt. Märklin stammte aus Marbach und war ein Bruder des bereits genannten Alexander Märklin, eines frühen Anhängers Luthers. Johann war seit 1530 Pfarrer in Murr, wo er die Reformation eingeführt hat. Bei den Steinheimer Nonnen stieß er auf Widerstand. Diese behaupteten, keinen Prediger ohne Erlaubnis der Grafen von Hohenlohe annehmen zu dürfen, und lehnten Märklins Bemühungen dankend ab, wie er am 6. Juli 1535 an Schnepf berichtete.⁹⁷

Die 1535 erlassene Klosterordnung bot die Möglichkeit des Austritts mit einer einmaligen Abfindung oder gegen ein Leibgeding, eine lebenslängliche Rente. Dieses Angebot hatte aber nur teilweisen Erfolg. Die Gründe dafür sind einfach. Ein Kloster bot einen gesicherten Lebensunterhalt. Dies war wichtig, besonders bei vorgerücktem Alter. Bei Frauen war die Entscheidung noch schwieriger. Nur wenn sie im heiratsfähigen Alter waren, konnte ein Klosteraustritt sinnvoll sein. Aber auch dann hatte eine solche Frau mit dem Widerstand ihrer Familie zu rechnen. Die Klöster waren herkömmlich Instrumente der Familienplanung, gerade in den Familien des Niederadels und des gehobenen Bürgertums, aus denen auch die Steinheimer Nonnen kamen. Eine Tochter, die ins Kloster ging, erhielt dafür eine hinreichende Aussteuer, eine verheiratete Tochter hingegen hatte Anspruch auf einen erheblich größeren Anteil am Familienvermögen. Ein

Klosteraustritt wegen Heirat musste deshalb auf familiären Widerstand stoßen. Mönche und Nonnen, die sich einem Austritt verweigerten, erklärten deshalb, bei ihrer hergebrachten Lebensweise bleiben zu wollen. Selbstverständlich spielte hier die jeweilige Glaubensüberzeugung eine wichtige Rolle.

Nachdem alle Versuche, Mönche und Nonnen zum Austritt zu bewegen, ohne die gewünschten Ergebnisse geblieben waren, ging man 1536 an die Auflösung der Konvente. Die hartnäckigen Mönche wurden des Landes verwiesen. Viele der Frauenklöster, so auch Steinheim, konnten sich vorläufig noch halten. Sie besaßen einerseits einen Rückhalt an den Familien der Nonnen, andererseits konnte man den Nonnen im Gegensatz zu den Mönchen außerhalb der Ehe keine evangelische Lebensform bieten.

In Steinheim war seit 1532 Dominikus Fischer von Poppenweiler als Pfarrer. Dieser hatte sich am 27. April 1518 an der Universität Tübingen immatrikuliert und dort auch 1519 den Grad eines Bakkalaureus erworben. 1534 soll er die Reformation angenommen haben. Dies erscheint zweifelhaft, weil er bis 1552 auf seiner Stelle geblieben ist. Die Reformation hatte also in Steinheim in diesem Zeitraum noch keine Wurzeln gefasst, zumal sich die Nonnen auf die hohenlohische Schutzherrschaft berufen konnten.

Wirkungen der Reformation

Die Reformation erweist sich im Herzogtum Württemberg als Angelegenheit der Landesherrschaft. Sie konnte sich daher nicht in den Orten auswirken, in denen Württemberg nicht die Herrschaft hatte. Als solche haben wir im Bottwartal Kleinbottwar und Steinheim kennengelernt. Diese Erfahrung wurde im Augsburger Religionsfrieden als Regel aufgestellt, wonach der Inhaber der Landesherrschaft die religiöse Ausrichtung bestimmte.

Die Reformation betraf nicht nur die Personen der Pfarrer, sondern auch einen zentralen Punkt der damaligen Lebenswirksamkeit, nämlich den Gottesdienst. An die Stelle der Messe trat nun der Predigtgottesdienst. Die Gottesdienstform, wie sie in der bereits genannten württembergischen Kirchenordnung von 1536 verbindlich gemacht wurde, entsprach der Form des vorreformatorischen Prädikantengottesdienstes. Der erste, der diese Form für den Hauptgottesdienst verwendete, war der Reutlinger Reformator Matthäus Alber. Er fragte deswegen bei Luther nach, der diese Form in einem Brief vom 4. Januar 1526 guthieß. Dies ist auch deswegen bemerkenswert, weil Luther eben um diese Zeit seine deutsche Messe eingeführt hatte. Diese Gottesdienstform wurde nun also im Herzogtum Württemberg eingeführt.⁹⁸

Eine wichtige Veränderung, die die Reformation bewirkte, betraf die Glaubensvorstellungen der Menschen, insbesondere das Verhältnis von Gott und Mensch, das Thema, das bereits bei Luthers Heidelberger Disputation verhandelt worden war. Luther hatte damals darauf hingewiesen, dass der Mensch ganz auf die durch Christus bewirkte göttliche Gnade angewiesen ist. Damit waren Maria und die Heiligen als Mittler zwischen Mensch und Gott ausgeschaltet. Diese Veränderung der Glaubensvorstellungen musste in eingängiger Weise

vermittelt werden. Dafür wurde das Mittel des Katechismus neu belebt. Luther und viele andere evangelische Theologen verfassten Katechismen. Der Katechismus des Schwäbisch Haller Reformators Johannes Brenz wurde in Württemberg verbindlich gemacht. Aus dem Katechismusunterricht der Jugend erwuchsen im weiteren Verlauf Schule und Schulpflicht. Durch den Katechismus kam die Schule, die bis dahin eine städtische Angelegenheit gewesen war, auf das Dorf.

Die reformatorischen Veränderungen wirkten sich auch auf Äußeres aus. Die beiden württembergischen Reformatoren hatten 1537 in Urach zusammen mit anderen Theologen über die Bilderfrage verhandelt. Da sie sich nicht einigen konnten, entschied der Herzog sich für die Abschaffung von Heiligenbildern und Altären aus den Kirchen. Weitere entbehrliche Gegenstände waren Ornate, wie Messgewänder, ebenso Kirchengeräte, wie überzählige Messkelche, Monstranzen und Reliquiare. Die Edelmetallgegenstände wurden eingezogen, das Übrige zugunsten der Armenkästen verwertet.

Die Reformation brachte auch eine Neuordnung der kirchlichen Finanzverhältnisse. In jedem Pfarrort wurde ein Armenkasten, später »der Heilige« genannt, eingerichtet. Aufgabe dieses Ortskirchenvermögens waren oder wurden die Armenversorgung, die Bauunterhaltung der Kirche und der Schule.

Schmalkaldischer Krieg, Interim und Augsburger Religionsfrieden

Die Durchführung dieser tiefgreifenden Veränderungen wurde in Württemberg nochmals durch den Gang der Geschichte aufgehalten. Kaiser Karl V. hatte sich schon auf dem Wormser Reichstag 1521 gegen Luther ausgesprochen, musste aber jahrelang dem Geschehen zusehen, da er anderweitig beschäftigt war. Erst seit den 1540er Jahren bekam er die Möglichkeit, wieder im Reich eingreifen zu können. Im Frieden von Crépy 1544 wurde eine Verständigung mit dem französischen König, dem langjährigen Gegner Karls V. erreicht, so dass der Kaiser hier nun freie Hand bekam. Papst Paul III. (1534–1549) sicherte Karl V. vertraglich Unterstützung zu, so dass dieser 1546 spanische und italienische Truppen über die Alpen führen konnte. Auch der Schmalkaldische Bund, der Zusammenschluss evangelischer Fürsten, Herren und Reichsstädte, hatte Zeit gehabt, sich zu rüsten, da sich die Spannungen langsam aufbauten. Der Kaiser erklärte den beiden Häuptionern des Bundes, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, den Krieg.

Die beiden Heere lagen sich bei Ingolstadt wochenlang untätig gegenüber, so dass der Kaiser auch noch Zuzug aus den Niederlanden erhalten konnte. Weil nun Hessen von den Niederlanden aus und Kursachsen aus dem habsburgischen Böhmen und durch den Albertiner Herzog Moritz bedroht wurden, zog das Heer des Bundes ab. Die oberdeutschen Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes waren daher dem Kaiser wehrlos ausgeliefert. Der Kaiser zog über Dinkelsbühl und Rothenburg nach Schwäbisch Hall, dann nach Heilbronn, wo ihm Herzog Ulrich seine bedingungslose Unterwerfung erklären ließ. Die spanischen Truppen des Kaisers rückten daher von Norden im Herzogtum ein.

Für die Besetzung des Bottwartals haben wir mit dem »Eisenbuch« des Großbottwarer Stadtschreibers Ulrich Vaihinger eine einzigartige Quelle.⁹⁹ Diese betrifft freilich nur Großbottwar, doch wird man andernorts im Bottwartal von vergleichbaren Ereignissen ausgehen müssen. Bottwar wurde am Christtag 1546 besetzt und zwei Tage und zwei Nächte lang geplündert. Besonders schlimm erging es Pfarrer Venetscher, der zweimal ausgeraubt wurde. Noch schlimmer



Kaiser Karl V.

Vaihinger war, alle Schäden und Kosten aufzulisten, die der Stadt durch den Schmalkaldischen Krieg entstanden waren, da er die Vermutung hatte, dass Großbottwar über Gebühr belastet wurde. Man sandte schließlich eine Gesandtschaft zur Regierung in Stuttgart, um sich deswegen Klarheit zu verschaffen. Es zeigte sich, dass der Rat Alexander Demeler seine Heimatstadt Marbach zu Lasten von Großbottwar schonte. Nachdem man in der Kanzlei die Angaben der Großbottwarer überprüft und für richtig befunden hatte, wurde der Stadt endlich Erleichterung verschafft.

Die Gesandtschaft unter Leitung von Stadtschreiber Vaihinger war in Stuttgart im Gasthaus zum Wolf einquartiert, wo man natürlich den errungenen Erfolg

erging es jedoch Marbach, wo es zu tätlichen Ausschreitungen der Soldaten gegen die Einwohner kam, die sich glücklicherweise in dieser Form im Lande nicht mehr wiederholten.

Für Württemberg bestanden die Kriegsfolgen zunächst in einer spanischen Besetzung im Land, vor allem in den wichtigsten Plätzen, den seit 1534 ausgebauten Landesfestungen. Selbstverständlich erhob der Kaiser auch eine hohe Kriegsschädigung.

Karl V. setzte seinen Feldzug im Frühjahr 1547 in Sachsen fort, wo er in der Schlacht von Mühlberg am 24. April 1547 den Kurfürsten Johann Friedrich gefangen nahm. Auch Landgraf Philipp geriet wenig später in die Hand des Kaisers.

In Großbottwar hatte man in der Folgezeit hin und wieder Einquartierung. Vor allem aber wurde man zu Lieferungen an die spanischen Garnisonen im Land, insbesondere an jene in Weinsberg verpflichtet. Zweck der Aufzeichnungen von Stadtschreiber

Der Durchlechtig Hochgeborn Fürst vnd Herr / Herr
Christoff / Herzog zu Württemberg vnd zu Teck /
Graff zu Mämpelgart /c.



Herzog Christoph von Württemberg.

feierte. Zu Ehren der Wirtin Elsa nannte Vaihinger seine Aufzeichnungen, die eine Mischung von Rechnung und Chronik darstellen, das »Elsensbuch«. Diese Elsa war übrigens eine Schwägerin des Reformators Johannes Brenz, der um diese Zeit, im Februar 1551, nachdem er 1548 aus Schwäbisch Hall hatte fliehen müssen, noch im Untergrund leben musste.¹⁰⁰

Eine weitere Folge des Schmalkaldischen Krieges war das auf dem Augsburger Reichstag 1548 verkündete Interim, eine vom Kaiser erlassene Kirchenordnung, die diesen Namen wegen ihrer Vorläufigkeit erhielt. Endgültiges sollte ja das Konzil beschließen. Das Interim war ein Ausnahmegesetz, das für die evangelischen Reichsstände galt, die dadurch wieder zum katholischen Kultus zurückgeführt werden sollten. Wegen der spanischen Besetzung im Land musste Herzog Ulrich das Interim annehmen und die Feier der Messe anordnen. Diejenigen Pfarrer, die sich den Bestimmungen des Interims nicht unterwerfen wollten, mussten entlassen werden. Wir haben daher in fast allen Gemeinden nach dem Interim andere Pfarrer als zuvor. Immerhin versuchte man nach einiger Zeit, die entlassenen Pfarrer als Prädikanten oder Katechisten zu beschäftigen, die dann nur einen Predigtauftrag oder den Unterricht der Jugend wahrnahmen.

Mit dem Interim verbunden war die Wiederherstellung der Klöster. Für die nach wie vor bestehenden Frauenklöster, wie Steinheim, bot das Interim eine Verschnaufpause und die Möglichkeit, wieder Novizinnen aufzunehmen, die das Bestehen des Konvents noch für geraume Zeit sicherten.

Herzog Ulrich starb am 6. November 1550 in Tübingen. Der Nachfolger war sein Sohn Herzog Christoph, seit 1542 Statthalter in Mömpelgard. Auf die Nachricht von der tödlichen Erkrankung des Vaters hatte er sich nach Württemberg begeben und konnte deshalb unverzüglich die Regierung antreten. Mit beachtlichem Geschick gelang es ihm, die schwerwiegenden Probleme zu meistern, die sich aus den Folgen des Schmalkaldischen Krieges ergaben.

Begünstigt wurde dies durch eine abermalige Veränderung der politischen Großwetterlage. Angestoßen wurde diese im Frühjahr 1552 durch den Fürstenkrieg, den Kurfürst Moritz von Sachsen begonnen hatte. In diesem Krieg ging es um eine Revision des Schmalkaldischen Krieges, dessen Ausgang dem Kaiser eine ungewohnte Machtstellung im Reich gebracht hatte, so dass die Fürsten – ungeachtet ihrer jeweiligen kirchlichen Einstellung – dadurch ihre »Libertät« bedroht sahen. Diese Fürstenrevolution machte sich in Großbottwar laut Elsensbuch durch die Einquartierung »markgräfischer Reiter« bemerkbar. Man war also im Bottwartal auch bei dieser Gelegenheit nicht weit vom Schuss.

Der Kaiser war nicht gerüstet und musste seinem Bruder Ferdinand die Verhandlungen mit den Kriegsfürsten überlassen. Diese erbrachten einen Waffenstillstand, den Passauer Vertrag vom 2. August 1552. Der Vertrag sagte den Protestanten im Reich die freie Religionsausübung zu, das Interim war somit hinfällig geworden. Die endgültige reichsrechtliche Gleichstellung der evangelischen Konfession blieb dem Augsburger Reichstag von 1555 überlassen. In der Form eines Reichsabschieds wurde der Augsburger Religionsfrieden am 25. September 1555 publiziert. Dieser ist dadurch bekannt, dass nunmehr die Inhaber der Landesherrschaft die Religionsausübung der Untertanen bestimmen sollten. Wer damit nicht einig war, hatte das Recht, unter eine andere Obrigkeit zu ziehen.

Ioannes Vranius.	Andreas Bettinger. M.	Vlricus Mörklinus. M.	Georgius Zeiser.
Erhard Schryneckart M.	Christophorus Kautz. M.	Leonhardus Schuler.	Samuel Pfistorius. M.
Casparus Cantz.	Samuel Iffmannus.	Martinus Büler. M.	Ioannes Herenperger.
Ioannes Hutzelin. M.	Bernhardus SarHor.	Zympertus Holderbusch.	Ioannes Albertus Hof-
	Georgius Fisius.	Ioanes Melchior Vutzel.	man. M.
Kirchdiener Maul	Jeremias Pistorius. M.	Michael Knoor. M.	Vuilelmus Schilt.
trouner Generals.	Vuendelinus Scherb. M.	Casparus Schad. M.	Martinus Frechius. M.
	Ioannes Gebhardus.	Stephanus Kübelius. M.	Casparus Ortlieb.
In der Superinten	Ioannes Schroll.	Georgius Kundlach. M.	Iacobus Broll.
denz Stutgarten.	Henricus Vuidman.	Ioannes Vueiminger. M.	Sebald. Buchfenstein. M.
Thomas Spindler. M.	Ioannes Moll. M.	Vincentius Coccyus. M.	Simon Gauckler. M.
Ioannes Assum. M.	Vitus Kuchmeyer. M.	Ioannes Steffanus.	Michael Käler.
Vuilelm. Mägling. M.	Marcus Fieß.	Christophorus Sutor.	Eusebius Taurus. M.
Leonbar. Engelhardt. M.	Ioannes Vuil.	Andreas Picus. M.	
Conradus Fabri. M.		Michael Mayer.	In der Superinten
Bartholo. Raumayer. M.	In der Superinten	Daniel Mayer. M.	denz Calocvnd Metca-
Vuendelinus Krafft. M.	denz Gvndingen.	Esaias Ieger. M.	lingen.
Christophorus Gausler.	Valentinus Leber. M.	Daniel Vuetzelinus.	Hieronym. Meziffer. M.
Vdalricus Loferus.	Martinus Listenius.	Ioannes Schlayer. M.	Noah Breiter. M.
Martinus Silber.	Lienhard. Vuoidenbach.		Ioannes Lanca. M.
Carolus Cauuay.	Martheus Ludouicus.	In der Superinten	Vlricus Kengelius. M.
Casparus Molitor.	Ioannes Vuunderer.	denz Zuhlingen.	Ioannes Gasler.
	Georgius Luebner.	Simon Schladerus.	Chilianus Lilienfein.
Ampt Stutgarten.	Ioannes Maser. M.	Vuolfgangus Fetz. M.	Martinus Eblin.
Eusobius Frey.	Jonas Greulich.	Samuel Vberman.	Ioannes Salicetus.
Georgius Straus.	Ioannes Heinekin. M.	Georgius Kern.	Samuel Bofch.
Georgius Schmack.	Ioannes Brennius.	Ioannes Schvartz. M.	Georgius Silber.
Simon Necker. M.	Ioannes Vetter. M.	Iacobus Eekbardus. M.	Ioannes Liebler. M.
Elias Benignus. M.		Adam Lutz.	Michael Vuagner. M.
Iacobus Flayder.	In der Superinten	Caspar Deubler.	Ioannes Hartman.
Michael Heinricus. M.	denz Dabingen vnd	Sebastianus Braun.	Michael Eber. M.
Ioannes Greis. M.	Derdingen.	Ioannes Puccius. M.	Pelagius Nierhammerus.
Ioannes Alberus. M.	Ioannes Kappel. M.	Gosfrid Thum. M.	
Leonhardus Alberus.	Ioannes Albertus.	Ioachimus Menne. M.	In der Superinten
Vuolfgangus Reinol.	Michael Gammel. M.	Petrus Kerner. M.	denz Wildsbades Sterrenalfo
Henricus Hermannus	Leonhardus Plobst. M.	David Rodschmide.	vnd Newenbürg.
Frey. M.	Ioannes Strainlin. M.	Osvwaldus Quicula. M.	Ioannes Kreuslin. M.
Ioan Vuickerkreuter. M.	Bernhardus Meuror.	Georgius Capler. M.	Sebastianus Lanus. M.
Ludouicus Pfeiffer. M.	Michael Has.	Matthias Frey.	Vlricus Fasth.
Ioannes Aulberus.	Hieronymus Haecker. M.	Matthias Krymer.	Abfalon Stecher.
Ioannes SarHor. M.	Ioannes Vuendelinus Læ-	Ioannes Stabelin.	Ioannes Thomas. M.
Martinus Textor.	ber. M.	Leu Vuechsiberger.	Nicolaus Kurner.
Conradus Notzer. M.	Petrus Vuertlin.	Valentinus Vuidman. M.	Ioannes Schnitzer. M.
Vitus Ludouicus. M.	Iacob Kupfferschmit. M.	Georgius Schmack.	Timosdeus Mageirus.
Christophorus Raff. M.	Bernhardus Boer. M.	Georgius Vuertzel. M.	Casparus Scharpff.
Martinus Grienniger. M.	Philippus Gerum. M.	Iacobus Beivlin.	Michael Einborn.
Georgius Lucas.	Conradus Eyslinger. M.	Iacobus Erhardt. M.	Thomas Vuernerus.
	Ioannes Ruff.		Ioannes Frisch.
In der Superinten	Georgius Marquardt. M.	In der Superinten	Anastafius Ortblieb.
denz Lewenberg.	Sebastianus Geer.	denz Bößlingen.	
Michael Osterlinus. M.		Alberus Fuger.	Tübinger Generals.
Vitalis Kreydweis.	In der Superinten	Isaac Munderlin. M.	In der Superinten
Andreas Gnan.	denz Bietzheim / Sachsen-	Georgius Reipcius.	denz Tübingen.
Sepphanus Muller. M.	heim / Bietwar vnd Bepf-	Iacobus Capler.	Primus Tyuberus.
	stew.	Martinus Vuerner.	Thomas Laber. M.
	Martinus Hag. M.		

Unterschriftsseite aus dem Konkordienbuch. Die Namen der Kirchendiener der Ämter Bottwar und Beilstein stehen in der dritten Spalte von links.

Konzil von Trient und Konkordie: die Entstehung der Konfessionen

Der Augsburger Religionsfrieden war immer noch davon ausgegangen, dass man sich in der Religionsfrage einigen könnte. Doch dazu kam es nicht mehr. Erst nach dem Religionsfrieden bildeten sich daher die Konfessionen. Dazu trug zum einen das Konzil in Trient bei, das 1563 endete. In den vom Konzil erlassenen Bestimmungen wurde festgelegt, was katholisch ist.

Auf der Seite der Reformationskirchen hatten sich nach dem Tode Luthers 1546 verschiedene theologische Streitigkeiten erhoben, die man zu schlichten versuchte. Auf Initiative Württembergs und Kursachsens entstand in verschiedenen Beratungen die Konkordienformel, ein Einigungsdokument, für das man in den Kirchen im lutherischen Deutschland um Zustimmung warb. Diese Einmütigkeit sollte durch die Unterschriften der Obrigkeiten und der Kirchendiener gewährleistet werden. Die Konkordienformel wurde zusammen mit den drei altkirchlichen Bekenntnissen und den reformatorischen Bekenntnisschriften, wie dem Augsburger Bekenntnis von 1530, im Konkordienbuch veröffentlicht, das zum 25. Juni 1580 erschien. Im Anhang enthält das Konkordienbuch die Unterschriften von rund 8000 Kirchendienern, darunter 639 aus dem Herzogtum Württemberg. Auch die Pfarrer des Bottwartals sind – wie wir noch sehen werden – dabei.

Das Erscheinen des Konkordienbuchs war ein erstes Reformationsjubiläum, nämlich der 50. Jahrestag der Übergabe der Augsburger Konfession an Kaiser Karl V. auf dem Augsburger Reichstag 1530. Die Konkordie war eine Festlegung der evangelischen Lehre im lutherischen Deutschland. Man spricht deshalb für die Folgezeit von der lutherischen Orthodoxie.

Die Ordnung der württembergischen Kirche

Dieser Umschwung der Dinge bot im Herzogtum Württemberg die Möglichkeit, der Kirche des Landes eine organisatorische Gestalt zu geben, die das Werk von Herzog Christoph und Johannes Brenz ist, der 1553 zum Propst der Stuttgarter Stiftskirche ernannt wurde. Mit diesem Titel, der aus der vorreformatorischen Stiftsverfassung stammt, wurde die hervorgehobene Stellung von Brenz als Haupt der evangelischen Geistlichkeit des Landes bezeichnet. Aus dieser Zusammenarbeit zwischen dem Herzog und Brenz und weiteren Mitarbeitern erwuchs die 1559 erlassene Große Kirchenordnung, die teilweise bereits in Kraft getretene Ordnungen enthält, teilweise aber auch neue setzte.

Man kann diese Kirchenordnung in vier Bereiche einteilen. Sie ordnete natürlich zunächst kirchliche Angelegenheiten, wie Gottesdienst und Kirchenverwaltung. Die zweite Abteilung besteht in der Eheordnung, die ja im reformatorischen Sinne neu gefasst werden musste. Der dritte Teil enthält die Schulordnungen, nämlich deutsche und lateinische Schulen, ebenso die Klosterschulen. Der vierte Teil ist die Kastenordnung, die die kirchliche Finanzverwaltung betrifft, mit dem Armenkasten an jedem Ort, den Geistlichen Verwaltungen in den einzelnen Ämtern und dem Gemeinen Kirchenkasten, der kirchlichen Zentralkasse. Die Kirchenordnung

Von Gottes

gnaden vnser Christoffs Her-
zogcn zu Württemberg vnd zu Teckh Grauen
zu Nümpelgart / 2c. Sumarischer vnd einfäl-
tiger Begriff / wie es mit der Lehre vnd Ceremonien in den
Kirchen vnser Fürstenthumbs / auch derselben Kirchen
anhangenden Sachen vnd Verrichtungen / bis-
her geübt vnd gebraucht / auch sürohin
mit verleihung Göttlicher gnaden
gehalten vnd volzogen wer-
den solle.



Getruckt zu Tüwingen / Im jar
1559.

Titelblatt der Großen Kirchenordnung von 1559.

wurde in dieser Form auch auswärts, in Braunschweig und Kursachsen übernommen. Für Württemberg bildete die Kirchenordnung von 1559, die nun fortan galt, einen Abschluss der Reformation.

Einen weiteren Schlusspunkt setzte in Württemberg der große Landtag von 1565, auf dem auch die Ämter Beilstein und Bottwar mit ihren Gesandten vertreten waren. Der Landtag war einberufen worden, weil der Herzog Geld für die von ihm aufgenommenen Kredite benötigte. Dafür forderte der Landtag einen politischen Preis, nämlich die Festschreibung der Ergebnisse der Reformation hinsichtlich des Bekenntnisses und der Organisation der Kirche. Hierzu gehörten auch die neu geschaffenen Einrichtungen, wie das Tübinger Stift und die Klosterschulen, aber auch der Stand der 14 evangelischen Prälaten, die kraft Amtes Mitglieder des Landtags waren. Es ist sehr wahrscheinlich, dass diese Forderung von den Prälaten ausging, unter denen sich auch der schon mehrfach genannte Valentin Vannius befand, der seit 1558 Abt von Maulbronn war und dieses Amt bis zu seinem Tod am 27. August 1567 bekleidete. Weil die Landstände in ihrem Antrag ein Widerstandsrecht formuliert hatten, weigerte sich Herzog Christoph zunächst, diesen anzunehmen. Erst als Brenz dafür eine eingängigere Formulierung fand, die dann auch in den Abschied, das Schlussdokument des Landtags, aufgenommen wurde, stimmte er zu.

Die Kirche des Landes hatte eine hierarchische Struktur erhalten. Eine Anzahl Gemeinden mit ihren Pfarrern unterstand jeweils einem Superintendenten. Das ganze Herzogtum war in vier Viertel eingeteilt, die jeweils einen Generalsuperintendenten hatten. Als oberste Verwaltungsbehörde der Kirche des Landes wurde ein Kirchenrat, später Konsistorium genannt, eingesetzt. Diese verschiedenen Ebenen waren verbunden durch die Visitation. Die Superintendenten visitierten die Gemeinden und berichteten dem jeweiligen Generalsuperintendenten. Diese berieten mit dem Kirchenrat über die Visitationsergebnisse, wobei die notwendig erscheinenden Beschlüsse gefasst wurden, die dann im Namen des Herzogs ergingen.

Zu der in dieser Zeit vorgenommenen Organisation der evangelischen Kirche in Württemberg gehört auch die Neuordnung der Pfarrbesoldung. Man ging nun vom vorreformatorischen Pfründensystem ab und schuf für jede Stelle eine eigene Besoldung, die sogenannte Kompetenz. Die Pfründeinkünfte wurden ämterweise einer Geistlichen Verwaltung unterstellt, die den Geistlichen ihre Besoldung, die in Geld und Naturalien bestand, in vierteljährlichen Raten auszahlte. Eine 1559 durchgeführte Erhebung der Kompetenzen zeigt, dass diese Veränderung noch nicht überall durchgeführt war. Es wird deshalb notwendig sein, den kirchlichen Zustand des Bottwartals noch einmal Gemeinde für Gemeinde zu betrachten.

Der Abschluss der Reformation im Bottwartal

Beilstein

In Beilstein hatte das Interim eine Unterbrechung im Pfarramt bewirkt. Als erster Geistlicher erscheint hier 1551 Johann Geyling, eine der bedeutenderen Gestalten der württembergischen Reformationsgeschichte. Von ihm wird bei Großbottwar noch die Rede sein müssen. Auf ihn folgte eine Reihe von Pfarrern, die jeweils

nur kurz am Ort waren. Der erste, der den in der Reformation geschaffenen Studiengang durch das Tübinger Stift zurückgelegt hatte, war Daniel Wetzel, der 1571 hierher kam, aber schon zwei Jahre später Beilstein mit Oberstenfeld vertauschte.¹⁰¹

Das Städtchen Beilstein zählte 1559 rund 450 Kommunikanten¹⁰², das sind Personen, die zum Abendmahl gehen. Man wird also wohl von einer Gesamtzahl von rund 900 Seelen ausgehen dürfen. Diese wohnten freilich nicht nur im Städtchen, sondern auch in zehn Filialorten, nämlich in Söhlbach am gleichnamigen Bach oberhalb von Beilstein, ferner in den Weilern in den Löwensteiner Bergen, nämlich Klingen, Farnersberg, Gagernberg, Jettenbach, Maad, Billensbach, Kaisersbach, Etzlenswenden und Stocksberg. In die am weitesten entfernten Filialorte Stocksberg und Farnersberg waren es vom Mutterort aus zwei Wegstunden. Nicht alle dieser Filialorte unterstanden der Landesherrschaft des Herzogs von Württemberg. In einigen der Weiler, so in Söhlbach, Etzlenswenden und Stocksberg, war die Herrschaft zwischen Württemberg und der Grafschaft Löwenstein geteilt, während sie in Klingen, Gagernberg, Jettenbach, Maad, Billensbach und Kaisersbach der Grafschaft Löwenstein allein zustand.

Patron der Pfarrstelle war nach wie vor der Komtur der Johanniter zu Rohrdorf. Verhandlungen mit dem Orden über die Abtretung des Pfarrbesetzungsrechts in Beilstein waren offenbar noch in der Schwebe, während man die Rechte der Johanniter im benachbarten Auenstein 1568 abgelten konnte.

Die Besoldung des Beilsteiner Pfarrers betrug 1559 an Geld 60 Gulden, dazu 4 Scheffel Roggen, 28 Scheffel Dinkel, 6 Scheffel Hafer und 5 Eimer Wein. Hinzu kam die Nutzung von zwei Morgen Wiesen auf dem Brühl, unmittelbar vor der Stadtmauer, ferner eines weiteren Morgens Wiese am Dehlweg hinter der St. Anna-Kirche und eines Krautgärtleins, einen Viertelmorgen groß. Auch erhielt der Pfarrer jährlich ein Fuder Stroh, außerdem stand ihm die jährliche Holzgabe zu, die jeder Bürger bekam.

Das Pfarrhaus bei der Magdalenenkirche am Burgberg, die nach wie vor die Pfarrkirche war, hatte zwei Stuben, vier Kammern, einen Keller sowie Scheune und Stall beim Haus. Der bauliche Zustand wurde 1559 als gut bezeichnet. Dieses Haus wurde jedoch 1569/70 verkauft und dem Pfarrer das Pfründhaus der Unser Frauen-Kaplanei neben der Kirche angewiesen. Für eine Familie mit Kindern war dieses Haus natürlich, wie immer wieder betont wird, zu eng und zu unbequem. Zu dieser Unbequemlichkeit trug bei, dass das benötigte Wasser aus dem Städtle heraufgetragen werden musste. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass die allermeisten Pfarrer nur kurze Zeit in Beilstein blieben.

Als Amtsstadt hatte Beilstein auch einen zweiten Pfarrer, der den Titel Diakonus oder Helfer führte. Es handelte sich hier um eine Anfängerstelle, deren Inhaber danach strebten, sich möglichst bald zu verbessern. Zu den Dienstaufgaben des Diakonus in Beilstein zählte neben dem anstrengenden Filialdienst auch der Unterricht an der örtlichen Schule. Es handelte sich hierbei um eine gemischte deutsche und lateinische Schule. Erst später wurden beide Schularten getrennt.

Die Besoldung des Diakonus betrug 37 Gulden, 30 Scheffel Dinkel, 8 Scheffel Hafer, 3 Eimer Wein und ein Fuder Stroh. Hinzu kam die Nutzung von insgesamt

4 ½ Morgen Wiesen, eines Krautgartens und eines Baumgärtles. Die Behausung des Diakonus hatte zwei Stuben, zwei Kammern, keine Scheune, nur ein kleines Viehställe und die Nutzung eines Kellers in einem anderen Haus. Das Diakonathaus wird als baufällig und abbruchwürdig bezeichnet.

Unter den am Schluss des Konkordienbuchs wiedergegebenen Unterschriften finden sich auch die der Beilsteiner Geistlichen, des Magisters Andreas Picus und des Diakonus Michael Mayer, der von 1577 bis 1583 hier war. Unter allen Beilsteiner Pfarrern bis zum Dreißigjährigen Krieg blieb Andreas Picus die längste Zeit am Ort, nämlich von 1573 bis 1608.¹⁰³

Oberstenfeld

Seitens des Oberstenfelder Damenstifts wurde später betont, dass man nie das Interim angenommen habe. Es scheint tatsächlich so gewesen zu sein, dass man in dieser Zeit stets einen evangelischen Pfarrer hatte. Die Pfarrerrliste nennt nach Thomas Neuffer vermutlich ab 1547/48 Moritz Kern von Augsburg. Neben diesem Pfarrer dürfte freilich in der Zeit des Interims der Kaplan Egolf Kayser am Maria-Magdalenen-Altar Messe gelesen haben. 1550 kam Jakob Herterich nach Oberstenfeld, der vom Hof stammte und bis zu seinem Tod 1573 hier wirkte.

Während Herterichs Amtszeit wurde 1559 die bereits genannte Erhebung über die Pfarreieinkünfte gemacht.¹⁰⁴ In Oberstenfeld wurden 300 Kommunikanten gezählt. Das Pfarreinkommen bestand immer noch in der hergebrachten Pfründe mit ihren zahlreichen Geld- und Naturaleinkünften. Eine Umstellung auf eine Kompetenz fand übrigens bis zur Säkularisation des Stifts



Oberstenfeld um 1685, Ansicht aus dem Reichenberger Forstlagerbuch von Andreas Kieser. In der Mitte sind deutlich das Stiftsgebäude, die Stiftskirche und die Dorfkirche zu erkennen, am rechten Bildrand die Peterskirche.

1802 nicht statt. Immerhin verfügte der Pfarrer, der zugleich Stiftsprediger war, über eine gute neue Behausung mit einer Stube, vier Kammern, einem kleinen Keller, einer guten Scheune und einem Viehstall. Die Bauunterhaltung des Pfarrhauses oblag dem Stift. Der bereits genannte Daniel Wetzel wirkte hier von 1571 bis zu seinem Tod 1590. Er findet sich unter den Unterzeichnern der Konkordienformel.

In Oberstenfeld gab es 1559 bereits einen Schulmeister, der in einem früher zur Peterskirche gehörigen Haus unterrichtete. Die Pfarrei der Peterskirche war der Reformation zum Opfer gefallen. Der 1534 genannte Pfarrer Aurelius Lepplin hatte altershalber seine gottesdienstlichen Pflichten dem Gronauer Pfarrer übergeben. 1551 kam Johann Stephanus nach Oberstenfeld, der offenbar die Peterskirche versah. Nachdem er 1553 versetzt worden war, blieb die Stelle unbesetzt. Etliche Jahrzehnte später wird die Peterskirche wieder aktenkundig, als sich die Frage erhob, wer für deren Bauunterhaltung aufkommen sollte.¹⁰⁵ Die Oberstenfelder, die zwischen Schmidbach und Söhlbach wohnten und das Begräbnisrecht bei der Peterskirche besaßen, hatten sich 1587 wiederholt darüber beschwert, dass die Friedhofsmauer eingefallen war und Vieh und andere Tiere freien Zugang hatten. Der Friedhof bei der Peterskirche diente nämlich weiterhin den Oberstenfeldern, die zwischen Schmidbach und Söhlbach wohnten, desgleichen den Einwohnern von Schmidhausen und Prevorst.¹⁰⁶

Großbottwar

Auch in Großbottwar hatte das Interim eine Unterbrechung bewirkt, da Pfarrer Venetscher von seiner Stelle abziehen musste. Nach einer kurzen Wirksamkeit in Beilstein kam 1552 Johann Geyling als Pfarrer nach Großbottwar. Geyling, der von Ilsfeld stammte, war einer der ersten Anhänger Luthers in Württemberg und hat einen bewegten Lebensgang gehabt. Er studierte in Heidelberg, Erfurt und seit 1515 in Wittenberg, zuletzt in Tübingen.¹⁰⁷ Nach dem Studium bekleidete Geyling verschiedene Stellen, war eine Zeitlang Hofprediger Herzog Ulrichs in dessen Exil, schließlich wurde er 1528 Pfarrer in Feuchtwangen, wo er an der Reformation in der Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach mitwirkte. 1534 wurde er Pfarrer in Weinsberg, dort 1548 wegen des Interims entlassen. In Großbottwar war er sodann bis zu seinem Tod 1559.

Während Geylings Amtszeit wurde der Kirchensatz in Großbottwar 1555 dem Kloster Murrhardt abgekauft. Abt Otto Leonhard und der Konvent traten für 1040 Gulden dem Herzog das Besetzungsrecht der Pfarrei, von zwei Kaplaneien und zwei Frühmessfründen in Bottwar ab. Der Kauf umfasste auch die Rechte an den Kirchen in Oßweil und Erdmannhausen. Das Kloster behielt sich jedoch seinen Anteil am Frucht- und Weinzehnten in den genannten Orten vor, verpflichtete sich aber dafür, die Kompetenzen der Pfarreien zu übernehmen und für den Bau der Pfarrhäuser zu sorgen.¹⁰⁸ Auch das Verhältnis mit der Stadt wurde bereinigt, diese erhielt 700 Gulden für ihr Besetzungsrecht der Prädikatur. Somit waren die kirchlichen Rechte am Ort in der Hand des Herzogs. In Großbottwar zählte man 1559 etwa 800 Kommunikanten.

Nach der Erhebung von 1559¹⁰⁹ betrug die Pfarrbesoldung an Geld 40 Gulden, an Naturalien 60 Scheffel Dinkel, 22 Scheffel Hafer, 9 Eimer Wein, jeweils ein Fuder Heu und Stroh und die Nutzung verschiedener Äcker und Wiesen. Der Vogt,

der den Bericht anfertigte, bescheinigte den seitherigen Pfarrern eine schlechte Bewirtschaftung dieser Grundstücke. Der Bericht stammt also aus der Zeit unmittelbar nach dem Tod von Johann Geyling.

Der Pfarrer verfügte über eine »ziemliche gute Behausung« mit zwei Stuben, fünf Kammern, Keller, Scheune und Stallungen. Diese war zwar nicht auffällig, doch standen Reparaturen an, die mit 15 Gulden ausgeführt werden könnten. Der Diakonus nutzte das Haus der Prädikatur mit zwei Stuben, drei Kammern, einem kleinen Keller und einem Stall »zu 2 Haupt Vieh«, hatte aber keine Scheune. Seine Besoldung¹¹⁰ betrug 42 Gulden an Geld, 4 Scheffel Roggen, 28 Scheffel Dinkel, 6 Scheffel Hafer und 4 Eimer Wein.

Bei der Schule in Großbottwar handelte es sich 1559 um eine gemischte deutsche und lateinische Schule. Mit dem Schuldienst war seit alters das Mesneramt verbunden, das aber im Zuge der Reformation abgetrennt wurde. Als Schulhaus diente das alte Beginnenhaus, das nach dem Aussterben der Beginnen von Herzog Ulrich zur Schule gemacht wurde. Die Schule zählte 1559 ganzjährig 22 Lateinschüler. Winters waren es 50 deutsche Schüler, im Sommer 24. Jeder Schüler gab vierteljährlich 2 Schilling als Schulgeld. Die Besoldung des Schulmeisters betrug 32 Gulden, 26 Scheffel Dinkel, 4 Scheffel Hafer, 3 Eimer Wein und 1 Fuder Stroh.

Der Mesner bezog als Besoldung gewisse Zehnteinkünfte, die sich auf 6 Scheffel Dinkel und 3 Scheffel Hafer belaufen mochten. Außerdem musste ihm jeder Haushalt die Mesnergarbe reichen. Als Wohnung war ihm das Häuslein der Johannespfünde eingeräumt.

Kleinbottwar

Die Reformation in Kleinbottwar dürfte vom Ortsherrn Hans Dietrich von Plieningen (um 1508–1570) nach 1555 durchgeführt worden sein, als der Religionsfrieden eine neue Welle ritterschaftlicher Reformationen auslöste. Hans Dietrich von Plieningen war Obervogt von Marbach und als solcher 1544 Mitglied einer Kommission, die das Amt Brackenheim visitierte.¹¹¹ Nach der Annahme des Interims 1548 wurde Plieningen leitendes Mitglied des »Rats zur Verrichtung der Kirchendienste«, einer Vorform des späteren Konsistoriums.¹¹² Unter Herzog Christoph stieg er als Landhofmeister in das Spitzenamt der herzoglichen Regierung auf, das er von 1556 bis zu seinem Tod 1570 innehatte.¹¹³ In dieser Position dürfte es unumgänglich geworden sein, in Kleinbottwar die Reformation einzuführen.

Als erster evangelischer Pfarrer in Kleinbottwar wird ein Hans Vischer erwähnt, der möglicherweise um diese Zeit hier antrat. Seine Identität ist freilich ungewiss. Er könnte der am 13. August 1544 in Tübingen immatrikulierte »Joannes Piscator Bautwarensis« sein, der um 1568 bis 1576 in Kleinbottwar gewesen sein soll.¹¹⁴ Jedenfalls findet er sich nicht unter den Unterzeichnern der Konkordie.

Bei der Durchführung der Reformation blieb in der Kleinbottwarer Kirche der 1499 von den Plieningen gestiftete Altar erhalten. Während in den Kirchen des Herzogtums die Bilder und damit auch dergleichen Altäre abgeschafft worden waren, blieben sie in Kleinbottwar, ebenso in dem der Familie Sturmfeder gehörigen Oppenweiler, dem am nächsten liegenden Beispiel, erhalten. Dies ist



Die Kleinbottwarer Georgskirche auf einer Postkarte aus der Zeit um 1935.

nun nicht als katholisierende Tendenz zu werten, sondern als Bekenntnis zum Luthertum, gemäß dem seit dem Religionsfrieden von 1555 reichsrechtlich anerkannten Augsburger Bekenntnis, das die Bilder als *Adiaphora* ansah und anders als die Reformierten nicht auf deren Abschaffung drängte.

Steinheim

Die Reformation hatte in Steinheim vor dem Interim nicht Fuß fassen können, zumal die Klosterfrauen sich auf die Schirmgerechtigkeit der Grafen von Hohenlohe berufen konnten. Erst nachdem das Interim hinfällig geworden war, konnte versucht werden, die Nonnen zur Annahme des württembergischen Schirms zu nötigen. Darüber berichten die Aufzeichnungen einer Steinheimer Nonne, die von 1553 bis 1566 reichen.¹¹⁵ Wegen ihrer Weigerung erfolgte zunächst im Frühjahr 1553 eine 14 Wochen dauernde militärische Einquartierung. Unter Drohungen anerkannten die Nonnen schließlich die Obrigkeit des Herzogs. Die allgemeine Entwicklung mit dem Abschluss des Religionsfriedens verlief dann weiter zu Ungunsten der Nonnen. Der Herzog war nun rechtlich in der Lage, den katholischen Gottesdienst der Nonnen abzuschaffen. Dies erfolgte 1556 durch die Entlassung des seitherigen Steinheimer Pfarrers Konrad Sorger, der jedoch in der Folgezeit den Nonnen auch weiterhin heimlich Messe las und Beichte hörte.

Als neuer, evangelischer Pfarrer kam nun Samuel Halbmayr, seither in Zuffenhausen, nach Steinheim. Wie Spezialsuperintendent, Unter- und Obervogt zu Marbach am 14. Juni 1557 berichteten, hatten sie veranlasst, dass Halbmayr sowohl im Kloster wie im Flecken je eine Probepredigt hielt.¹¹⁶ Die Klosterfrauen

antworteten auf die Frage, ob sie nun Halbmayr als Prediger annehmen wollten, dass sie seither das Pfarrbesetzungsrecht gehabt hätten und weder diesen noch andere Pfarrer, die nicht ihrer Religion sind, annehmen wollten. Sie müssten aber geschehen lassen, was der Herzog und seine Räte verfügten. Die Untertanen erklärten, dass sie den Pfarrer annehmen würden, der ihnen von den Klosterfrauen eingesetzt werden würde. Die Predigt des Pfarrers von Zuffenhausen sei ihnen »anmutig und wohlgefällig« gewesen.

Daraufhin wurde den Steinheimer Nonnen geschrieben, dass Halbmayr ihnen als Pfarrer verordnet worden sei, doch unbeschadet ihrer Rechte. Es wurde ihnen befohlen, ihm das Pfründeinkommen und das Pfarrhaus zu übergeben. Sie wurden beauftragt, den Pfarrer mit zwei Wagen in Zuffenhausen abholen zu lassen. Superintendent und Untervogt erhielten den Befehl, mit dem seitherigen Pfarrer auf Pfingsten abzurechnen.

Obwohl damit in Steinheim die Reformation eingeführt war, blieben die Priorin Emerentia von Kaltental, 23 Nonnen und sieben Laienschwestern in ihrem Glauben. Auch weiterhin wurde versucht, sie durch Überredung und Drohungen davon abzubringen. Auch die Untertanen weigerten sich, als sie am 9. Juli 1560 zur Huldigung für den Herzog aufgefordert wurden. Durch militärische Einquartierung wurden sie dazu gezwungen. In der Fleckenkirche wurden 1565 die Altäre abgebrochen. Der in dieser Zeit (1562–1580) amtierende Pfarrer in Steinheim, Albrecht Müller, findet sich unter den Unterzeichnern der Konkordienformel.

Auch in anderen Frauenklöstern im Herzogtum gab es Nonnen, die sich weiterhin der Reformation widersetzten, so die Klarissen in Pfullingen, die Dominikanerinnen in Kirchheim u.T. und in Mariä Reutin bei Wildberg. Es half alles nichts, man musste zuwarten, bis die Nonnen ausgestorben waren. Die letzte Steinheimer Nonne Walpurgis lebte noch 1580. Zwei Jahre später wird das Kloster als ausgestorben bezeichnet.

Im Kompetenzbuch von 1580¹¹⁷ werden die Nonnen weiterhin als Kollatoren der Pfarrei bezeichnet, das heißt, dass ihnen weiterhin das Besetzungsrecht zustand. Die Zahl der Steinheimer Kommunikanten wird mit 400 angegeben. Die Pfarrbesoldung umfasste die Behausung mit Zubehör. Als Besoldung hatte der Pfarrer vom Kloster zu empfangen an Geld 56 Gulden, 8 Scheffel Roggen, 32 Scheffel Dinkel, 10 Scheffel Hafer, 6 Eimer Wein und 1 Fuder Stroh. Zur Besoldung gehörte ferner die Nutzung von 1 Morgen Wiesen und 1 Jauchert Acker. Einen Krautgarten hoffte man künftig noch vom Pfründeinkommen kaufen zu können.

Schluss

Die Darstellung hat gezeigt, dass die Reformation nicht von heute auf morgen erfolgt ist, sondern vielmehr ein Vorgang war, der mindestens eine Generation, manchmal noch länger gedauert hat. Die Untersuchung des Reformationsgeschehens auf einem eng begrenzten Raum, wie es das Bottwartal darstellt, hat vor Augen geführt, dass dieses Geschehen von unterschiedlichen Voraussetzungen ausging und deshalb auch in unterschiedlichen Formen verlaufen ist.

Anmerkungen

- 1 Zum Folgenden vgl. Hermann Ehmer: Die Reformation in Schwaben, Leinfelden-Echterdingen 2010, S. 9–24.
- 2 Vgl. dazu Julius Rauscher: Die Prädikaturen in Württemberg vor der Reformation. Ein Beitrag zur Predigt- und Pfründengeschichte am Ausgang des Mittelalters, in: Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1908, S. 153–207; Bernhard Neidiger: Prädikaturstiftungen in Süddeutschland (1369–1530), Stuttgart 2011.
- 3 Zu diesen Kanzeln vgl. Karl Halbauer: predigstül. Die spätgotischen Kanzeln im württembergischen Neckargebiet bis zur Einführung der Reformation, Stuttgart 1997.
- 4 Vgl. dazu Andreas Schmauder: Württemberg im Aufstand. Der Arme Konrad 1514, Leinfelden-Echterdingen 1998.
- 5 Vgl. dazu Stefan Rhein: Johannes Reuchlin (1455–1522). Ein deutscher »uomo universale«, in: Humanismus im deutschen Südwesten. Biographische Profile, hrsg. von Paul Gerhard Schmidt, Sigmaringen 1993, S. 59–75.
- 6 Benutzt wird hier die Edition von Thomas Schulz (Bearb.): Altwürttembergische Lagerbücher aus der österreichischen Zeit 1520–1534, Bd. VI, Stuttgart 1991, S. 84–124.
- 7 Ebd. S. 125–171.
- 8 Vgl. Hermann Ehmer: Stift Oberstenfeld, Ostfildern 2016, S. 40, 51.
- 9 Heinrich Meißner: Das Dorf Kleinbottwar in alter und neuer Zeit. Eine schwäbische Ortschronik, Stuttgart 1896, S. 20–22; Bernhard Theil: Steinheim vom 8. bis 18. Jahrhundert, in: Heimatbuch der Stadt Steinheim an der Murr, Steinheim 1980, S. 53–146, hier S. 68 f.
- 10 Anneliese Seeliger-Zeiss und Hans Ulrich Schäfer: Die Inschriften des Landkreises Ludwigsburg, Wiesbaden 1986, S. 152 f.
- 11 Schulz (wie Anm. 6) S. 169–171.
- 12 Seeliger-Zeiss/Schäfer (wie Anm. 10) S. 117.
- 13 Theil (wie Anm. 9) S. 67 f.
- 14 Vgl. die Karte in Hermann Ehmer: Der Gleißende Wolf von Wunnenstein. Herkunft, Karriere und Nachleben eines spätmittelalterlichen Adeligen, Sigmaringen 1991, S. 22.
- 15 Gustav Hoffmann: Kirchenheilige in Württemberg, Stuttgart 1932, S. 110 f. – Zu berichtigen ist hier auf S. 111, dass die Peterskirche zu Oberstenfeld gehört und die Michaelskirche auf der Burg die Kirche auf dem Wunnenstein meint. Der Sachverhalt ist ausführlich dargestellt in Hermann Ehmer: Geschichte der Beilsteiner Magdalenenkirche, in: Geschichtsblätter aus dem Bottwartal 13 (2016) S. 9–24, bes. S. 9–13.
- 16 Ausführlich dazu Ehmer, Stift Oberstenfeld (wie Anm. 8) S. 68–73. Die Darstellung bei Hoffmann (wie Anm. 15) S. 50 ist ungenügend.
- 17 Hoffmann (wie Anm. 15) S. 48.
- 18 Ebd. S. 48 f., wobei die hier genannte Burg Lichtenberg mit ihrer Kapelle als Filial zu Oberstenfeld zu rechnen ist. – Zu Großbottwar vgl. weiter Gerhard Fritz: Stadt und Kloster Murrhardt im Spätmittelalter und in der Reformationszeit, Sigmaringen 1990, S. 254–260.
- 19 Rauscher (wie Anm. 2) S. 188; Neidiger (wie Anm. 2) S. 240.
- 20 Hoffmann (wie Anm. 15) S. 51.
- 21 Theil (wie Anm. 9) S. 80 f.; Meißner (wie Anm. 9) S. 20–28.
- 22 Ehmer, Stift Oberstenfeld (wie Anm. 8) S. 73 f.
- 23 Zum Folgenden vgl., falls nichts anderes angemerkt, Ehmer, Reformation in Schwaben (wie Anm. 1) S. 34–38.
- 24 Druck: Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze, hrsg. von August Ludwig Reyscher, Bd. 8, Tübingen 1834, S. 4–7.
- 25 Ebd. S. 8–13.
- 26 Ebd. S. 15–23.
- 27 Reformation in Württemberg. Ausstellung zur 450-Jahr-Feier der Evangelischen Landeskirche. Katalog, Stuttgart 1984, S. 63.
- 28 Reyscher (wie Anm. 24) S. 13–15.
- 29 Ebd. S. 29.
- 30 450 Jahre Reformation in Heilbronn. Ursachen, Anfänge, Verlauf, bearb. von Helmut Schmolz und Hubert Weckbach, Heilbronn 1980, S. 138.

- 31 Karl Förstner: Heimatbuch für den Oberamtsbezirk Marbach, Marbach 1923, S. 146 f.
- 32 Fritz (wie Anm. 18) S. 83; Schmauder (wie Anm. 4) S. 95.
- 33 Schmauder (wie Anm. 4) S. 102.
- 34 Ebd. S. 106 f.; Fritz (wie Anm. 18) S. 83 f.
- 35 Schmauder (wie Anm. 4) S. 258.
- 36 Ebd. S. 69.
- 37 Ebd. S. 194.
- 38 Vgl. dazu Gustav Bossert [d. J.]: Der Bauernoberst Matern Feuerbacher. Ein Beitrag zur Geschichte des Bauernkriegs in Altwürttemberg, in: Württembergische Jahrbücher 1923/24, S. 81–102; 1925/26, S. 1–35; Günther Franz: Aus der Kanzlei der württembergischen Bauern im Bauernkrieg, in: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 41 (1935) S. 83–108, 281–305.
- 39 So in einem von Hauptmann Feuerbacher ausgestellten Schirmbrief für den Pfarrer von Pleidelsheim; Franz (wie Anm. 38) Nr. 8, S. 88.
- 40 Ebd. Nr. 11, S. 89; Nr. 20, S. 92.
- 41 Ebd. Nr. 50, S. 106 f.
- 42 So war der Stand am 11. Mai, als man das Beutegeld verteilte; Franz (wie Anm. 38) Nr. 89, S. 302 f.
- 43 Franz Lau, Ernst Bizer: Reformationsgeschichte Deutschlands bis 1555, Göttingen 1969, S. 39.
- 44 Bossert (wie Anm. 38) S. 90.
- 45 Ebd. S. 88.
- 46 Ebd. S. 88. Vgl. auch den Wortlaut des Schirmbriefs für den Pfarrer von Pleidelsheim; Franz (wie Anm. 38) Nr. 8, S. 88.
- 47 Bossert (wie Anm. 38) S. 90.
- 48 Christian Friedrich Sattler: Geschichte des Herzogthums Würtemberg unter der Regierung der Herzogen, 2. Teil, Ulm 1770, S. 106, meint irrtümlich, dass der Vogt den Meister Peter zu den aufrührerischen Bauern geschickt habe, als diese vor die Stadt kamen, um sie zu belehren, dass ihre Unternehmung dem Evangelium nicht gemäß sei.
- 49 Heinrich Hermelink (Hrsg.): Die Matrikeln der Universität Tübingen, Bd. 1, Stuttgart 1906, S. 155.
- 50 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 63 Bü 4a, Amt Marbach.
- 51 So Bossert (wie Anm. 38) S. 82. Dagegen will Fritz (wie Anm. 18) S. 84, Anm. 12, dass die beiden identisch sind. Dies hätte die Schwierigkeit, dass Gscheidlin 1525 von Erdmannhausen – kurzfristig – nach Bottwar gekommen, dann aber wieder nach Erdmannhausen zurückgekehrt wäre, wo er ja noch 1534 anzutreffen ist.
- 52 Johann Nicolaus Stoll: Sammlung aller Magisterpromotionen, welche zu Tübingen von Anno 1477–1755 geschehen, Stuttgart 1756, S. 9.
- 53 Hermelink (wie Anm. 49) S. 146.
- 54 Ebd. S. 159.
- 55 Sattler (wie Anm. 48) S. 106.
- 56 Förstner (wie Anm. 31) S. 147.
- 57 Ebd.
- 58 Nach Bossert (wie Anm. 38) S. 90.
- 59 Hermann Ehmer, Valentin Vannius und die Reformation in Württemberg, Stuttgart 1976, S. 5–18.
- 60 Gustav Bossert [d. J.]: Johann Geyling, ein Lutherschüler und Brenzfreund, der erste evangelische Prediger in Württemberg (ca. 1495–1559), in: Julius Rauscher (Hrsg.): Aus dem Lande von Brenz und Bengel, Stuttgart 1946, S. 13–121.
- 61 Zum Folgenden vgl., falls nichts anderes angemerkt, Ehmer, Reformation in Schwaben (wie Anm. 1) S. 89–119.
- 62 Hermann Ehmer: Erhard Schnepf. Ein Lebensbild, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte (BWKG) 87 (1987) S. 72–126.
- 63 Hermann Ehmer: Ambrosius Blarer und Gerwig Blarer. Zwei Benediktiner in den Entscheidungen der Reformationszeit, in: BWKG 86 (1986) S. 196–214.
- 64 HStAS A 64 Bü 4a.

- 65 Karl Eduard Förstemann: *Album Academiae Vitebergensis*, Bd. 1, Leipzig 1841, S. 64. Mit Thomae wird am selben 25. Oktober 1516 »Barthlmeus scheffer ex ylisfelt dioc. herbipolen« immatrikuliert. Fünf Tage später, am 30. Oktober, erscheinen Johannes Koch und mit ihm »Conradus Barba kuntzle de Ilisfelt dioc. herbipolen«. Es kann kein Zweifel daran sein, dass die vier sich zum Besuch der Wittenberger Universität verabredet hatten.
- 66 Zu Koch vgl. Heinz Scheible: *Melanchthon. Vermittler der Reformation. Eine Biographie*, München 2016, S. 312 f.
- 67 Schulz (wie Anm. 6) S. 150.
- 68 HStAS A 328 U 1.
- 69 Ehmer, *Stift Oberstenfeld* (wie Anm. 8) S. 71.
- 70 Zu dieser Stiftung vgl. Ehmer, *Der Gleißende Wolf* (wie Anm. 14) S. 162 f.
- 71 Hermelink (wie Anm. 49) S. 152.
- 72 Ehmer, *Der Gleißende Wolf* (wie Anm. 14) S. 160 f.
- 73 Ein über die Besetzung dieser Pfründe entstandener Streit zwischen dem Komtur und Wolf von Urbach wurde 1517 beigelegt; HStAS A 318 U 3.
- 74 Gustav Toepke: *Die Matrikel der Universität Heidelberg*, Teil 1, Heidelberg 1884, S. 528.
- 75 Hermelink (wie Anm. 49) S. 217.
- 76 HStAS A 318 U 10.
- 77 Das Folgende nach Hermann Ehmer: *Beilstein im 16. Jahrhundert*, in: Otto Rohn, Dietmar Rupp (Hrsg.): *Beilstein in Geschichte und Gegenwart*, Beilstein 1983, S. 77–98, hier S. 82–85.
- 78 Abgedruckt in Ehmer, *Vannius* (wie Anm. 59) S. 275 f.
- 79 Nur für Konrad Seitz lässt sich eine anderweitige Pfründe feststellen. Wo M. Hans Maier, der seine Beilsteiner Pfründe durch einen Vertreter versehen ließ, noch bepfründet war, ist nicht bekannt. Ebenso lässt sich nicht der dritte Priester nennen, der außer in Beilstein auch noch anderwärts bepfründet war.
- 80 Abgedruckt bei Gustav Bossert: *Bemerkungen zu Joh. Geyling*, in: *BWKG* 48 (1948) S. 12–16. – Die hier und im Folgenden genannten Daten für die evangelischen Pfarrer sind, wo nichts anderes angemerkt, dem Pfarrerbuch Herzogtum Württemberg im Landeskirchlichen Archiv Stuttgart entnommen.
- 81 HStAS B 352 Bü 58.
- 82 Zum Folgenden: Ehmer, *Stift Oberstenfeld* (wie Anm. 8) S. 80–84.
- 83 Reyscher (wie Anm. 24) S. 42–59. Neuester Druck: *Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts*, Bd. 16, II: *Herzogtum Württemberg*, bearb. von Sabine Arend, Tübingen 2004, S. 103–128.
- 84 Ebd. S. 74.
- 85 Zu Engel vgl. Julius Rauscher (Hrsg.): *Württembergische Visitationsakten*, Bd. 1, Stuttgart 1932, S. 86 Anm. 3.
- 86 Ihr Epitaph, das sie mit einem Rosenkranz zeigt, steht in der Stiftskirche; vgl. Ehmer, *Stift Oberstenfeld* (wie Anm. 8) Abb. 50.
- 87 Ebd. S. 73 f.
- 88 Toepke (wie Anm. 74) S. 487.
- 89 Ehmer, *Stift Oberstenfeld* (wie Anm. 8) S. 84 f.
- 90 Fritz (wie Anm. 18) S. 254–260.
- 91 Schulz (wie Anm. 6) S. 125–171.
- 92 HStAS A 328 U 3.
- 93 *Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden*, Bd. 4, Stuttgart 1980, S. 476.
- 94 Vgl. zu ihm Gustav Bossert: *Briefe von und an Peter Venetscher 1550–1557*, in: *BWKG* 18 (1914) S. 180–200; 19 (1915) 83–96; 20 (1916) 86–93.
- 95 Meißner (wie Anm. 9) S. 28. – Das Heimatbuch der Stadt Steinheim erwähnt die Reformation im Teilstort Kleinbottwar nicht.
- 96 Hierzu ist immer noch zu vergleichen: Konrad Rothenhäusler: *Standhaftigkeit der altwürttembergischen Klosterfrauen im Reformations-Zeitalter*, Stuttgart 1884, S. 5–17.
- 97 Druck des Schreibens bei Ehmer, *Erhard Schnepf* (wie Anm. 62) S. 112 f.

- 98 Matthias Figel: Der reformatorische Predigtgottesdienst. Eine liturgiegeschichtliche Untersuchung zu den Ursprüngen und Anfängen des evangelischen Gottesdienstes in Württemberg, Epfendorf/Neckar 2013.
- 99 Vgl. dazu Hermann Ehmer: Das Großbottwarer Rathaus von 1556. Die Vorgeschichte seiner Erbauung, in: Geschichtsblätter aus dem Bottwartal 10 (2006) S. 17–27.
- 100 Hermann Ehmer: Der Stuttgarter Wirt Martin Brenz, ein Bruder des Reformators. Ein Beitrag zur Familiengeschichte von Johannes Brenz, in: BWKG 77 (1977) S. 164–166.
- 101 Ehmer, Beilstein (wie Anm. 77) S. 91 f.
- 102 Angaben nach dem Kompetenzbuch 1559, Landeskirchliches Archiv Stuttgart (LKA) A 12 Nr. 54 Kompetenzen unter der Steig.
- 103 Hermann Ehmer: Andreas Picus (1543–1609). Pfarrer und Imker, in: BWKG 114 (2014) S. 165–210.
- 104 LKA A 12 Nr. 54 Kompetenzen unter der Steig.
- 105 Ehmer, Stift Oberstenfeld (wie Anm. 8) S. 87 f.
- 106 Ebd. S. 87 f.
- 107 Vor mehreren Jahren wurden im Tübinger Stift Nachschriften von Luthers Vorlesungen von Geylings Hand gefunden.
- 108 HStAS A 328 U 3.
- 109 LKA A 12 Nr. 54 Kompetenzen unter der Steig.
- 110 Nach dem Kompetenzbuch 1580; LKA A 12 Nr. 54 Kompetenzen unter der Steig.
- 111 Ehmer, Vannius (wie Anm. 59) S. 84 f.
- 112 Ebd. S. 108 f.
- 113 Vgl. zu ihm: Walter Bernhardt: Die Zentralbehörden des Herzogtums Württemberg und ihre Beamten 1520–1629, Stuttgart 1973, S. 539 f.
- 114 Bossert, Johann Geyling (wie Anm. 60) S. 48.
- 115 Referiert von Rothenhäusler (wie Anm. 96). – Faksimile und Transkription von Hans Dietl: Tagebuch der Nonnen von Kloster Mariental, Steinheim, in: Geschichtsblätter aus dem Bottwartal 11 (2008) S. 28–56.
- 116 LKA A 29, 4300, 2.
- 117 LKA A 12 Nr. 54, Kompetenzen 1580 unter der Steig.

Von Mecklenburg nach Württemberg

Die herzogliche Mätresse Christina Wilhelmina von Grävenitz

von Joachim Brüser

Untrennbar mit der frühen Ludwigsburger Stadtgeschichte ist die Gestalt der Christina Wilhelmina von Grävenitz (1685–1744) verbunden. Sie war 24 Jahre die Mätresse des Ludwigsburger Stadtgründers Eberhard Ludwig und prägte dessen Regierungszeit wie kein anderer Mensch.

Mätressen verdankten in der Frühen Neuzeit ihren Aufstieg vor allem ihrem Aussehen. Und wer könnte das Aussehen der Grävenitz besser beurteilen als ein Zeitzeuge. Heinrich August Krippendorf hatte als ihr Privatsekretär über viele Jahre sehr engen Kontakt zu ihr. Er schreibt aus der Retrospektive:

»Es war ... an der Grävenitz¹ gar nichts Schönes, außer der Busen und Hände. Ihre Augen, Haar und Taille von der allergemeinsten Sorte, die Zähne die heßlichsten von der Welt, der Gang negligent. Ihr Angesicht, welches jederzeit mit Farde so starck übergeschmiert war, als ob sie einem [G]ipser die Arbeit verdungen, gliche ohne diesem Anstrich einem alten Epitaphio, woraus das Gold gekratzt worden, indem es die Blattern gar grob verderbt hatten. Nechst diesem ist es schier unmöglich zu glauben, wie Eberhard Ludwig die Grävenitz die letzten 12 Jahre ihres Dominats über lieben können, denn sie ward durch eine ausgestandene Kranckheit so unförmlich dick, daß es Kunst brauchete, sie einzuschnüren, welches auch sehr selten und nur bey den vornemsten Hoffestins geschahe. Und dann hatte sie eine Schnürbrust an, worinnen ein kay[serlicher] Cuirassier mit allen seinen Schuzwaffen Raum übrig gehabt hätte. Sie bekam auch an dem Unterleib zwey, solche das weibliche Geschlecht verunzierende Zustände, daß sie fast täglich sich genöthiget sahe, Clystire von hinten und von forn zu gebrauchen und sahe mann offt ihre Cammermensch mit solchen förchterlichen Machinen lauffen, welche denen Mannspersonen, die dergleichen erblickten, nothwendigen Eckel verursachen musten. So war ihre Schönheit beschaffen.«²

Ganz objektiv ist diese Beschreibung nicht. Die Grävenitz hatte ihren langjährigen Sekretär letztlich in Unnade entlassen. Wie war es nun der Grävenitz einerseits möglich, von einer verarmten Landadligen aus Mecklenburg zur wichtigsten Frau in Württemberg aufzusteigen und wie gelang es ihr andererseits, sich so viele Jahre an der Spitze des Ludwigsburger Hofes neben Eberhard Ludwig zu halten?

Herkunft der Christina Wilhelmina von Grävenitz

Die Familie von Grävenitz ist seit dem späten 13. Jahrhundert in der Altmark nachgewiesen und stammt demzufolge aus dem Kurfürstentum Brandenburg.

Über die Jahrhunderte erwarb die Familie große Besitzungen in Mecklenburg, Preußen, Schlesien, Brandenburg, Russland und eben auch in Württemberg. In Mecklenburg wurden die Grävenitz im 17. Jahrhundert zu einer führenden Familie im grundbesitzenden Adel.³

Der Vater der Christina Wilhelmina, Hans Friedrich von Grävenitz (1637–1697), war am Mecklenburger Hof in Güstrow Oberhofmarschall, Kammerpräsident und Oberlandeshauptmann. Christina Wilhelmina wuchs also am Hof des Herzogs von Mecklenburg-Güstrow auf. Als die Tochter zwölf Jahre alt war, starb der Vater 1697 unerwartet im Alter von 60 Jahren. Dadurch entstanden der Familie finanzielle Engpässe, so dass die Geschwister – Christina Wilhelmina hatte drei Brüder und zwei Schwestern – auf Dienste in auswärtigen Stellungen angewiesen waren.

Ihr sechs Jahre älterer Bruder Friedrich Wilhelm kam 1704 nach Württemberg und wurde dort Kammerjunker Eberhard Ludwigs. Er hatte also am württembergischen Hof Beschäftigung und Auskommen gefunden. Wenige Jahre später holte er seine Schwester nach.

In Bezug auf die Herkunft der Grävenitz ist es demzufolge sehr wichtig festzuhalten, dass die Grävenitz keine wirkliche Aufsteigerin war. In der älteren württembergischen Historiographie wird sie oft als völlig verarmter Emporkömmling aus prekären Verhältnissen dargestellt.⁴ Das ist komplett falsch. In den Augen des Ludwigsburger Hofadels und der württembergischen Ehrbarkeit mag sie so erschienen sein, sie entstammte aber dem altmärkischen Uradel und einer eigentlich nicht unbegüterten Familie.

Aufstieg zur Mätresse, Hochzeit mit dem Herzog und Verbannung aus Württemberg

Die Grävenitz wurde 1707 durch ihren Bruder an den württembergischen Hof geholt. Die Geschichtsbücher sprechen von einer großangelegten Verschwörung des Hofmarschalls Johann Friedrich von Stafforst und des Kammerjunkers Friedrich Wilhelm von Grävenitz. Ziel dieser Verschwörung sollte es sein, dem Herzog eine neue Mätresse zuzuführen, auf die man Einfluss nehmen könnte. Als ideale Kandidatin schlug Grävenitz seine jüngere Schwester vor. Damit waren sie erfolgreich: Eberhard Ludwig verließ seine bisherige Mätresse und holte die junge Mecklenburgerin in sein Bett.⁵

So oder so ähnlich schildern es die meisten Geschichtsbücher.⁶ Die Motivation des Bruders ist dabei die Hoffnung, über die Schwester Einfluss in das Geschehen am Hof zu erhalten. Seltsam erscheint allerdings, dass die Suche nach einer neuen Mätresse für Ludwigsburg nur in Mecklenburg erfolgreich sein konnte. Viel wahrscheinlicher ist, dass Grävenitz seine Schwester nachholte, um sie in Ludwigsburg am Hof mit einer Stelle im Hofstaat der Herzogin zu versorgen und ihr damit auch deutlich bessere Heiratschancen als auf dem Land in Mecklenburg zu verschaffen.

Fakt ist auf jeden Fall, dass die zwanzigjährige Grävenitz im Laufe des Jahres 1707 zur offiziellen Mätresse Herzog Eberhard Ludwigs wurde. Bis dahin sehen wir einen völlig normalen Vorgang an einem frühneuzeitlichen deutschen

Hof: junge Adlige auf der Suche nach Posten, Auskommen und guten Heiratspartien sowie einen Regenten auf der Suche nach Gespielinnen. Ähnliches spielte sich jeden Tag an zahlreichen Höfen im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation ab.

Ungewöhnlich wurde es in Württemberg nun aber nach wenigen Monaten des jungen Liebesglücks: Der Herzog heiratete seine Mätresse. Auch das ist erst einmal kein allzu großer Skandal. Auch dazu gibt es Vorbilder und Parallelen. So heiratete Ludwig XIV. 1683 seine Mätresse Madame de Maintenon zur linken Hand. 1705 versprach August der Starke von Sachsen seiner Mätresse Constantia von Hoym, der späteren Gräfin Cosel, die morganatische Ehe – für die Zeit nach dem Ableben seiner Ehefrau.

Ungewöhnlich im württembergischen Fall ist aber, dass Eberhard Ludwig bereits standesgemäß verheiratet war, als er diese unstandesgemäße Ehe mit seiner Mätresse schloss. Genau zehn Jahre zuvor hatte er Johanna Elisabeth von Baden-Durlach geheiratet, die Schwester des Markgrafen Karl III. Wilhelm von Baden-Durlach.

Aus dieser Ehe ging ein Sohn hervor. Nachdem dieser Sohn 1698 geboren war und die Ehe also ihren Zweck erfüllt hatte, wandte sich Eberhard Ludwig anderen Aufgaben zu. Er verbrachte als kaiserlicher General viel Zeit im Feld und widmete sich eher wechselnden Mätressen als seiner Ehefrau. Nach der Geburt des Sohnes lebte das Paar getrennt.

Im November 1707 gab Herzog Eberhard Ludwig nun dem Geheimen Rat bekannt, dass er die Grävenitz geheiratet habe und sie vom Kaiser zur Gräfin von Urach habe erheben lassen. Wahrscheinlich waren sie bereits im Sommer desselben Jahres von Pfarrer Johann Jakob Pfähler getraut worden. Bis heute ist nicht klar, wo die beiden sich das Ja-Wort gaben.⁷

Dieser Akt der Bigamie traf im ganzen Land auf einstimmigen Widerstand, worum sich Eberhard Ludwig aber nicht viel scherte. Der Geheime Rat, der sich ausdrücklich gegen diese Ehe ausgesprochen hatte, wurde mit gefügigen Männern besetzt. Das Konsistorium verweigerte dem Herzog – und damit seinem Bischof – die Teilnahme am Abendmahl. Und auch die Landschaft versuchte, mit diesem Thema wieder politisch an Gewicht zu gewinnen.

Aber erst dem Eingreifen des Kaisers fügte sich der Herzog. Auf Betreiben der badischen Verwandtschaft seiner Ehefrau Johanna Elisabeth war der Kaiser aktiv geworden, hatte den Herzog in scharfen Tönen zurechtgewiesen und eine Untersuchungskommission eingesetzt. Herzog Eberhard Ludwig ließ im Juni 1708 seine Ehe mit der Grävenitz annullieren und diese ging wenig später in die Schweiz.

Hochzeit mit dem Grafen Würben und Rückkehr nach Ludwigsburg

Dass die Flucht seiner Geliebten für den Herzog kein akzeptabler Zustand war, wurde schnell offenbar. Gegen jede Vernunft folgte der Herzog der Mätresse ins Exil in die Schweiz. Die rettende Idee kam dann von Johann Heinrich von Schütz. Er war Botschafter der Hansestädte in Wien mit Ambitionen auf bessere

und einträglichere Posten. Er vermittelte eine Ehe der Grävenitz mit dem schlesisch-böhmischen Grafen Johann Franz Ferdinand von Würben, die im Januar 1711 geschlossen wurde.

Graf Würben war aus bester Familie⁸, aber völlig bankrott. Er verpflichtete sich in einem Ehevertrag, die Ehe nicht zu vollziehen und Württemberg niemals zu betreten. Im Gegenzug erhielt er das hochdotierte und seit 1668 nicht mehr besetzte Amt des württembergischen Landhofmeisters. Zudem wurde er Geheimrats- und Kriegsratspräsident.⁹

Damit war nun die Grävenitz die Ehefrau des höchsten württembergischen Beamten, der man den Zugang zum Hof nicht mehr verwehren konnte. 1711 kehrte sie als erste Frau am Hofe nach den weiblichen Mitgliedern des Hauses Württemberg nach Ludwigsburg zurück. Sie bezog ein eigenes Appartement im Alten Corps de Logis. Diese Ehre kam außer dem Fürsten von Hohenzollern, dem besten Freund des Herzogs, niemandem zu. Die Räume befanden sich im Erdgeschoss unterhalb der Wohnräume des Herzogs.

Als Belohnung wurde Schütz zum württembergischen Gesandten in Wien gemacht, wo er sehr erfolgreich zugunsten der Grävenitz agierte. 1712 wurde er zudem Geheimrat.

Befestigung ihrer Herrschaft

Nach ihrer Rückkehr nach Württemberg sicherte die Grävenitz ihre Position in dreierlei Hinsicht ab: Erstens sammelte sie geradezu Güter und Immobilien in Württemberg, zweitens erreichte sie für sich und ihre Familie eine Standeserhöhung durch den Kaiser und drittens besetzte sie alle wichtigen Stellen in Regierung und Hof durch Verwandte und Freunde.

Die Besitzungen der Grävenitz

Die Besitzungen, die die Grävenitz für sich und ihren Bruder in Württemberg erlangen konnte, hielt sie unter ganz unterschiedlichen Titeln.¹⁰ Teilweise war sie Landesherrschaft, teilweise Ortsherrin, teilweise Kirchenherrin, teilweise hielt sie nur einige Abgaben. Teilweise wurde sie vom Herzog damit belehnt, teilweise erhielt sie die Besitzungen vom Herzog geschenkt und teilweise waren sie durch Kauf erworben. Diese Rechtsfragen der Frühen Neuzeit zu vertiefen, würde hier aber zu weit führen. Wichtig soll nur die Menge an Besitzungen und deren Lage sein. In Württemberg bekam sie unter anderem die Orte Stetten im Remstal, Welzheim, Gochsheim, Brenz, Löchgau, Horrheim, Gundelsbach, Eberstein, Gomaringen, im württembergischen Elsass Horburg und Reichenweiher. Und als reichsunmittelbare Rittergüter besaß sie Freudental, Welzheim, Unterboihingen und Zazenhausen. Ihrem Bruder Friedrich Wilhelm verschaffte sie Heimsheim, Albeck, Marschalkenzimmern und Perouse.

Neben den genannten Herrschaften gelangte sie auch in den Besitz zahlreicher Einzelimmobilien. So schenkte der Herzog ihr und ihrem Bruder mehrere Häuser in Ludwigsburg. Das größte und wichtigste dieser Häuser, das Palais Grävenitz, wurde 1728 von Guiseppe Donato Frisoni errichtet, dem Architekten des Schlosses.¹¹

Die Besitzungen wurden so umfangreich, dass die Grävenitz schließlich auf Schloss Freudental eine eigene Kanzlei einrichtete¹², deren Aufgabe die Verwaltung ihrer Güter war. Schloss Freudental wurde damit zum Zentrum ihrer Besitzungen. Zwischen 1729 und 1731 ließ sie das Schloss aus dem 16. Jahrhundert abbrechen und durch den herzoglichen Architekten Paolo Retti einen barocken Neubau errichten.¹³

Problematisch an ihren Besitzungen war, dass sie hierbei grundsätzlich vom Herzog abhängig war. Er hatte ihr den jeweiligen Besitz übertragen und konnte ihn ihr auch wieder entziehen, sollte er sich in der Zukunft für eine neue Mätresse entscheiden. Ihre Ratgeber warnten sie vor den unsicheren Besitzungen im Herzogtum Württemberg und rieten ihr, sich aufs Elsass zu konzentrieren. Dort sei der Einfluss des Herzogs von Württemberg nicht allzu groß. Das nahm die Grävenitz nicht ernst und verlor daher nach 1731 ihre Besitzungen wieder.¹⁴

Die Titel der Grävenitz

Unantastbar für Eberhard Ludwig waren dagegen ihre Titel. Adelstitel konnte im Heiligen Römischen Reich nur der Kaiser verleihen und das tat er 1707 auf Wirken des Herzogs von Württemberg. Die Baronin von Grävenitz und ihr Bruder wurden zu Gräfin und Graf von Grävenitz erhoben. Sie bekam zusätzlich den Titel einer Gräfin von Urach. Mit der Standeserhöhung war auch eine Wappenbesserung verbunden.¹⁵ Bisher zeigte das Wappen derer von Grävenitz im Schild einen roten Baumast mit drei grünen Blättern und in der Helmzier einen Dachs. Der Familienname wurde über die Bezeichnung Greving für Dachs abgeleitet.¹⁶ Durch die Wappenbesserung kamen die Rauten der Teck und die Löwen der Grafen von Urach in das Grävenitzsche Wappen. Die Teck-Rauten hatten nichts mit Urach zu tun, waren aber Teil des herzoglichen Wappens, über das Eberhard Ludwig verfügen konnte.¹⁷

1711 wurde die Grävenitz durch Heirat Gräfin von Würben und damit Teil einer älteren gräflichen Familie. Die Grafen von Würben und Freudenthal waren bereits 1642 in den Reichsgrafenstand erhoben worden.¹⁸ Die Bemühungen der Grävenitz um den Fürstentitel scheiterten 1730 letztlich.¹⁹

1729 gelang ihr mit kaiserlicher und herzoglicher Unterstützung gemeinsam mit ihrem Bruder die Aufnahme in die schwäbische Reichsritterschaft und das fränkische Grafenkollegium im Reichstag. Damit war sie nun regierende Gräfin im Gefüge des Heiligen Römischen Reichs und damit auf einer ähnlichen Hierarchiestufe wie der Herzog von Württemberg, wenn auch mit deutlich kleineren Territorien und massiv weniger Macht. Voraussetzung für die Aufnahme in die Reichsritterschaft und das Grafenkollegium war der Besitz an reichsunmittelbaren Gütern. Für die Familie Grävenitz waren dies u.a. Freudental und Welzheim.

Die Günstlinge der Grävenitz

Die Auswechslung der Geheimräte wegen deren Widerspruch in der Ehefrage des Herzogs 1707/08 läutete die Zeit der Grävenitzschen Dominanz ein: »Die Gräfin machte bei allen Kassen und bei allen ersten Stellen für ihre Creaturen und Anverwandten freien Platz.«²⁰ Die beherrschende Rolle in der württembergischen Politik spielte der Bruder der Landhofmeisterin, Friedrich Wilhelm von

Grävenitz, der 1708 zum Geheimrat und zum Oberhofmarschall ernannt und dann württembergischer Premierminister und Chef der Mömpelgarder Verwaltung wurde.²¹ In Wien und Regensburg zog Johann Heinrich von Schütz die Fäden. Beide waren dazu auch ausreichend befähigt. Während Grävenitz politische Erfahrung in Militär- und Hofdiensten hatte sammeln können, konnte Schütz auf eine juristische Ausbildung und eine erfolgreiche Berufspraxis zurückschauen.²²

Die beiden Schwager der Grävenitz, David Nathanael von Sittmann und Josua Albrecht von Boldewin, wurden Geheimrat und Kriegsratsvizepräsident. Ihre Brüder Johann Friedrich und Karl Ludwig von Grävenitz Oberstallmeister und Generalmajor.²³ Auch Schütz positionierte seine Verwandtschaft: Sein Schwager Johann Nathanael Schunck wurde Geheimrat, sein Bruder Johann Philipp Kirchenratsdirektor, sein Sohn Andreas Heinrich Kabinettsmitglied. Somit waren 1716 von den acht Mitgliedern des Geheimen Rats nur drei nicht mit den Familien Grävenitz oder Schütz verwandt, gehörten aber zu deren Klientel. Ähnlich sah es im 1717 errichteten Konferenzministerium aus, das ab 1724 sogar nur noch aus Friedrich Wilhelm von Grävenitz und Johann Heinrich von Schütz bestand.²⁴

Damit dominierten die Familien Grävenitz und Schütz die Regierung in Württemberg und Mömpelgard, die Kriegsverwaltung und das Heer, die Außenpolitik und die Kirchenverwaltung – also alle Bereiche des politischen Lebens. Auch unterhalb der Regierungsebene wurden mindestens 19 von etwa sechzig Oberämtern mit Obervögten aus dem Grävenitz-Schütz-Kreis besetzt.²⁵

Wichtig ist allerdings festzuhalten, dass diese Herrschaftsstrategie für Württemberg auch eine Professionalisierung der Regierung bedeutete. Die meisten der eingesetzten Familienmitglieder waren auch in der Lage, ihre Ämter angemessen auszuüben. Zuvor waren diese Ämter von einheimischen Familien der Ehrbarkeit monopolisiert worden, die von den neuen Stelleninhabern nach und nach verdrängt wurden.²⁶ Auffällig und außergewöhnlich ist lediglich, dass die Mehrheit der wichtigen Ämter von Mitgliedern nur zweier Familien besetzt wurde. »Man hat in der erstaunlichen Karriere dieser beiden Familien nur die Plünderung Württembergs gesehen, vergaß darüber aber, dass damals bei Hof wie in der Verwaltung überall Familien herrschten und jedes herrschaftliche Amt als legitime Form der Bereicherung angesehen wurde. Das Auffälligste der Grävenitz-Ära ist weniger die Bereicherung der Günstlinge des Herzogs als die Verdrängung der einheimischen oder einheimisch gewordenen Familien [...] aus den Ämtern und der Regierung durch nur zwei Familien.«²⁷

Das Schicksal der Herzogin Johanna Elisabeth

Ist von der Mätresse Christina Wilhelmina von Grävenitz die Rede, geht es implizit auch immer um eine andere Frau im Leben Herzog Eberhard Ludwigs: um Herzogin Johanna Elisabeth von Württemberg, seine Ehefrau. Sie war fünf Jahre älter als die Grävenitz und seit 1697 mit Eberhard Ludwig verheiratet.²⁸

Sie war die Tochter des Markgrafen Friedrich VII. Magnus von Baden-Durlach und damit die Schwester von Markgraf Karl III. Wilhelm, dem Gründer der Stadt Karlsruhe. In einer großen Doppelhochzeit in Basel und Stuttgart verbanden

sich 1697 die Häuser Württemberg und Baden. Eberhard Ludwig heiratete Johanna Elisabeth und seine Schwester Magdalena Wilhelmine den badischen Erbprinzen Karl Wilhelm.²⁹

Die Ehe in Stuttgart verlief zunächst erwartungsgemäß erfolgreich: Im Jahr nach der Hochzeit wurde der Erbprinz Friedrich Ludwig von Württemberg geboren. Nach dessen Geburt lebte das Paar weitgehend getrennt. Nach der Gründung Ludwigsburgs und dem Wegzug von Hof und Landesregierung aus Stuttgart blieb die Herzogin weiterhin in Stuttgart.³⁰

Lassen wir auch hier wieder den Zeitzeugen Krippendorf zu Wort kommen. Er schreibt zur Hochzeit 1697: »Eberhard Ludwig erschrack recht von Herzen, alß er seine Brauth sahe, und glaube ich, daß mann unverrichteter Sachen wieder voneinander gegangen seyn würde, wenn nur der Wohlstand nicht alzu sehr dadurch wäre verletzt worden. Ich weis nicht, wie sie noch einig worden, denn Johanna Elisabeth gebahr gleichwohlen ein Jahr hernach einen wohlgestalten Prinzen, den Friedrich Ludwig, aber damit hatte auch das entweder nach der Hochzeit entstandene würckliche oder von Anfang an biß dahin simulirte Vertrauen ein Ende. [...] Da nun Eberhard Ludwig bald dieser, bald jener schön that, konte solches Johanna Elisabeth nicht länger ausstehen, sondern ließe ihren Unwillen offentlich und so hefftig blicken, daß sie gar den Eberhard Ludwig mit einem Pistol zu erschießen drohete. Sie versuchte auch, ihn eifersüchtig zu machen [...]. Allein hiermit erlangte Johanna Elisabeth ihren Zweck nicht, sondern machte vielmehr übel Ärger. Eberhard Ludwig ward zwar nicht jaloux, jedoch konte er keine solche Dinge leiden, die wieder seinen Respect liefen.«³¹ Und weiter: Johanna Elisabeth »gerieth unter das alte Eisen, das mann nicht viel achtet. Sie hatte fast niemand, der es mit ihr hielt.«³²

Bei einem anderen Zeitzeugen, dem reisenden Freiherrn von Pöllnitz, liest sich die Geschichte ähnlich, aber doch etwas anders: »Das Fürstliche Schloß hier in Stutgardt ist ein altes von Quater-Stücken aufgerichtetes Gebäude, so aus vier also genannten Haupt-Gebäuden mit einem Thurn an jeder Ecke bestehet. Rings herum ist ein Graben angelegt, und machet solcher, daß dieses Hauß das Ansehen eines Gefängnusses hat, welches in der That nicht das angenehmste ist. Die Gemahlin des Herzogs, eine Schwester des Margrafen von Baaden-Durlach, hat ihre Wohnung in diesem Schloß, und wissen sie bereits, daß diese Prinzeßin mit ihrem Gemahl in Uneinigkeit lebet, indem dieser Fürst schon seit 20 Jahren ihr eine Beyschläferin, so in Warheit weder die Schönheit noch die Annehmlichkeit der Herzogin besitzt, in seiner Liebe derselben vorziehet. Die Herzogin erträgt die Kaltsinnigkeit ihres Gemahls und die Verachtung einer aufgeblasenen Neben-Buhlerin, welche jemals gelebet, mit aller Gedult. Der öftere Besuch, den sie von ihrem Herrn Sohn bekommt, ist ihr einziger Trost. Sie wird von dem Hof ganz verlassen, und niemand darf sich unterstehen, zu ihr zu gehen, vielmehr würde sich derjenige den grösten Haß von dieser Maitresse zuziehen, wenn er die von Natur und Rechtswegen der Herzogin gebührende Ehrerbietung gegen sie beobachten wolte.«³³

So blieb Johanna Elisabeth für die Zeit zwischen 1698 und 1731 in den Geschichtsbüchern die Rolle der abgeschobenen und eifersüchtigen Ehefrau, die nur durch Störversuche in Erscheinung trat. Ihrer Beschwerde beim Kaiser ist es zu verdanken,

dass die Ehe zwischen Eberhard Ludwig und der Grävenitz 1707 wieder annulliert werden musste.³⁴ In eine Scheidung willigte Johanna Elisabeth aber nie ein.

Erst 1731 kehrte sie auf die Bühne der Geschichte zurück. Eberhard Ludwig hatte sich von seiner Mätresse getrennt und kehrte zu seiner Ehefrau zurück. Mit seiner nun wieder Gnade findenden, inzwischen 51jährigen Ehefrau versuchte er, nach dem Tod seines einzigen Sohnes noch einen weiteren Erben zu zeugen. Dies gelang allerdings nicht mehr.

Eberhard Ludwig starb 1733, also zwei Jahre nach der Versöhnung mit seiner Frau Johanna Elisabeth. Seiner Witwe war als Witwensitz das Schloss Kirchheim zugewiesen worden, wo sie ihren Mann noch mehr als zwanzig Jahre überlebte. Sie starb 1757 und wurde an der Seite ihres untreuen Mannes in der Gruft der Ludwigsburger Schlosskirche beigesetzt.³⁵

Sturz und Flucht nach Berlin

Im Mai 1731 wurde die Grävenitz von Herzog Eberhard Ludwig verstoßen – zwanzig Jahre nach ihrer Rückkehr als Landhofmeisterin nach Ludwigsburg und 24 Jahre nach ihrer ersten Ankunft in Württemberg. Der Erbprinz Friedrich Ludwig kränkelte und starb schließlich im November 1731. Eberhard Ludwig, der nach seinem Tod die Regierung nicht dem katholischen Cousin Karl Alexander überlassen wollte, versuchte nun, einen neuen Thronerben zu zeugen. Der Gedanke an eine neue, legitime Ehefrau wurde schnell fallen gelassen und der Herzog veröhnte sich mit seiner Frau Johanna Elisabeth. Die 51jährige Herzogin wurde aber trotz der in sie gesetzten Hoffnungen nicht mehr schwanger.

Die Grävenitz wurde auf ihre Güter verbannt, von wo aus sie mehrfach versuchte, an den Hof zurückzukehren. Daraufhin ließ Eberhard Ludwig sie im Herbst 1731 in Freudental verhaften und über Cannstatt nach Urach bringen. Dort blieb sie, bis Ende 1732 durch kaiserliche Vermittlung ein Vergleich mit ihr getroffen wurde.³⁶ Sie verzichtete auf ihr Deputat und ihre Güter Gochsheim, Stetten und Brenz und wurde mit 125 000 Gulden entschädigt; die Nutzung Welzheims wurde ihr auf Lebenszeit zugesichert. Daraufhin wurde sie im Frühjahr 1733 freigelassen und ging nach Berlin.³⁷

Ihr Bruder Friedrich Wilhelm wurde nicht mit ihr gestürzt, sondern blieb weiterhin württembergischer Premierminister und erhielt sogar die Nachfolge in Welzheim zugesichert. Am Streit über dieses Lehen war 1728 das Einvernehmen zwischen den Geschwistern zerbrochen, woraufhin die Grävenitz den Sturz ihres Bruders betrieben hatte. Als sie nun 1731 verbannt wurde, erfuhr sie von ihm keinerlei Unterstützung. Sein eigenes Interesse war ihm wichtiger. »Unwahrscheinlich ist allerdings, dass die Gräfin im umgekehrten Fall anders gehandelt hätte.«³⁸

Erst nach dem Tode Herzog Eberhard Ludwigs wurden Friedrich Wilhelm von Grävenitz und andere Mitglieder der Familien Grävenitz und Schütz aus ihren Ämtern entfernt und zum Teil auch verhaftet.³⁹

Kurz nach der Verhaftung des Bruders eröffnete Herzog Karl Alexander 1734 einen Prozess gegen die Grävenitz. Angeklagt wurde sie nicht nur wegen Landesverrats, sondern auch wegen Abtreibung, Bigamie, Ehebruchs, Giftanschläge, Fäl-

schung, Gelderpressung, Betrugs, Veruntreuung öffentlicher Gelder, Amterschleichung, Bestechung, Mordanschlags, Eidbruchs und Hexerei.⁴⁰ Die Untersuchungskommission arbeitete zwei Jahre und verhörte 188 Zeugen. Die Untersuchungen und Verhandlungen führten schließlich 1736 zu einem zweiten Vergleich mit der ehemaligen Mätresse.⁴¹ Die Grävenitz trat nun auch Freudental, Unterboihingen und Welzheim ab und wurde mit 150 000 Gulden kompensiert. Eigentlich war Karl Alexander zunächst nicht gewillt gewesen, »der Würben weder vorher noch hinkünftig einigen Vergleich anzubithen«. ⁴² Er beurteilte die Familie Grävenitz als »diese böse Familie«, welche den Herzog »schon etlich und 20 Jahr nacheinander in so vielen Gelegenheiten hinter das Licht geführet« hatte.⁴³

Für Karl Alexander ging es in diesem Verfahren gegen die Grävenitz und ihre Anhänger keineswegs um Gerechtigkeit im Sinne von Moral und Gesetzen. Vielmehr setzte er sich hiermit politisch von seinem Vorgänger ab und begann eine neue Regierung. Damit war der Grävenitz ihr Ruf als Landverderberin zum Verhängnis geworden und der neue Herzog profitierte vom schlechten Ruf seines Vorgängers.⁴⁴ Ein Zeitgenosse schrieb anlässlich des Todes Herzog Eberhard Ludwigs: »Welch eine Verachtung bei Lebzeiten hat sich bei denen Untertanen gegen ihn geäußert! Wie schlecht werden die seinetwegen angestellten Betstunden besucht! Und wie froh bezeugten sich die Leute großen Teils über seinen Tod!«⁴⁵ Und weiter: »Das Verlangen des Pöbels nach ihrem neuen Regenten ist mit der Feder nicht zu beschreiben.«⁴⁶

Die Grävenitz lebte als vermögende Frau noch bis zu ihrem Tod 1744 in Berlin. Sie erwarb ein Haus in der Burgstraße. Heute befindet sich hier – gegenüber von Stadtschloss und Dom an der Spree – eine Grünanlage. Ihre letzte Ruhestätte fand sie in der Nikolaikirche.⁴⁷

Die Bedeutung der Grävenitz für Württemberg

Durch ihren großen Erfolg wurde die Grävenitz in Württemberg schnell zur Landverderberin stilisiert⁴⁸: »Alle Regierungs-Angelegenheiten gingen durch ihre Hände [...], die wichtigsten Stellen [wurden] mit Ausländern besetzt und in alle Zweige der Staats-Verwaltung griff ihre Willkür verderblich ein.«⁴⁹ Oder: »Ihr war der Herzog völlig hörig und bald war die Landhofmeisterin die tatsächliche Beherrscherin des Landes.«⁵⁰ Zeitgenossen beschreiben sie auch als »aufgeblasene Neben-Buhlerin«⁵¹, »herrsüchtige Favoritin«⁵² oder Despotin⁵³. Die Landschaft war nach dem Tod Eberhard Ludwigs der Meinung, »es habe die Grävenitz-Familie dem Land weit mehr Schaden als die feindliche Invasion und Brandschatzung zugefüget«.⁵⁴

Die Grävenitz schien also die wichtigste Person im Land zu sein und »für ein umfassendes politisches Revirement verantwortlich zu zeichnen, als dessen Kernstück die Installation eines neuen Regierungsgremiums – des Kabinettsministeriums – und die Entmachtung des auf die Landesverfassung verpflichteten Geheimen Rats gilt«.⁵⁵ Die moderne Forschung relativiert diese Beurteilung allerdings. Politisch dominant waren Friedrich Wilhelm von Grävenitz und Johann Heinrich von Schütz. Die Position der Grävenitz als Mätresse des Herzogs diente ihnen zur Herrschaftsabsicherung.⁵⁶

Zu einer politischen Aktivität der Grävenitz selbst gibt es keinerlei schriftliche Belege in den Regierungsakten. Diesem Befund widersprechen explizit der Grävenitzsche Privatsekretär Krippendorf in seinen Memoiren, Oberhofmarschall Georg Friedrich von Forstner 1716 in seiner Apologie⁵⁷ und Harpprecht 1734 in der Anklageschrift⁵⁸ gegen die Grävenitz. Ähnlich wie die Anklageschrift formuliert auch der landschaftliche Große Ausschuss die Vorwürfe gegen die Grävenitz in einer Erklärung im November 1734.⁵⁹

Oßwald-Bargende führt dies bei Krippendorf auf ein Geltungsbedürfnis als Grävenitzscher Sekretär zurück. Forstner hingegen habe einen Sündenbock für die Politik Eberhard Ludwigs gesucht und die Zeugen, deren Aussagen im Prozess die Grundlage für die Anklageschrift bildeten, versuchten nur, sich selbst zu entlasten.⁶⁰

Die Grävenitz war auf jeden Fall aber auf informellen Wegen an der Politik Eberhard Ludwigs beteiligt, auch erfüllte sie an seiner Seite repräsentative Aufgaben bei Hofe. Konkrete Spuren in den Akten hat ihre politische Aktivität allerdings nur sehr selten hinterlassen.⁶¹

An dieser Stelle soll nochmals der Privatsekretär Krippendorf zu Wort kommen. Er beschreibt in seinen Memoiren sehr eindrucksvoll, wie sich die alternde Mätresse an der Macht zu halten versuchte:

»Je älter und runzelicher die Grävenitz ward, so daß keine Farde mehr an ihr haften wolte, je ohnerträglicher ward sie auch. Sie quälete nicht allein Eberhard Ludwig täglich und bezeigte sich der geringsten Bagatellen wegen wieder sinnig und grondant, sondern fing auch an, sich recht tyrannisch aufzuführen.«⁶² – »Sie war unerhört mißtrauisch und judicirte jedermann nach sich. Genereuse Leuthe waren Narren in ihren Augen und Redlichkeit hieß dajenige, was zu ihrem Nutzen dienete, wann es auch aus der Höllen seinen Ursprung genommen. In Grausamkeit war der Grävenitz nichts zu gleichen. Dieses haben viele zuvor ansehnliche, aber durch sie ruinirte Familien erfahren. Sie war vindicatif und pardonirte selten. Die geringste Ursach, exempla gratia eine Plauderey und von ihr geführtes Weibergeschwätz, muste fast capital bestrafft, der Mann von der Frau et vice versa verjagt und auf das Seufzen der unschuldigen Kinder nicht die mindeste Reflexion gemacht werden. Sie hielte überall Espions, die nach solchen Sachen forschen und selbige denunciren musten. So denn geschahen Untersuch- und exemplarische Bestrafungen, so daß fast alles im Wirtembergischen vor sie zitterte und die nächsten Bluthsfreunde sich nicht mehr getraueten, untereinander desavantageus von der Grävenitz zu sprechen.«⁶³

Wichtig in der Beurteilung der Grävenitz als Mätresse Eberhard Ludwigs ist es, die Position und das Amt der Mätresse in der Zeit des Absolutismus nicht durch die moralinsaure Brille des 19. Jahrhunderts zu betrachten. Die Position der »Maitresse en titre« war ein offizielles Hofamt und eine interessante Möglichkeit für eine frühneuzeitliche Frau zum sozialen Aufstieg und zur Karriere. Mit unseren heutigen Maßstäben von Ehebruch oder Prostitution hatte das wenig zu tun. Viele Mätressen waren verheiratet und ihre Karriere wurde von ihren Ehemännern aktiv unterstützt und gefördert. Im Fall der Grävenitz kam die Unterstützung durch ihren Bruder. Ein weiterer Aspekt ist bedeutsam und interessant für die richtige Einordnung der Stellung einer Mätresse: Die natürlichen

Kinder des Monarchen, also die offiziell anerkannten Nachfahren des Monarchen aus der Verbindung mit einer Mätresse, konnten sich einer guten Position am Hof oder im Heer sicher sein.⁶⁴

Im Strafrecht des 18. Jahrhunderts wäre für einen Württemberger Ehebruch im äußersten Fall mit dem Tod bestraft worden. Ehebrüche waren nicht selten, wurden aber von der ländlichen Gesellschaft nicht toleriert.⁶⁵ Auf Ehebruch stand gemäß dem zu Beginn des 18. Jahrhunderts geltenden Mandat von 1586 zur Bestrafung von Fleischesvergehen eine vierwöchige Haftstrafe und anschließende Kirchenbuße⁶⁶ – 1645 erhöht auf acht Wochen⁶⁷; Wiederholungstäter wurden des Landes verwiesen⁶⁸ oder in seltenen Fällen hingerichtet⁶⁹.

Härter wurde der Tatbestand der Bigamie bestraft. Auf sie stand sofort die Todesstrafe, mindestens aber eine sehr harte, mehrjährige Zuchthausstrafe oder Landesverweis. Bigamie war ein relativ seltenes Verbrechen. Bei Verweis auf eine hohe anzunehmende Dunkelziffer sind fürs 18. Jahrhundert in Württemberg insgesamt 64 Fälle aktenkundig geworden.⁷⁰

Diese Regelungen und Verbote mit den entsprechenden Strafandrohungen galten nicht für den Herzog, der als Monarch nicht den Strafgesetzen des Landes unterworfen war. »Bigamie musste als Privileg der oberen Schichten betrachtet werden, denn Untertanen war das Verbot mit aller Macht einzuschärfen.«⁷¹ Zudem hätte der Herzog als letzte Instanz in Strafgerichtssachen ein Urteil gegen sich selbst mittragen müssen.⁷²

Diese Sichtweise auf das Privatleben der Herrscher änderte sich im 19. Jahrhundert. Mit der Verbürgerlichung auch der Monarchien wurde die bürgerliche Lebensweise zur verbindlichen Moral. Und damit wurden die Mätressen des 18. Jahrhunderts im rückblickenden Urteil Ehebrecherinnen und Prostituierte.

Der Grävenitz gelang es, ihre Position am Hof fast ein Vierteljahrhundert zu halten – gestützt auf ein gut funktionierendes Netzwerk von Günstlingen, auf Besitzungen und auf Reichtum. Sie bleibt mit der langen Zeit, die sie sich an der Seite des Herzogs hielt, durch ihre Hochzeit mit dem Herzog und durch ihren großen politischen Einfluss eine besonders erfolgreiche Mätresse. Madame de Maintenon hielt sich als morganatische Ehefrau 32 Jahre an der Seite König Ludwigs XIV. von Frankreich, die Marquise de Pompadour war 15 Jahre die Mätresse Ludwigs XV. von Frankreich, Franziska von Hohenheim begleitete Karl Eugen von Württemberg 21 Jahre.

In der Kombination ihrer langen Herrschaft, ihrer politischen Bedeutung und ihrer bigamistischen Hochzeit mit dem Herzog bleibt die Grävenitz unter den zahllosen Mätressen der Frühen Neuzeit aber eine spannende und besondere Gestalt.

Anmerkungen

1 Krippendorf arbeitet in seinen Memoiren nicht mit den Klarnamen der handelnden Personen. Für den vorliegenden Aufsatz wurden die verschlüsselten Namen aufgelöst. Vgl. die Einleitung in: Heinrich August Krippendorf: Anekdoten vom württembergischen Hof. Memoiren des Privatsekretärs der herzoglichen Mätresse Christina Wilhelmina von Grävenitz (1714–1738). Bearbeitet von Joachim Brüser, Stuttgart 2015, S. XXVII–XXIX.

- 2 Ebd. S. 244.
- 3 Vgl. zur Familie Grävenitz: Ernst Heinrich Kneschke: Neues allgemeines Adels-Lexicon, Bd. 3, Leipzig 1861, S. 621 f.; Otto von Alberti: Württembergisches Adels- und Wappenbuch, Bd. 1, Stuttgart 1889, S. 240; Friedrich Wilhelm Euler: Ahnentafel von Weizsäcker-von Graevenitz. Exemplarische Darstellung der prosopographischen Voraussetzungen und Folgen einer gesamtdeutschen geistigen Führungsgruppe, Berlin 1992.
- 4 Sybille Oßwald-Bargende: Die Mätresse, der Fürst und die Macht. Christina Wilhelmina von Grävenitz und die höfische Gesellschaft, Frankfurt am Main 2000, S. 82.
- 5 Vgl. z. B. Marie Hay: A German Pompadour. Being the extraordinary History of Wilhelmine von Grävenitz, Landhofmeisterin of Wirtemberg. A Narrative of the eighteenth Century, London 1906; Oßwald-Bargende (wie Anm. 4) S. 88 f.
- 6 Vgl. zur Grävenitz (Auswahl): Ludwig Timotheus von Spittler: Herzog Eberhard Ludwig und Wilhelmine von Grävenitz, in: Ludwig Timotheus Freiherrn von Spittler's sämtliche Werke. Herausgegeben von Karl Wächter, Bd. 12, Stuttgart 1837, S. 318–350; Oskar Gerhardt: Maitressen- und Judenregiment in Württemberg vor 200 Jahren. Die Blutsaugerei der Grävenitz, des Jud Süß und Grafen Montmartin. Was die Archive hierüber zu erzählen wissen, in: Stuttgarter NS-Kurier September/Oktober 1936; Walter Grube: Die württembergischen Landstände und die Grävenitz, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 40 (1981) S. 476–493; Sybille Oßwald-Bargende: »Alle Regierungsangelegenheiten gingen durch ihre Hände...«. Die Mätresse Wilhelmine von Grävenitz als politischer Faktor des absolutistischen Herzogtums Württemberg, in: Susanne Jenisch (Hg.): Standpunkte. Ergebnisse und Perspektiven der Frauengeschichtsforschung in Baden-Württemberg, Tübingen 1993, S. 114–123; Peter H. Wilson, Women and imperial politics. The Württemberg consorts 1674–1757; in: Clarissa Campbell Orr (Hg.): Queenship in Europe 1660–1815, Cambridge 2004, S. 221–251; Paul Sauer: Wilhelmine von Grävenitz. Die schwäbische Pompadour, Freudental 2009; Gerhard Raff: Hie gut Wirtemberg allewege, Bd. 4: Das Haus Württemberg von Herzog Eberhard Ludwig bis Herzog Carl Alexander, unter besonderer Berücksichtigung der Christina Wilhelmina von Grävenitz, Schwaigern 2015, S. 137–331.
- 7 Als Ort der Trauung werden in der Literatur zwei Ortschaften angegeben: Oberhausen bei Bodelshausen und Mühlen am Neckar. Der genaue Zeitpunkt ist nicht bekannt. Vgl. Bernd Wunder: Herzog Eberhard Ludwig (1677–1733), in: Robert Uhland (Hg.): 900 Jahre Haus Württemberg, Stuttgart 1984, S. 210–226, S. 215; Oßwald-Bargende (wie Anm. 4) S. 154 f.
- 8 Vgl. zu den Grafen Würben: Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexicon, Bd. 59, Leipzig 1745, Sp. 815–822; Ernst Heinrich Kneschke: Neues allgemeines Adels-Lexicon, Bd. 9, Leipzig 1870, S. 606 f.
- 9 Graf Würben starb 1721 unbeachtet in Wien.
- 10 Vgl. zu den Besitzungen: Krippendorf (wie Anm. 1) S. 94–103; Oßwald-Bargende (wie Anm. 4) S. 123 f.
- 11 Wolfgang Läßle: Das Grävenitz-Palais. Ein Gebäude als Spiegelbild der Ludwigsburger Stadtgeschichte, Ludwigsburg 1988.
- 12 Die Unterlagen befinden sich heute im Staatsarchiv Ludwigsburg: StAL B 92a und B 150.
- 13 Bauhistorische Untersuchung des Schlosses Freudental durch das Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg vom 21. April 2014; www.bauforschung-bw.de/objekt/id/182012767014 (zuletzt eingesehen am 20. September 2016).
- 14 Krippendorf (wie Anm. 1) S. 102 f.
- 15 Wappenbesserung für Friedrich Wilhelm von Grävenitz und seine Schwester Christina Wilhelmina vom 1. September 1707; Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Reichsadelsakten 151.38.
- 16 Johann Christoph Adelung: Vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie, Bd. 1, Leipzig 1788, S. 1366; Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 4.1.6, Leipzig 1935, Spalte 248.
- 17 Kneschke (wie Anm. 3) S. 621 f.; von Alberti (wie Anm. 3) S. 240.
- 18 Kneschke (wie Anm. 8) S. 606 f.
- 19 Krippendorf (wie Anm. 1) S. 109; Oßwald-Bargende (wie Anm. 4) S. 121. –Schriftwechsel zur Fürstenerhebung aus dem Jahr 1730 in: Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 48/15 Bü 45.
- 20 Ludwig Timotheus von Spittler: Geschichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge, in: Spittler's sämtliche Werke (wie Anm. 6) Bd. 5, Stuttgart 1828, S. 484.

- 21 Vgl. zu Friedrich Wilhelm von Grävenitz: Paul Friedrich von Stälin: Friedrich Wilhelm von Grävenitz, in: ADB 9 (1879) S. 616 f.; Hans Jürgen Rieckenberg: Friedrich Wilhelm Graf von Grävenitz, in: NDB 6 (1964) S. 719 f.; Gerhard Digel: Vom Graevenitz'schen Schloss und seinem Erbauer. Aufstieg und Fall des Reichsgrafen Friedrich Wilhelm von Graevenitz, in: Imanuel Stutzmann (Hg.): Heimsheim einst und heute, Heimsheim 1992, S. 85–95.
- 22 Oßwald-Bargende (wie Anm. 4) S. 119 f.; Spittler (wie Anm. 20) S. 490.
- 23 Vgl. zu den Geschwistern: Raff (wie Anm. 6) S. 149–152.
- 24 Wunder (wie Anm. 7) S. 216 f.; Peter H. Wilson: War, state and society in Württemberg 1677–1793, Cambridge 1995, S. 131–134.
- 25 Friedrich Wilhelm von Grävenitz: Urach, Neuffen Nürtingen und Pfullingen; Friedrich Wilhelm von Grävenitz (der Jüngere): Brackenheim; Viktor Sigmund von Grävenitz: Stuttgart; Karl Ludwig von Grävenitz: Lauffen, dann Heidenheim; Josua Albrecht von Boldewin: Hornberg, dann Kirchheim/Teck; Johann Heinrich von Schütz: Blaubeuren und Münsingen; Gottfried Friedemann von Pöllnitz: Ludwigsburg, Markgröningen, Waiblingen und Cannstatt; Johann August von Phull: Göppingen und Lorch; Johann Nathanael Schunck: Schorndorf; General von Wittgenstein: Leonberg.
- 26 Zur württembergischen Ehrbarkeit vgl. zuletzt Gabriele Haug-Moritz: Die württembergische Ehrbarkeit. Annäherungen an eine bürgerliche Machtelite der Frühen Neuzeit, Ostfildern 2009.
- 27 Wunder (wie Anm. 7) S. 217; vgl. auch James Allen Vann: Württemberg auf dem Weg zum modernen Staat 1593–1793, Stuttgart 1986, S. 128–130.
- 28 Vgl. zu Johanna Elisabeth: Hansmartin Decker-Hauff: Frauen im Hause Württemberg, Leinfelden-Echterdingen 1997, S. 125–134; Sybille Oßwald-Bargende: Eine fürstliche Hausaffäre. Einblicke in das Geschlechterverhältnis der höfischen Gesellschaft am Beispiel des Ehezerwürfnisses zwischen Johanna Elisabetha und Eberhard Ludwig von Württemberg, in: Ulrike Weckel/Claudia Opitz/Brigitte Tolkemitt/Olivia Hochstrasser (Hg.): Ordnung, Politik und Geselligkeit der Geschlechter im 18. Jahrhundert, Göttingen 1998, S. 65–88; Raff (wie Anm. 6) S. 95–136.
- 29 Jacqueline Maltzahn-Redling: »...die glücklichste Verbindung, so in der Welt hätte eronnen werden können«. Doppelhochzeit in Basel 1697. Baden und Württemberg rücken näher zusammen, in: Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hg.): Karl Wilhelm 1679–1738, München 2015, S. 66–73; Unterlagen zur Eheschließung in HStAS G 185 Bü 1.
- 30 Spittler (wie Anm. 6) S. 301; Oßwald-Bargende (wie Anm. 4) S. 204 f.
- 31 Krippendorf (wie Anm. 1) S. 10 f.
- 32 Ebd. S. 24.
- 33 Karl Ludwig von Pöllnitz: Des Freyherrn von Pöllnitz Brieffe, welche das Merckwürdigste von seinen Reisen und die Eigenschaften derjenigen Personen, woraus die vornehmsten Höfe von Europa bestehen, in sich enthalten, Bd. 1, Frankfurt am Main 1738, S. 368–370.
- 34 Unterlagen zur württembergischen Ehefrage zwischen 1707 und 1710 liegen im Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Staatenabteilung, Württembergica Specialia Nr. 28.
- 35 Rosemarie Reichelt: Kirchheim unter Teck. Eine württembergische Amtsstadt von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis Ende des Herzogtums (1803), in: Rainer Kilian (Hg.): Kirchheim unter Teck. Marktort, Amtsstadt, Mittelzentrum, Kirchheim unter Teck 2006, S. 378–380.
- 36 Uracher Rezess vom 19. Dezember 1732; HStAS A 48/5 Bü 84.
- 37 Daniel Schulz: Die steinreiche Erbtante. Die Gräfin Christina Wilhelmina von Würben in Berlin, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 68 (2014) S. 59–84.
- 38 Oßwald-Bargende (wie Anm. 4) S. 212–220, Zitat S. 220.
- 39 Kaiserliche Bestätigung des Vergleichs zwischen Herzog Karl Alexander und Graf Friedrich Wilhelm von Grävenitz vom 20. Dezember 1734; HStAS A 48/5 U 1. Vergleich zwischen Herzog Karl Alexander und Graf Viktor Sigmund von Grävenitz vom 7. Januar 1736; HStAS A 48/5 Bü 29.
- 40 Summarische peinliche Anklage des ... Fiscalis Moriz David Harpprecht contra Christine Wilhelmine, verwittbte Gräfin von Würben ... 1734; Württembergische Landesbibliothek Stuttgart Cod. hist. fol. 739 IV 3a.
- 41 Vergleich vom 30. August und 19. Oktober 1736; HStAS A 48/5 Bü 43.
- 42 Schreiben des Herzogs Karl Alexander an Joseph Süß Oppenheimer vom 26. Januar 1736; HStAS A 48/5 Bü 79 und A 48/14 Bü 79.

- 43 Schreiben des Herzogs Karl Alexander an Prinz Eugen vom 8. Februar 1732; Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Große Korrespondenz Fasz. 151.
- 44 Joachim Brüser: Herzog Karl Alexander von Württemberg und die Landschaft (1733 bis 1737). Katholische Konfession, Kaisertreue und Absolutismus, Stuttgart 2010, S. 95–100.
- 45 Anonymes Schreiben an den Pfarrer Eberhard Daniel Hauber vom November 1733, gedruckt in: Ruthardt Oehme: Ein zeitgenössischer Bericht zum Tod des Herzogs Eberhard Ludwig, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 30 (1971) S. 242.
- 46 Ebd. S. 243.
- 47 Schulz (wie Anm. 37) S. 71 f., 79.
- 48 Raff (wie Anm. 6) S. 137–139.
- 49 Karl Pfaff: Die Herzöge von Württemberg. Wie sie lebten und regierten, Stuttgart 1821 (Nachdruck Stuttgart 1965) S. 59.
- 50 Gerhardt (wie Anm. 6).
- 51 von Pöllnitz (wie Anm. 33) S. 369.
- 52 Ebd. S. 375.
- 53 Spittler (wie Anm. 6) S. 320.
- 54 Schreiben des Großen Ausschusses an Herzog Karl Alexander vom 25. November 1734; HStAS L 5 Bd. 172 f. 1032v.
- 55 Oßwald-Bargende (wie Anm. 4) S. 109.
- 56 Wunder (wie Anm. 7) S. 216 f.; Oßwald-Bargende (wie Anm. 4) S. 109; Vann (wie Anm. 27) S. 155 f.; Wilson (wie Anm. 24) S. 161 f.
- 57 Gedruckt bei Spittler (wie Anm. 20) S. 497–539.
- 58 Wie Anm. 40.
- 59 Schreiben des Großen Ausschusses an Herzog Karl Alexander vom 25. November 1734; HStAS L 5 Bd. 172 f. 1027r-1055r.
- 60 Oßwald-Bargende (wie Anm. 4) S. 111 f.
- 61 So zum Beispiel in den französischen Gesandtschaftsberichten im Kontext der Bündnisverhandlungen 1711; vgl. Bernd Wunder: Die französisch-württembergischen Geheimverhandlungen 1711, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 28 (1969) S. 363–390; Oßwald-Bargende (wie Anm. 4) S. 114–119.
- 62 Krippendorf (wie Anm. 1) S. 110.
- 63 Ebd. S. 245 f.
- 64 Nobert Elias: Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie, Frankfurt am Main 1983; Jan Hirschbiegel/Werner Paravicini (Hg.): Der Fall des Günstlings. Hofparteien vom 13. bis zum 17. Jahrhundert, Ostfildern 2004; Leonhard Horowski: Die Belagerung des Thrones. Machtstrukturen und Karriere-mechanismen am Hof von Frankreich 1661–1789, Ostfildern 2012.
- 65 Andreas Maisch: »Wider die natürliche Pflicht und eingepflanzte Liebe«. Illegitimität und Kindsmord in Württemberg im 17. und 18. Jahrhundert, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 56 (1997) S. 83 f.; Helga Schnabel-Schüle: Überwachen und Strafen im Territorialstaat. Bedingungen und Auswirkungen des Systems strafrechtlicher Sanktionen im frühneuzeitlichen Württemberg, Köln 1997, S. 296–303.
- 66 »Auff den fahl aber hinfürter jemandts, wer der auch were, sein öffentlich bestettigte und volnzogne Ehe, mit einer andern ledigen oder verhelichten vnuerwandten Person, brechen würde, selbige beide sollen nicht allein, vermög unserer Landtsordnung, mit vierwöchiger gebührender Gefängknus, ohn all milterung und nachlaß, büßen, und aller Ehren entsetzt, sonder auch zu desto mehrern abscheuhen meniglichs, noch weiters darin angehalten werden, und schuldig sein, daß sie nach außgestandener Thurnstraff, die nechsten drey Sontag nach einander, in der Kirchen, vor dem Altar, nach geendter Morgenpredigt, solchen begangnen Ehebruchs, und dardurch angereichtete Ergernus, auff die form und maß, wie selbige von unsern Theologis begriffen, öffentliche Penitentz, und abbit zu thun«; Mandat, die Bestrafung der Fleischesverbrechen betreffend vom 21. Mai 1586, in: August Ludwig Reyscher: Sammlung der württembergischen Gesetze Bd. 4, Tübingen 1831, S. 446 f.; inhaltsgleich wiederholt in der Siebten Landesordnung vom 11. November 1621 (Reyscher Bd. 12, Tübingen 1841, S. 848–850); bestätigt im Generalreskript die Bestrafung der

Fleischesverbrechen betreffend vom 18. Dezember 1630 und im Generalreskript die Bestrafung der Gotteslästerung und der Fleischesverbrechen betreffend vom 29. Juli 1642 (Reyscher Bd. 5, Tübingen 1842, S. 408 f. und S. 421–427).

67 Reyscher Bd. 5 (wie Anm. 66) S. 440 f.

68 Titel XCIV der Siebten Landesordnung vom 11. November 1621: »Wa aber ein Ehegemächt zum andernmahl deß Ehebruchs straffbar erfunden, dasselbig soll gefänglich angenommen, für Recht gestelt, peinlich beklagt, und durch die Richter, mit der Urtheil, ein halb stund in das Halßeisen zustellen, erkennt, und sein Lebenlang ausser Unserm Hertzogthumb verwisen werden, bey verliering seines Lebens.«; Reyscher Bd. 12 (wie Anm. 66) S. 849.

69 Mandat, die Bestrafung der Fleischesverbrechen betreffend vom 21. Mai 1586: »Waserr sich aber begeben, daß ungeachtet vorbestimpter bestraffung, jemandts mit diesem abscheulichen Laster des Ehebruchs sich zu besudlen, noch weitter Lust, und also darüber zum andern mal ehebrüchig wurde, dieselben sollen nach gewisser erfahrung desselben, innhalts unserer Landtsordnung, auff Rechtliche beklagung, und ergangene Urtheil, mit eusserster Todtsstraff angesehen, der Mann enthauptet, das Weib ertrenckt werden.«; Reyscher Bd. 12 (wie Anm. 66) S. 447.

70 Schnabel-Schüle (wie Anm. 65) S. 303–305.

71 Ebd. S. 305.

72 Ebd. S. 76–80.

»Was für ein Schweinswal«

Karikaturen auf Herzog Eberhard Ludwig,
Herzog Carl Eugen und König Friedrich

von Daniel Schulz

Erste nachweislich nach lebenden Modellen geschaffene Karikaturen der Neuzeit finden sich im zeichnerischen Werk der Brüder Annibale und Agostino Carracci, die damit als Begründer der Kunstform der Karikatur und ihrer Theorie gelten. Das Verb »caricare« meint übertreiben. Die »übertriebenen Bildnisse« (»ritrattini carichi«) des Annibale Carracci (1557–1602) waren Porträts, »in denen der Künstler vorhandene Missbildungen, Missproportionen, auffällige Züge eines Gesichts oder auch die Formen eines Körpers übertreibend wiedergibt«. ¹ Die Künstler zeichneten diese Bilder, um ihre Freunde zu amüsieren oder zu hänseln und griffen dabei vermutlich auf die vermeintliche Wissenschaft der Physiognomie zurück, die sich mit der Ähnlichkeit menschlicher Typen mit Tiergestalten befasste.

Die Karikatur findet sich allerdings schon in der Antike und es ist gut möglich, dass bereits frühere groteske Köpfe der Renaissance lebende Vorbilder hatten, also eigentlich Karikaturen waren. Gombrich verweist zudem auf die Tradition der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Schandbilder, die zwar eher rohe Beschimpfung als ein witziger Vergleich sind, aber durchaus als Vorstufen der Karikatur betrachtet werden können. ² Insofern sind die Brüder Carracci nicht die eigentlichen Erfinder der Karikatur, aber deren Wiederentdecker, Verbreiter und Begründer des Karikaturbegriffs, der im 18. Jahrhundert fortgeführt wird.

Domenico Bernini überliefert in der 1713 erschienenen Biographie seines Vaters Gian Lorenzo Bernini (1598–1680) dessen Auffassung von der Karikatur. Er habe es unternommen, Portraits zum Scherz zu deformieren, »jedoch nur in jenen Teilen, wo die Natur selbst auf irgendeine Weise gefehlt hatte, und ohne seinem Vorbild die Ähnlichkeit zu nehmen, gab er es auf dem Papier sehr ähnlich und seinem innersten Wesen entsprechend wieder, obwohl man sah, daß er einen Teil bemerkenswert verändert und übertrieben hatte«. ³ Bernini nannte als erster seine Zeichnungen Karikaturen – »Caricature«. Er bezweckte keine Zeitkritik, sondern wollte die menschliche Unvollkommenheit veranschaulichen. Seine Karikaturen wurden aber allgemein zur Erheiterung herumgereicht. ⁴

Nach heutiger Auffassung ist die Karikatur eher eine Gattung der Bildsatire. Zur Sprache der Bildsatire gehört die Karikatur als übertriebenes Bildnis – als bildliche Pointierung eines Witzes oder satirischen Textes –, die Symbolik und die Allegorie.

Karikaturen auf Herzog Eberhard Ludwig und andere herrschaftliche Personen

Den Auftakt zu unserem Ausflug in die Figurenwelt des 18. Jahrhunderts bilden vier Karikaturen, die auf Wänden im Ludwigsburger Schloss gezeichnet wurden und herrschaftlich charakterisierte Figuren zeigen.⁵ Bei zweien hatten die Zeichner anscheinend den Schlossbauherrn Herzog Eberhard Ludwig im Visier.

Die Karikaturen sind recht unauffällig, sowohl von ihrer Größe als auch vom Zeichenstil und Material. Eine Grafitzeichnung in der Bildergalerie im Alten Corps de logis zeigt eine aristokratisch charakterisierte Person (Abb. 1-1). Der Kopf, im Profil dargestellt, hat markante Details: Das im Vergleich zur Proportion des Gesichtes viel zu kleine Auge, die gerade lange Nase, die schmale

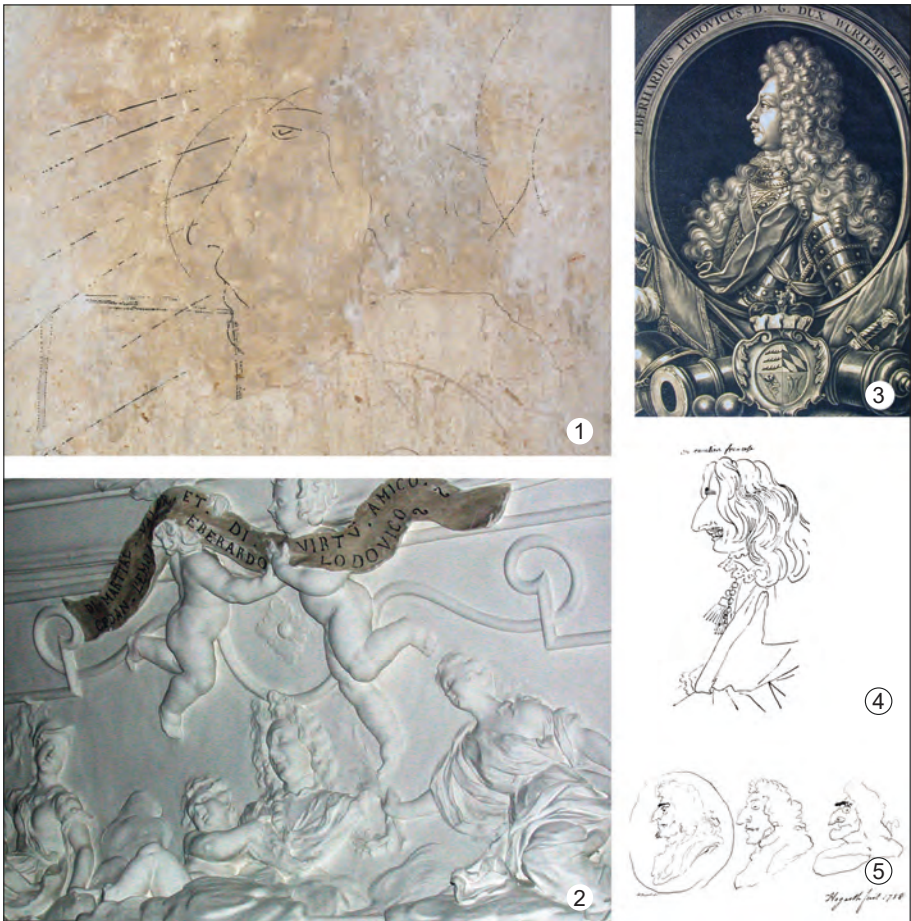


Abb. 1: Karikaturen auf Herzog Eberhard Ludwig: Skizze (1) für die Anbringung der Stuckbüste (2) mit Merkmalen der Übertreibung (4 Bernini, 5 Hogarth); Portrait des Herzogs, um 1711 (3).

abfallende Oberlippe und die vollere Unterlippe. Das Gesicht wird von einer welligen Linie gerahmt, die lockiges langes Haar andeutet, wohl eine Allongeperücke. Schräg gegenüber der Skizze befindet sich über dem Mitteleingang in die Galerie die Stuckbüste Herzog Eberhard Ludwigs, die Donato Giuseppe Frisoni um 1711 anfertigte (Abb. 1-2).⁶ Profillinie und Charakter der Zeichnung ähneln denen der Büste. Zum Vergleich kann ein Portrait Eberhard Ludwigs von Philipp Heinrich Müller (um 1711) herangezogen werden (Abb. 1-3). Es zeigt den Herzog mit einer prächtigen Allongeperücke und dem dänischen Elefant-Orden, den er mit 18 Jahren 1694 verliehen bekam. Um das herzogliche Wappen sind Kanonen, Fahnen, Säbel und Helm gruppiert. Während der Kriegshandlungen des Jahres 1704 sind in Bayern württembergische Kanonen entdeckt worden, die die Bayern im Dreißigjährigen Krieg erbeutet hatten und die nun im Triumph ins Herzogtum zurückgebracht wurden.⁷

Neben der Zeichnung scheint ein Türrahmen angedeutet zu sein, darüber ein Kreis, der den Umfang der Komposition der »Büste« angibt. Das Gesichtsprofil passt sich in die Kreislinie ein, die Striche vor dem Kopf werden die Wandfläche andeuten. Damit könnte es sich um eine Werkskizze zur Anbringung der Stuckbüste handeln. Das Graffito zeigt aber auch Merkmale der Übertreibung, wie die große Nase, ein Stilmittel, das auch Bernini oder Tiepolo in ihren Karikaturen einsetzen (Abb. 1-4, Bernini, Karikatur eines Franzosen).⁸ Ein Vergleich des Graffitos mit der Zeichnung »Character and Caricatura« von William Hogarth (1697–1764) zeigt, dass die Grenzen zwischen einer Porträtskizze und einer Karikatur durchaus fließend sind (Abb. 1-5). Von links nach rechts zeigt Hogarth die Entwicklung einer Portraitskizze zur Karikatur.⁹ Auch das Graffito Eberhard Ludwigs steht zwischen beidem, ist einerseits eine überzeichnete Portraitskizze, andererseits ist die Skizze als Frisonis Entwurf für die Anbringung der Stuckbüste zu sehen.

Während in der Bildergalerie der Herzog in einer karikierenden Werkskizze erscheint, ist er im Neuen Hauptbau (Raum 259) anscheinend Hauptperson einer ungewöhnlich deutlichen Karikatur: Ein junger Fechter ersticht mit entschlossenem Blick einen wohlgekleideten Herrn in modischer Tracht des 18. Jahrhunderts mit einem Dreispitz auf dem Kopf (Abb. 2-1).¹⁰ Während der Dreispitz durch seine lange Spitze verballhornt oder misslungen ist, ist die übrige Kleidung sehr detailliert und genau dargestellt: Die Figur trägt einen Justaucorps mit langer Knopfleiste und aufgesetzten Taschen, Kniebundhose und Stiefel. Der Kopf mit kurzen, lockigen Haaren hat portraithafte Züge. Aus dem Mund scheinen der Figur die Lebensgeister zu entweichen. Rechts oberhalb ist eine weitere Figur sichtbar. Eine übergroße und beleibte Dame versucht anscheinend mit der geballten Faust den Fechter aufzuhalten.

Vergleicht man Gesichtszüge, Kleidung – vor allem die aufgesetzten Taschen am Justaucorps – und Statur der Figur mit dem Portrait Eberhard Ludwigs von Antoine Pesne aus dem Jahr 1731 (Abb. 2-2), lässt sich eine Ähnlichkeit nicht verleugnen. Die Karikatur könnte durchaus in derselben Zeit entstanden sein wie das Gemälde, denn um 1731/32 war der Ausbau des Neuen Corps de logis in vollem Gange.¹¹ Ein Portrait Eberhard Ludwigs von 1720 zeigt den Herzog mit einem Dreispitz (Abb. 2-3), wie er in der Karikatur wohl gemeint ist. Doch ist wirklich Herzog Eberhard Ludwig dargestellt? Ist dies eine sozialkritische Skizze oder eine Witzzeichnung?



Abb. 2: »Herzog und Fechter« (1); Portrait Eberhard Ludwigs von 1731 (2) und 1720 (3); anonyme Zeichnung auf die Ermordung Wallensteins, Mitte 17. Jahrhundert (4); William Hogarth, »Marriage à la Mode«, 1745 (5); James Gillray, »The blood of the murdered crying for vengeance«, 1793 (6).

Vor allem die Unterschiede der Kleidung zeigen, dass der Zeichner zwei Personen verschiedenen sozialen Rangs gemeint und dargestellt hat. Auffällig ist, dass der »Herzog« in den Details genau ausgeführt ist und der Zeichner Wert auf eine Erkennbarkeit der Figur legte. Bei der Figur des Fechters dagegen wurde eher auf eine Nichterkennbarkeit der Figur Wert gelegt. Sie wirkt stereotyp – ein nicht näher identifizierbarer junger Mann, nur mit einem einfachen Hemd, einer Kniebundhose und flachen Schuhen bekleidet.

Die Vorstellung, jemand ersticht den Landesherrn Eberhard Ludwig in einer Karikatur, ist gar nicht so abwegig. Die mangelnde Zahlungsmoral des Hofes könnte ein Grund sein, dass einer der Künstler oder Handwerker mit dieser Zeichnung seinem Frust Luft verschaffte. Vielleicht ist der Herzog als eine Art »Windbeutel« gemeint, der gar nicht ermordet wird, sondern ihm wird die Luft herausgelassen.

Es gibt in der Geschichte der Karikatur im 18. Jahrhundert kein Vergleichsbeispiel, das in irgendeiner Form Vorbild gewesen sein könnte. Niemand scheint sich getraut zu haben, eine fürstliche Person so darzustellen. Ähnlich drastische

Darstellungen gibt es nur zuvor während des Dreißigjährigen Krieges in Flugblättern auf die Ermordung Wallensteins (Abb. 2-4) oder später in William Hogarths »Marriage à la Mode« von 1745 (Abb. 2-5). Im fünften Blatt wird der junge Graf von dem Liebhaber seiner Frau erstochen. Geradezu brutal ist dann James Gillrays 1793 entstandener Stich von der Hinrichtung Ludwig XVI. (Abb. 2-6).¹²

In einer Fensterlaibung beim Treppenhaus des Theaters ist eine deftig derbe Zeichnung zu sehen. Eine männliche Figur mit spitzem Bart, schulterlangem Haar, einer Krone auf dem Haupt und mit zottelig behaartem Oberkörper hockt einfach da und verrichtet seine Notdurft. Zwischen den Beinen hängt sein Geschlecht. Mit der rechten Hand bohrt er in der Nase, mit der linken Hand hält er sich am Schenkel fest. Die Figur trägt ähnliche Kleidung wie der »Fechter«: eine Kniebundhose, Strümpfe und Schuhe. Über der Figur steht eine leider unleserliche Inschrift, daneben steht in anderer Handschrift und eigenwilliger Orthografie geschrieben »zcheiß [scheiß?] Gott« oder »zcheiß halt« (?).

Im Neuen Corps de logis gab es im Raum 262 eine weitere Karikatur einer herrschaftlichen Person, vielleicht ein herzoglicher Beamter, ein Vorgesetzter oder ein Bauaufseher.¹³ Die derbe Profilzeichnung zeigt einen Kopf mit spitzer, dreieckiger Nase und vorstehendem Kinn. Das Gesicht wird von langen, lockigen Haaren gerahmt, wahrscheinlich wieder eine Allongeperücke. Die Figur ist mit einem Rock bekleidet, der durch eine Knopfleiste angedeutet ist.

Karikaturen auf Herzog Carl Eugen

Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Fürst allmählich Gegenstand der Karikatur im eigentlichen Sinn. Es gibt aber nur wenige Karikaturen auf Herzog Carl Eugen.

1782 nahm Herzog Carl Eugen anlässlich der Feier der Erhebung seiner Militärakademie zur Hochschule eine Huldigung entgegen. Viktor Heideloff hielt das Ereignis in einer Zeichnung fest (Abb. 3-1). Der Herzog überreicht dem Intendanten Christoph Dionysius von Seeger und den Dekanen der Fakultäten die Universitätsinsignien, unter den wachsamen Augen seines überlebensgroßen Portraits, das an der Wand neben dem Thron hängt.¹⁴ Die Zeichnung ist keine Karikatur, aber die Zuschauer zeigen differenzierte, teils karikaturenhafte Charaktere, die Heideloffs Kenntnis von den Hogarth'schen Charakterstudien verraten, wie z. B. »3 Characters – 4 Caricaturas« von 1743. Man spürt geradezu die Lust, die Heideloff am Erfinden der unterschiedlichen Typen hatte. Der Herzog ist aber realistisch dargestellt und in keiner Weise karikiert.

In mehreren Karikaturen kritisierte Josef Anton Koch zunächst die Ausbildungsmethoden der Hohen Karlsschule, an der er 1785 bis 1791 seine künstlerische Ausbildung bei Adolph Friedrich Harper und Phillipp Friedrich Hetsch erhalten hatte.¹⁵ Die Karlsschüler wurden immer wieder zu Dekorationszwecken der herzoglichen Schlösser, zum Malen von Theater- und Festdekorationen herangezogen. Zudem war Koch die militärische Zucht an dieser Lehranstalt verhasst. In einer kleinen Atelierszene (um 1785/1791) weist der Maler vielleicht seinen

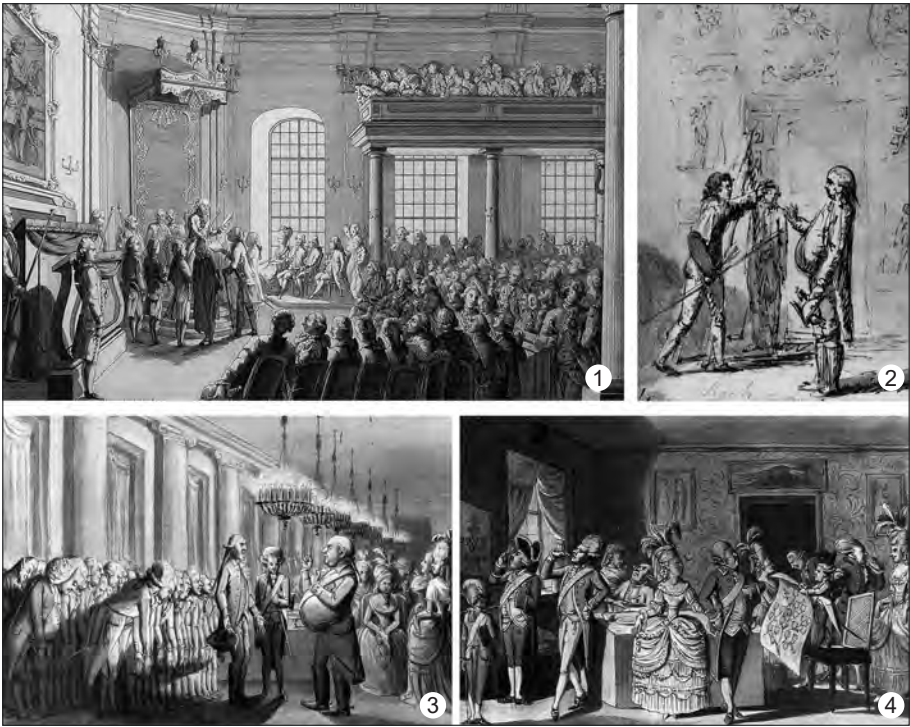


Abb. 3: Viktor Heideloff, Feier der Erhebung der Militärakademie zur Hochschule, 1782 (1); Joseph Anton Koch, Atelierszene, 1785/91 (2); Koch, Oberst von Seeger und die Karlsschüler vor Herzog Carl Eugen, 1793 (3); Koch, Karikatur auf die neuen Adligen, 1793 (4)

Herzog zur Tür hinaus, denn die Haltung der dickbauchigen Figur ähnelt jener Carl Eugens in der Karikatur »Oberst von Seeger und die Karlsschüler vor Herzog Carl Eugen« von 1793 (Abb. 3-2 und 3-3).¹⁶

Hier zeigt Koch die Zucht und Ordnung, die an der Akademie herrschten. Streng aufgereiht verbeugen sich die Schüler vor dem dickbäuchigen Herzog, der gerade mahnend den Zeigefinger hebt. Vermutlich ist es ein Spottbild auf die Rüge des Herzogs anlässlich der »Freiheits-Maskeraden«, welche die Karlsschüler 1791, inspiriert durch die freiheitlichen Gedanken der französischen Revolution, inszenierten.¹⁷ Kochs »Karikatur auf die neuen Adligen« (1793) ist wohl nur ein allgemeines Spottbild auf die höfische Gesellschaft des überlebten Ancien Régime (Abb. 3-4). Im zentralen Paar kann aber trotzdem eine Anspielung auf Carl Eugen und Franziska von Hohenheim gesehen werden, vielleicht sogar auf des Herzogs frühere Praxis, seine illegitimen Kinder mit Adelstiteln zu versehen.¹⁸

In diesem Zusammenhang sei auf die Überlieferung eines Graffito am Akademiegebäude der Hohen Karlsschule hingewiesen. Anlässlich der Auflösung der Akademie 1794 unter Herzog Ludwig Eugen sollten die Gebäude zu

Pferdeställen umgebaut werden. Der ehemalige Akademist Johann Christoph Friedrich Haug schrieb mit Kreide folgendes Epigramm über die Tür: »Olim musis, nunc mulis« – einst den Musen, nun den Maultieren.¹⁹

Mit Carl Eugen ist in Bezug auf ein Graffito noch eine Geschichte verknüpft: Ein Schreiben von Papst Benedikt XIV. an Kardinal Tencin vom 23. Mai 1753 offenbart eine pikante Geschichte aus Herzog Carl Eugens erster italienischer Reise. Der Papst berichtete, er wollte dem Herzog von Modena antike Statuen abkaufen, die in dessen Villa d'Este in Tivoli standen: »Unter Ihnen ist eine schöne nackte Venus, und auf einer Hinterbacke von ihr hat man, eingeritzt mit der Spitze eines Diamanten, den Namen des Herzogs von Württemberg gefunden, und auf der anderen den der Fürstin, seiner Frau; Eingriffe, ausgeführt von beiden, als sie kurz vor der Abreise aus Rom in Tivoli waren.«²⁰ Bis 1830 stand jene Venusfigur im Salon des Kapitolinischen Museums und ist seitdem nicht mehr auffindbar.²¹

Karikaturen auf König Friedrich

Während über Carl Eugen bisher nur vier Karikaturen bekannt sind (zählen wir Kochs Atelierszene und Heideloffs Zeichnung dazu), existieren über seinen Neffen König Friedrich zahlreiche. Friedrich war allein schon wegen seiner Leibesfülle ein »gefundenes Fressen« für Karikaturisten. Sie bot Karikaturisten genug Anlass zum Spott. Auch die englischen Zeitungen äußerten sich abwertend über die Erscheinung Friedrichs bei dessen Ankunft in England: »[His] fat gives him an appearance like deformity«, aber sein Benehmen wurde immerhin als angenehm empfunden.²²

James Gillray (1757–1815) karikierte Friedrich mehrmals. »For improving the Breed« – zur Verbesserung der Rasse – entstand 1796, als Friedrich nach England kam, um Kronprinzessin Charlotte Mathilde zu heiraten (Abb. 4-1). Gillray zeigt Friedrich mit einem gutmütig-dümmlich überraschten Gesichtsausdruck.²³ Der Witz liegt vor allem im Titel, der die Hoffnung impliziert, der korpulente Prinz und seine nicht minder korpulente künftige Braut Charlotte Mathilde hätten einst wohlproportionierte Kinder.

Thomas Rowlandson (1756–1827) ahmte 1797 Gillrays Figur nach (Abb. 4-2). Der Prinz wird vom Lordkämmerer Lord Salisbury dem Duke of Gloucester vorgestellt, der einen recht unfreundlichen Gesichtsausdruck hat, im Gegensatz zum einfältigen Lächeln Friedrichs.²⁴

Der Kupferstich »A Draft of Sweet-Wirt.[emberg] from the Princes head, on the road to London«, published by W. Brown 21. April 1797, zeigt Friedrich als »ein Aufgebot von prinzlichem Verstand aus dem süßen Württemberg, auf dem Weg nach London« (Abb. 4-3).²⁵ Der Prinz sitzt in einer überladenen Reisekutsche, die von zwei schwerbewaffneten Begleitern gesichert wird, und der Berg von Gepäck wird von einem riesigen absurden Hut bekrönt. Friedrich kam am 9. April in Großbritannien an und fuhr mit seinem Gefolge in königlichen Kutschen nach London, das er am 15. April erreichte. Der Druck erschien, um die prächtige Staatskutsche des Prinzen zu parodieren, in der er in Wahrheit reiste.²⁶



Abb. 4: Englische Karikaturen 1796/97 über König Friedrich und dessen Begegnung mit Charlotte Mathilde: James Gillray (1), Thomas Rowlandson (2), W. Brown (3), Richard Newton (4).

Besonders drastisch ist eine Karikatur von Richard Newton (1777–1798) vom 19. April 1797: »The first interview. Or an envoy from Yarmony [ein Gesandter aus Deutschland] to improve the breed« (Abb. 4-4). Charlotte Mathilde und Friedrich stehen sich zum ersten Mal gegenüber. Der mächtige Bauch des Prinzen wird von einem farbigen Lakaien getragen, der unter der Last stöhnt: »Oh Lord oh Lord my neck will break. I can't carry it any further.« Friedrich spricht werbend: »I was come from Yarmony to love you dearly, an was take you to Yarmony to love me.« Charlotte

Mathilde, ebenfalls füllig, aber doch ansehnlich, entgegnet nicht gerade begeistert: »Lord what a Porpoise Pho!!!« [Lord, was für ein Schweinswal, Pfui!].²⁷ Hinter Friedrich ist ein Schreiner damit beschäftigt, einen Tisch auszusägen: »Egad they did well to order a piece to be cut out oft the table. Or he never could reach his dinner, and how he will reach her. God only knows. I suppose he has some German method a rare ram [Rammbock] this to mend the breed.« Noch heute geht das Gerücht um, es habe für den König ausgesägte Tische gegeben. Tatsächlich gibt es nur ein nierenförmiges Lesetischchen, an dem der König sicher ganz angenehm saß. Im Inventar von Monrepos ist aber vermerkt, dass in der Bibliothek ein Schreibtisch stand, dessen Tischplatte eine halbmondförmige Aussparung hatte.²⁸

Großartig ist James Gillrays Karikatur auf das Brautpaar und dessen Schwierigkeiten bei der Annäherung vom 15. April 1797: »Le baiser a la Wirtembourg. Heav'n grant their Happiness complete, And may they make both Ends to meet; in these hard times« (Abb. 5).²⁹ Friedrich, schwer behängt mit Orden, selbst an den Knopflöchern baumeln Juwelen, küsst Charlotte Mathilde auf die Wange, das Bein graziös gestreckt, während seine Hand wie eine Pranke auf der Schulter der Braut ruht. Übrigens scherzte Charlotte Mathilde dreißig Jahre später selbst noch über ihr Körpergewicht. Vor ihrer letzten Reise nach England 1827 schrieb sie ihrem Bruder König George IV., dass bei ihrer Ankunft ein Tragsessel bereitgestellt werden sollte, denn sie könne den Bootssteg nicht betreten, weil er ihrem Körpergewicht nicht standhalten würde. Ferner würde sie in keine geschlossene Kutsche hineinpassen und ihr Atem wäre so kurz, dass sie die Treppen hinuntergetragen werden müsste. Sicher war die beleibte Königin in ihrer Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt, aber sie schien es mit Humor zu tragen.³⁰ Der Privatgarten der Königin am Neuen Corps de logis war bei seiner Umgestaltung 1798 stufenlos mit Rampen angelegt worden, was der Königin im Alter zugutekam, denn somit war der Garten bequem mit einem Rollstuhl zu befahren.³¹

In Gillrays Karikatur »The Bridal night« (18. Mai 1797) zieht das Brautpaar, angeführt von den Brauteltern, ins Brautgemach ein (Abb. 6-1). Premierminister Pitt hält in einem Sack die Mitgift von 80 000 Pfund und an der Wand hängt ein Bild Amors, der auf einem Elefanten reitet, bezeichnet als »Le triomphe de l'amour«. Friedrich wird also direkt mit einem Elefanten verglichen, während sich Charlotte Mathilde verschämt hinter einem Fächer versteckt. Um die Hüfte trägt sie ein Medaillon mit dem Portrait Friedrichs, das nochmals dessen Leibesfülle übertrieben zeigt.³² Hinter dem Brautpaar stehen der Prince of Wales, fett und mürrisch, Prinz William of Gloucester, der Duke of Clarence, der Duke of York, Lady Derby und die Princess of Wales, während Salisbury (Lord Chamberlain) die Tür ins Brautgemach aufhält. Isaac Cruikshank hat eine vulgäre Nachahmung dieser Gillray'schen Karikatur (20. Mai 1797) angefertigt.³³

Aus dem Jahr 1797 gibt es einen offiziellen Stich mit dem Titel »Auf die beglückte Ankunft seiner Königl. Hoheit der Durchlauchtigsten Frau Erbprinzessin von Wirtemberg Charlotte Auguste Mathilde« (Abb. 6-2). Zu sehen ist, wie das Schiff Charlotte Mathildes die Themsemündung verlässt, bekränzt von Amor, geleitet von Neptun und den Nereiden. Darunter steht ein huldvolles Gedicht und am Ufer gegenüber der Stadt stehen zwei Säulen mit den Kronen Württembergs und Großbritanniens. Auf den Säulen steht: Fertadicat (?) (fertilitas: Fruchtbarkeit;



Abb. 5: James Gillrays Karikatur auf das Brautpaar und dessen Schwierigkeiten bei der Annäherung.

dicare: weihen, widmen; der Fruchtbarkeit geweiht?), Pietas (Pflichtgefühl, Frömmigkeit), Pectora (Gemüt), Spondet Amor (versprochene Liebe). – Die künftige Herzogin sollte also fruchtbar, fromm und von gutem Gemüt sein – so verspricht es die Liebe.

Ein kolorierter Kupferstich von Robert Dighton (1752–1814), betitelt »A great personage« (25. May 1797), ist grenzwertig zur Karikatur (Abb. 6-3).³⁴ Das Gesicht Friedrichs ist zwar feinsinnig erfasst, aber die ganze Haltung der Figur hat etwas Niedergeschlagenes an sich, erinnert an Watteaus Gilles. Hut und Degen hält Friedrich schlaff in den Händen. Vor allem wirkt seine Kleidung zu klein, der Justaucorps kneift an den Achseln und Schultern. Auch im Titel liegt ein Witz: Während »eine große« mit großen Buchstaben geschrieben ist, ist »Persönlichkeit« kleiner geschrieben. Gemeint ist also, Friedrich sei nur in Bezug auf seine Statur groß, nicht im politischen Sinne.



Abb. 6: Englische Karikaturen 1796/97 über König Friedrich und Charlotte Mathilde: James Gillray (1), Stich auf die Abreise Charlotte Mathildes nach Württemberg (2), Robert Dighton (3), Charles Williams (4).

Eine Karikatur von Charles Williams vom 20. November 1805 zeigt Napoleons Besuch in Ludwigsburg: »A check to Corsican assurance« – eine Kontrolle der korsischen Zusage (Abb. 6-4).³⁵ Napoleon – er trägt eine Uniform, einen großen Dreispitz mit Federn und einen enormen Säbel – spricht die viel größere Herzogin von Württemberg an: »Bedenken Sie Madam meine große Begeisterung für die Armeeführung und Sie werden es entschuldigen, dass ein Soldat Sie in Stiefeln besucht«. Charlotte Mathilde antwortet: »Sicher Sir – und da Sie so schnelle Fortschritte machen, hoffe ich Sie bald hoch zu sehen« – eine Anspielung auf die Größenverhältnisse der Personen. Die Herzogin trägt ein Gala-kleid mit Federn und Blumen im Haar, eine Hofdame trägt ihre Schleppe. Auch



Abb. 7: Englische Karikaturen: James Gillray (1) und Charles Williams (2); deutsche Karikaturen von König Friedrich: Herzog Carl Eugen und seine Familie, 1793 (3); Napoleon und Friedrich, 1805 (4); Friedrich im Skizzenbuch von Ludwig von Gaisberg, 1811 (5).

sie blickt auf Napoleon herab. Die Herzogin unterstützte die unterwürfige Politik ihres Mannes gegenüber Napoleon. Sie bemerkte Napoleons höfliche Aufmerksamkeit, während er von ihrer Höflichkeit angetan war. Lady Bessborough schrieb am 30. November: »Think of the King's eldest Daughter writing her Mother a letter full of praises of Buonaparte, saying he is much belied!!«³⁶ Später schrieb die verwitwete Königin: »It was of course very painful to me to receive him with civility, but I had no choice. [...] To me he was always Perfectly civil.«³⁷

In Gillrays Karikatur »Tiddy-Doll, The great French gingerbread-Baker; drawing out a new Batch of Kings« von 1806 zieht Napoleon Figuren frisch gebackener Könige aus einem Ofen: Auf seiner Ofenschaufel stehen Friedrich von Württemberg, der König von Bayern und der Großherzog von Baden (Abb. 7-1).³⁸ Die Karikatur spielt auf Napoleons Praxis an, durch Rangerhöhungen und Familienbande die Fürsten Süddeutschlands politisch an sich zu binden.

Geradezu respektlos ist die Karikatur »Tom Thumb and the giant or a forced march to Franckfort« – Däumling und der Riese oder ein erzwungener Marsch nach Frankfurt – von Charles Williams (1797–1830), published by E. Walker 1807 (Abb. 7-2).³⁹ Der Däumling Napoleon sitzt auf einem Schimmel, trägt einen großen federgeschmückten Dreispitz und treibt mit seinem riesigen Schwert den grotesk fetten König Friedrich vor sich her. Der König ist ein Riese mit kurzen Beinen, der Däumling ist selbst zu Pferd noch viel kleiner. Friedrich trägt eine breite Schärpe, eine lange gemusterte altmodische Weste und von seiner Krone tropft der Schweiß auf sein Gesicht. Napoleon ruft: »On Sir, to Franckfort, and there await my coming«, während Friedrich ängstlich antwortet: »Well I am going as fast as I can pretty work this for a Man of my Importance!! was it for this that you put a Crown upon my head«. Im Untertitel steht: »Kings are his Centinels [Sentinels: Wächter], Vide Sheridans Speech | A Letter from Stralsund states that Buonaparte on his journey to Paris, sent a Courier to the King of Wi-g [Wirttemberg, aber – wig – bedeutet auch Perücke] with Orders for him to proceed to Frackfort [!] on the Maine and the latter would meet him there.« Napoleon drängte also Friedrich nach Frankfurt, dem Sitz des Fürstprimas und des Rheinbundes. Vermutlich sollte Friedrich dort zu weiteren Zugeständnissen und zu einem engeren Zusammenschluss der Rheinbundstaaten bewegt werden. In jenem Jahr wurde auch Friedrichs Tochter mit Napoleons Bruder Jérôme verheiratet. Im Untertitel wird auf eine Rede Sheridans 1807 hingewiesen, der über Napoleon und dessen Politik der Bindung deutscher Fürsten an sich sagte: »His are no ordinary fortifications. His martello towers are Thrones; sceptres tipt with crowns are the palisadoes of his entrenchments, and Kings are his sentinels.«⁴⁰

Neben den englischen gibt es auch zahlreiche anonyme deutsche Karikaturen auf Friedrich I. von Württemberg. Schon eine Zeichnung um 1793 zeigt karikaturenhafte Züge. Wir sehen die ganze herzogliche Familie, wie sie streng nach ihrem Rang gestaffelt zu Pferd reitet: Der noch regierende Carl Eugen, gefolgt von seinen Brüdern Ludwig Eugen und Friedrich Eugen (Abb. 7-3). In der Mitte der Gruppe reitet Friedrich in voller Leibesfülle, gefolgt von seinen Söhnen Wilhelm und Paul. Der Sattel Pauls trägt bereits das Monogramm »F II«, ein Hinweis, dass sein Vater Friedrich zum offiziellen Erbprinzen ernannt wurde, denn Carl Eugen und Ludwig Eugen hatten keine Söhne.



Abb. 8: Friedrich im Skizzenbuch von Ludwig von Gaisberg, 1811 (1);
anonyme Karikaturen, 1811/12 (2, 3);
Scherenschnitt von Luise Duttenhofer, 1824 (4).

Keine Karikatur im engeren Sinne, aber dennoch mit einer gewissen Komik versehen, ist ein Kupferstich anlässlich Napoleons Besuch in Ludwigsburg 1805 (Abb. 7-4). Friedrich und Napoleon stehen einander gegenüber, wobei Friedrich die typisch napoleonische Geste der in das Wams gesteckten Hand einnimmt. Vor allem ist Napoleon fast so groß wie Friedrich. In Wahrheit überragte dieser mit einer Körpergröße von ca. 2,11 m den Kaiser um einiges. An der Erscheinung Friedrichs wirken vor allem die fetten Beine unvorteilhaft.

Im Skizzenbuch von Ludwig von Gaisberg, um 1810 entstanden, sind zahlreiche Begebenheiten aus dem Hofleben König Friedrichs festgehalten.⁴¹ Die Zeichnungen sind zwar ernst gemeinte Porträtzeichnungen, aber sie entbehren nicht einer gewissen Komik, die teils ungewollt durch den leicht naiven Zeichenstil Gaisbergs zustande kommt. Besonders komisch ist die 1811 gezeichnete Gegenüberstellung des beliebten Monarchen mit dem gertenschlanken Reise-stallmeister (Abb. 7-5). Schlank ist an Friedrich nur der Zopf seiner Perücke, der mit einem schwarzen Zopfband zu einer dünnen, steifen Gerte umwickelt ist. Der Witz wird in der Zeichnung der Landschaft im Hintergrund fortgeführt. Dem Bauch des Königs entspricht der breite Berg mit der Festung Hohenasperg, während neben der schlanken Figur der Turm der Kapelle auf der Insel im Monrepos-See erscheint.

Ein Portrait des Königs in Seitenansicht gibt allerdings wie die Karikaturen die Leibesfülle des Monarchen wieder (Abb. 8-1). Gaisberg gibt vor allem modische Details wie Uniform, Orden und Perücke minutiös wieder – Details, die Gillray zum Anlass dezenter Übertreibung genommen hatte.

Dann gibt es wieder Karikaturen aus der späten Regierungszeit Friedrichs. Eine Bleistiftzeichnung von 1811 zeigt den riesenhaft wirkenden Monarchen in Seitenansicht stehend, wobei Bauch, Hände und Füße geradezu monströs wirken (Abb. 8-2). Eine andere Bleistiftzeichnung (um 1812) zieht die Komik aus dem Kontrast der absolut geraden Körperhaltung Friedrichs in der Rückenlinie und seinem sackartig hängenden Bauch (Abb. 8-3).

Ein Scherenschnitt Luise Duttonhofers zeigt den Bildhauer Dannecker als »Gipsfigurenhändler« oder als Zuckerbäcker, der seine Waren zum Verkauf anbietet (Abb. 8-4).⁴² In der linken Hand hält er seine 1824 entstandene Christusfigur, während er mit der rechten Hand ein Brett auf dem Kopf balanciert. Darauf steht sein Gönner, der dicke König Friedrich, der Napoleon die Hand reicht. Napoleon ist größer als der König und trägt einen übertriebenen Hut, ähnlich wie in der Karikatur »A check to Corsican assurance«. Beide wirken wie Figuren aus einem Papier- oder Marionettentheater.

Um 1812 schuf Luise Duttonhofer einen Scherenschnitt, der den König in einem Sessel sitzend zeigt, wie er von dem devoten Hofdichter Friedrich von Matthisson eine Tasse gereicht bekommt (Abb. 9-1). Der Dichter wurde 1812 nach Stuttgart berufen, war hier als Theaterintendant und Oberbibliothekar tätig, wurde geadelt, trat 1828 außer Dienst und zog sich 1829 nach Wörlitz zurück. Karikaturistisch eingesetzt sind wieder das Größenverhältnis der Figuren und natürlich der Gegensatz des schlanken Matthisson zum beliebten König.⁴³

Selbst im Tod entbehrte die Darstellung des Königs nicht einer gewissen Komik. Ein kolorierter Stich zeigt den 1816 aufgebahrten Leichnam im offenen

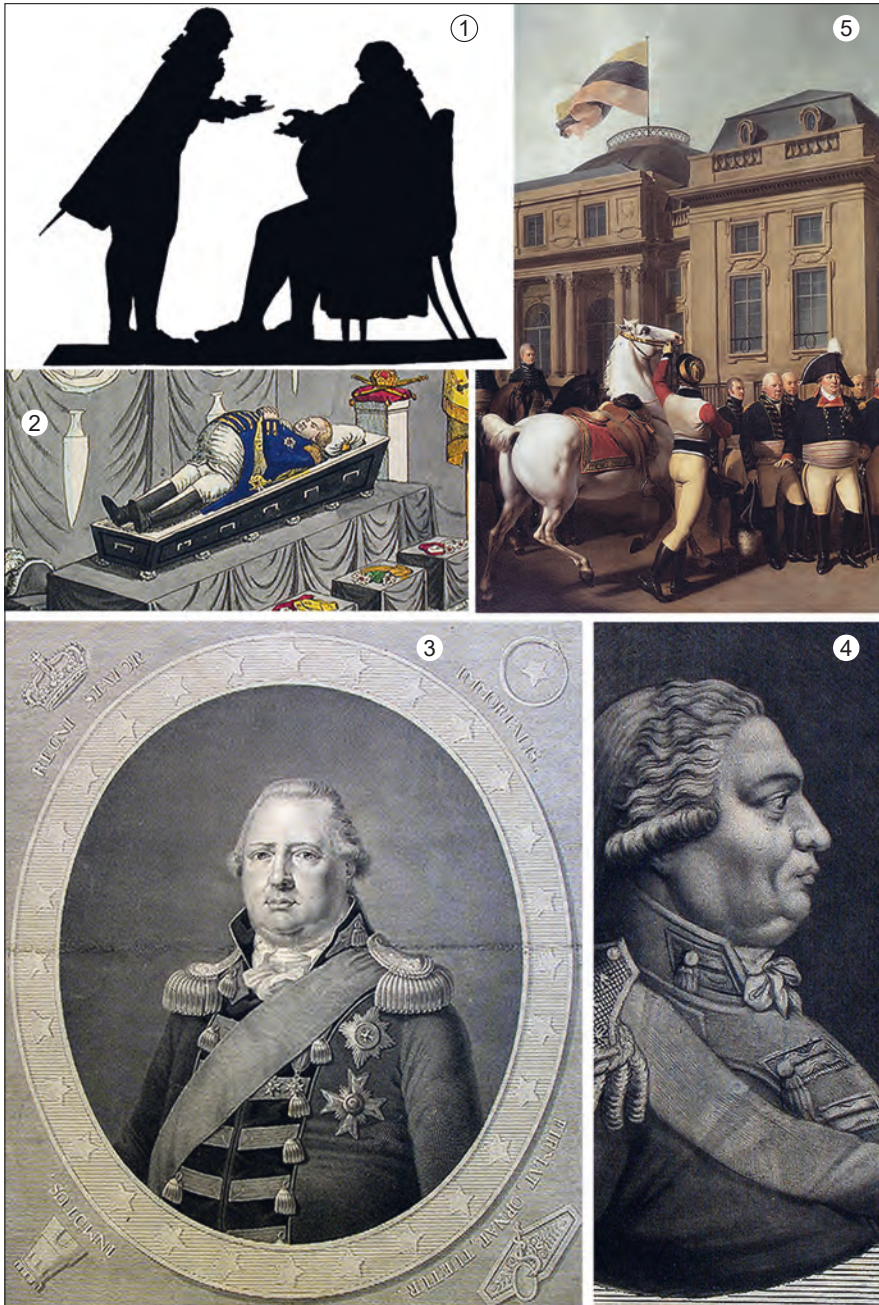


Abb. 9: Scherenschnitt von Luise Duttchen, 1812 (1); der aufgebahrte tote König, 1816 (2); Portrait Friedrichs von Johann Baptiste Seele (3); Bildnis Friedrichs von unbekannter Hand (4); der versammelte Hof vor Schloss Monrepos, herbeigebracht wird die Schimmelstute Helene, Gemälde von Seele, 1803 (5).

Sarg (Abb. 9-2). Das Gesicht wirkt zwar würdevoll, der Leib aber überdimensional, fast wie ausgestopft, und man fragt sich unweigerlich, wie der Deckel auf den Sarg passen soll.

Die offiziellen Portraits, gemalt vom Hofmaler Johann Baptiste Seele (1774–1814), verleihen der mächtigen Statur des Königs stets etwas Würdevolles, Ehrfurcht einflößendes. Ein Portrait-Kupferstich Seeles ist bemerkenswert, denn er zeigt in den Ecken eine für jene Zeit selten verwendete allegorische Symbolik: Eine Krone mit der Inschrift »Regni Stator« – Diener des Staates; der Ouroboros mit »Immortalis« – unsterblich; ein Turm mit »Inmotus« – unbewegt, fest, standhaft; Schlange und Spiegel (Attribute der Klugheit) mit »Firmat, Ornat, Tuetur« – stärken, schmücken, verteidigen (Abb. 9-3). Manche Portraits anderer Künstler zeigen in den Zügen des gealterten Königs eine gewisse Brutalität und Härte, die ja dem Regierungsstil König Friedrich durchaus inne war (Abb. 9-4).

Erinnert sei in diesem Zusammenhang noch an den Grabstein, den König Friedrich seiner 1812 im Alter von 27 Jahren in Freudental verstorbenen Schimmelstute Helene errichten ließ, die Hofmaler Seele u.a. 1803 vor dem Seeschloss Monrepos darstellte (Abb. 9-5). Unter der offiziellen Inschrift steht der Spruch: »Oh, Schimmel, kommst nicht in Himmel! Wird ein Frag' sein, kommt dein Herr drein?« Heute ist dieser Spruch ebenfalls in den Stein gehauen, wahrscheinlich war es aber ursprünglich ein Graffito eines Vorwitzigen, der Kritik am König übte.⁴⁴

Während in der Karikatur »Eberhard Ludwig und Fechter« ja durchaus Sozialkritik anklingt, auch in Kochs Karikatur auf die Praxis an der Hohen Karlsschule, haben die Karikaturen auf Friedrich vor allem Spott zum Ziel. Die englischen Karikaturisten lebten aber zu einer Zeit und in einem Land, wo offene Kritik möglich war. Auf das Herzogtum Württemberg unter Carl Eugen trifft dies nicht zu – siehe Schubart oder Schiller – und so merkt man Kochs Karikatur auf Carl Eugen doch eine gewisse Zurückhaltung an. Auch die deutschen Karikaturen auf König Friedrich entbehren der »englischen Schärfe«. Insofern bleibt die Karikatur auf Eberhard Ludwig in ihrer Zeit einzigartig, wohl deshalb zog es der Zeichner auch vor, anonym zu bleiben. Nur der unmittelbar am Schlossbau beteiligte Personenkreis der Handwerker wusste, wer und was gemeint war. Mit Abschluss der Arbeiten und dem Übertünchen der Wände wurde dieses Wissen verdeckt.

Anmerkungen

1 Gerhard Langemeyer (Hrsg.): Bild als Waffe. Mittel und Motive der Karikatur in fünf Jahrhunderten, München 1984, S. 19. Vgl. auch Wilhelm Boeck: Die bolognesischen Meister des Karikaturenbandes der Münchner Graphischen Sammlung, in: Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst, dritte Folge Bd. V., München 1954, S. 154–173; Eduard Fuchs: Die Karikatur der europäischen Völker vom Altertum bis zur Neuzeit, Berlin 1904; Georg Piltz: Geschichte der europäischen Karikatur, Berlin 1976; Angelika Plum: Die Karikatur im Spannungsfeld von Kunstgeschichte und Politikwissenschaft, Aachen 1998; Gisold Lammel: Karikatur der Goethezeit, Berlin 1992; Gisold Lammel: Majestätsbeleidigung. Die Hohenzollern in der Karikatur, Leipzig 1998; Gustave Kahn: Europas Fürsten im Sittenspiegel der Karikatur, Berlin [ca. 1908].

- 2 Vgl. Ernst Gombrich: Das Arsenal der Karikaturisten, in: Bild als Waffe (wie Anm. 1) S. 393.
- 3 Gerd Unverfehrt: Karikatur. Zur Geschichte eines Begriffs, in: Bild als Waffe (wie Anm. 1) S. 347.
- 4 Vgl. Damian Dombrowski: »Ricavare il bello dal deforme«. Würde und Wahrheit in Berninis Karikaturen, in: Zibaldone. Zeitschrift für italienische Kunst der Gegenwart 38/2004, Tübingen 2005, S. 16 ff.
- 5 Die Figur- und Architektur-Graffiti des 18. Jahrhunderts wurden von mir erstmals 2004 in einem Aufsatz vorgestellt; vgl. Daniel Schulz: Sprechende Wände. Graffiti aus der Bauzeit des Ludwigsburger Schlosses, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 58 (2004) S. 45–70.
- 6 Vgl. Werner Fleischhauer: Barock im Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1958, S. 152.
- 7 Vgl. Paul Sauer: Museen, Machtspiel und Mätressen. Eberhard Ludwig – württembergischer Herzog und Gründer Ludwigsburgs, Stuttgart 2008, S. 60; Frank Huss: Eberhard Ludwig. Der schwäbische Sonnenkönig, Gernsbach 2008, S. 93.
- 8 Vgl. Heinrich Brauer, Rudolf Wittkower: Die Zeichnungen des Gianlorenzo Bernini, Bd. 2, Berlin 1931, Tafel 149b.
- 9 Die Zeichnung entstand 1758. Hogarth hat allerdings seine Bilder als Charakterbilder aufgefasst und die Karikatur als Kritzelei diffamiert.
- 10 Der Fechter stammt von der gleichen Hand, so dass die gesamte Karikatur in einem Zug entstanden ist; freundlicher Hinweis von Dr. Corinna Höper, Graphische Sammlung Staatsgalerie Stuttgart.
- 11 Vgl. Fleischhauer (wie Anm. 6) S. 194. 1727 war das Gebäude bereits bedacht, zwischen 1725 und 1727 ließe sich also vom Rohbau sprechen, dann von der Ausstattungsphase.
- 12 Vgl. Josef Kollmann: Valdštejnův konec. Historie 2. Generalátu 1631–1634, Academia 2001; Berthold Hinz u.a.: William Hogarth 1697–1764. Das vollständige graphische Werk, Gießen 1986, S. 133, Abb. 86; Herwig Guratzsch (Hrsg.): James Gillray. Meisterwerke der Karikatur, Stuttgart 1986, S. 77.
- 13 Abgebildet bei Schulz (wie Anm. 5) S. 49.
- 14 Vgl. Wolfgang Uhlig: Die künstlerische Ausbildung an der Hohen Carlsschule, in: Christian von Holst (Hrsg.): Schwäbischer Klassizismus zwischen Ideal und Wirklichkeit 1770–1830, Bd. 2 Aufsätze, Stuttgart 1993, S. 49.
- 15 Ebd. S. 155; Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Ausstellungskatalog Bd. 1.2, Stuttgart 1987. S. 940.
- 16 Vgl. Corinna Höper: Das Glück Württembergs. Zeichnungen und Druckgraphik europäischer Künstler des 18. Jahrhunderts, Ostfildern-Ruit 2004, S. 183.
- 17 Ebd. S. 87 f.; Lammel, 1992 (wie Anm. 1) S. 48.
- 18 Vgl. Uhlig (wie Anm. 14) S. 57 f.
- 19 Zitiert nach Baden und Württemberg (wie Anm. 15) S. 942.
- 20 Zitiert nach Johannes Zahlten: Die italienische Reyße 1753 des Durchlauchtigsten Herzogs Carls von Württemberg und die Folgen, in: Klaus Merten, Carla Fandrey: Italienische Reisen. Herzog Carl Eugen von Württemberg in Italien, Weißenhorn 1993, S. 28.
- 21 Wolfgang Uhlig, Johannes Zahlten (Hrsg.): Die großen Italienreisen Herzog Carl Eugens von Württemberg, Stuttgart 2005, S. XXXII.
- 22 Mary Dorothy George: Catalogue of political and personal satires preserved in the department of prints and drawings in the British Museum, Vol. VII, 1793–1800, London 1942, Nr. 9007.
- 23 Ebd. Nr. 8827; vgl. Kahn (wie Anm. 1) Abb. 113.
- 24 British Museum; vgl. Laurence Binyon: Catalogue of drawings by British artists, and artists of foreign origin working in Great Britain, Vol. 3, London 1898, S. 250 Nr. 18. Rowlandson kopierte den Lord Chamberlain aus Gillrays »Bridal Night« vom Mai 1797.
- 25 British Museum; vgl. George (wie Anm. 22) Nr. 9008. »Draft« hat jedoch noch verschiedene andere Bedeutungen, u.a. militärisch Appell, Aushebung, Einberufung.
- 26 George (wie Anm. 22) Nr. 9008; London Chronicle 14. April 1797.
- 27 »Pho«, »Phew«, verächtlicher Ausruf, im Sinne von Puh oder pah!; pooh, pfui, Ausdruck von Ekel. Freundliche Auskunft von Sheila O'Connell, British Museum London.
- 28 Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 221 I Bü 69, Inventar Monrepos 1816, fol. 5r f. Heute steht in der Bibliothek allerdings ein anderer Schreibtisch. Napoleons Kammerdiener berichtete:

- »Son ventre avait une telle dimension, que sa place à table était marquée par une profonde échancrure« – Sein Bauch war so groß, dass sein Platz am Tisch durch eine große Ausbuchtung gekennzeichnet war; vgl. *Memoires de Constant, premier valet de chambre de l'Empereur, sur la vie privée de Napoleon, sa famille et sa cour*, Stuttgart o.J. [1830], S. 221. Für Karl Alexander von Lothringen (1712–1780), Statthalter der österreichischen Niederlande, seit 1761 Hochmeister des Deutschen Ordens in Mergentheim, soll in späteren Jahren seines wachsenden Bauchumfangs wegen in Wien eine Tischplatte ausgeschnitten worden sein; vgl. Ilsebill Barta-Fliedl, Andreas Gugler, Peter Parenzan: *Tafeln bei Hofe. Zur Geschichte der fürstlichen Tafelkultur*, Hamburg 1998, S. 79.
- 29 Gillray (wie Anm. 12) S. 125, 224, Katalog Nr. 101; vgl. George (wie Anm. 22) Nr. 9006.
- 30 Vgl. Catharina Raible: *Mit »La Concordia« nach London. Königin Charlotte Mathildes letzte Reise in die englische Heimat*, in: *Schlösser Baden-Württemberg* 2/2009, S. 34 f.
- 31 Vgl. Elisabeth Szymczyk-Eggert: *Der Ludwigsburger Schlossgarten*, Diss. Stuttgart 1989, S. 271; Margarethe Walliser: *Die Privatgärten des Ludwigsburger Schlosses. Eine nicht alltägliche archäologische Untersuchung*, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 16 (1987) S. 195.
- 32 Gillray (wie Anm. 12) S. 127, 224, Katalog Nr. 104; Höper (wie Anm. 16) S. 96 f.; George (wie Anm. 22) Nr. 9014.
- 33 George (wie Anm. 22) Nr. 9015.
- 34 National Portrait Gallery. *Das Exemplar im Ludwigsburger Stadtmuseum (Inv. 2555) besteht nur aus der Zeichnung ohne Titelzeile.*
- 35 George (wie Anm. 22) Vol. VIII, London 1947, Nr. 10440.
- 36 Zitiert nach George Granville Leveson-Gower: *Lord Granville Leveson Gower (First Earl Granville) private correspondence 1781 to 1821*, Bd. II, London 1916, S. 139.
- 37 Zitiert nach Dorothy Margaret Stuart: *The daughters of George III.*, London 1939, S. 46.
- 38 Gillray (wie Anm. 12) S. 170, 245, Katalog Nr. 159; George (wie Anm. 35) Nr. 10518.
- 39 George (wie Anm. 22) Vol. IX, London 1949, Nr. 12101.
- 40 Thomas Moore: *Memoirs of the life of the right honourable Richard Brinsley Sheridan*, Bd. II, London 1825, S. 353.
- 41 Archiv des Hauses Württemberg in Altshausen; vgl. Eberhard Fritz: *Schloss Ludwigsburg als Sommerresidenz. Friedrich von Württemberg und seine Hofhaltung im frühen 19. Jahrhundert*, in: *Ludwigsburger Geschichtsblätter* 58 (2004) S. 189–236.
- 42 Gustav Pazaurek: *Die Scherenschnittkünstlerin Luise Duttenhofer (1776–1829)*, Stuttgart 1924, Tafel 12; Hannelore Schlaffer: *Die Scherenschnitte der Luise Duttenhofer*, Frankfurt/M. 1986, S. 41; Gertrud Fiege: *Die Scherenschneiderin Luise Duttenhofer*, Marbach 1979, S. 9.
- 43 Gertrud Fiege: *Ludovike Simanowiz und Luise Duttenhofer. Zum Los der Künstlerinnen*, in: *Schwäbischer Klassizismus* (wie Anm. 14) S. 162.
- 44 Reinhard Wolf: *Von Ort zu Ort. Kleindenkmale im Landkreis Ludwigsburg*, Ludwigsburg 2008, S. 82; Albert Sting: *Geschichte der Stadt Ludwigsburg*, Bd. 1, Ludwigsburg 2000, S. 503. König Wilhelm I. ließ den Grabstein später entfernen, worauf ein Bauer aus Löchgau den Stein als Torpfosten an seiner Hofeinfahrt aufstellte. 1961 kaufte die Gemeinde Freudental den Stein und stellte ihn am »Stutenweg« auf.

»Ich kann es kaum erwarten, bis wir nach Ludwigsburg gehen«

Schloss und Gärten in den Briefen der Charlotte Mathilde
von Württemberg an ihren Vater König Georg III. von England

von Eberhard Fritz

Von den württembergischen Königinnen ist die erste, Königin Charlotte Auguste Mathilde, die unbekannteste geblieben. Dabei war sie als geborene Prinzessin von Großbritannien und Irland nach der Rangordnung des europäischen Adels durchaus mit den späteren Königinnen Katharina und Olga, beide geborene Großfürstinnen von Russland, zu vergleichen. Ihr Heimatland stieg während ihrer Lebenszeit zur Weltmacht auf. Sie selbst heiratete 1797 Herzog Friedrich II. von Württemberg, der 1803 zum Kurfürsten erhoben wurde und 1806 die Königswürde annahm. So war Charlotte Mathilde zwar schließlich Königin in einem relativ kleinen Land, aber sie war immerhin Königin.¹

Die geringere Popularität der Monarchin gegenüber ihren Nachfolgerinnen dürfte zwei Gründe haben. Zum einen war sie mit König Friedrich verheiratet, der als schwierige Persönlichkeit galt.² In seine Zeit fiel die Säkularisation und Mediatisierung, aber seine Regierungsjahre waren auch von schweren Krisen, ausgelöst durch Kriege und eine Reihe von Missernten, bestimmt. Neben dem willensstarken, autoritären König verblasste die Gemahlin etwas, weil sie sich nicht direkt in die Politik ihres Ehemannes einmischte. Dabei nahm sie interessiert Anteil an den politischen Entwicklungen, denn sie war an einem bedeutenden europäischen Hof aufgewachsen. Als das Herzogtum Württemberg im Zweiten Koalitionskrieg zwischen Frankreich und Österreich massiv von französischen Truppen bedroht wurde, bat Charlotte Mathilde ihren Vater König Georg III., für Württemberg Partei zu ergreifen und ihren Gemahl zu unterstützen. Außerdem spielte der Umstand eine Rolle, dass König Friedrich bereits aus seiner ersten Ehe drei Kinder hatte, der Erbprinz bei der zweiten Eheschließung also bereits geboren war.

In Ludwigsburg hat man einen besonderen Anlass, sich an Königin Charlotte Mathilde zu erinnern. Im Schloss gibt es Erinnerungsorte, darunter ein ganzes Appartement, in dem man noch viele Stücke aus ihrem Besitz findet. Außerdem kann man Malereien und Stickereien sehen, die von der Königin selbst angefertigt wurden.³

Das deutet heute noch darauf hin, dass das Schloss Ludwigsburg für die spätere Königin ein ganz besonderer Ort gewesen ist. Dieser Befund wird gestützt durch Briefe an ihren Vater König Georg III. von England, die sie ihm während der ersten Jahre in Württemberg schrieb und in denen sie sich über Schloss Ludwigs-

burg und seine Gartenanlagen äußert. Obwohl diese Briefe in mehreren Bänden publiziert wurden⁴, sind sie hierzulande eher unbekannt geblieben. Dabei gewähren sie manche Einblicke in das Denken und Erleben der Schreiberin. Ergänzend zu den Werken, welche Charlotte Mathilde für das Schloss Ludwigsburg geschaffen hat, zeigen sie manche Aspekte ihrer künstlerischen Tätigkeit und ihres Interesses für die Vorgänge im Land. Es lohnt sich, die Passagen über Schloss Ludwigsburg genauer zu betrachten.⁵ Dabei zeigt sich, wie sehr die Herkunft der Herzogin bzw. Kurfürstin die Schlossbauten in Ludwigsburg beeinflusste. Die königlichen Schlösser und Herrensitze in England dienten als Vorbilder für die württembergische Sommerresidenz. Insbesondere die königlichen Gärten in Kew boten unzählige Anregungen für die Anlage der Ludwigsburger Schlossgärten. England war führend in der Gartenarchitektur, aber auch in der Landwirtschaft und in der Viehzucht.

Jugend in Großbritannien

Um die Begeisterung der Königin Charlotte für das Schloss Ludwigsburg und seine Gartenanlagen zu verstehen, muss man in ihre Jugend am englischen Königshof zurückblicken. Im 18. Jahrhundert regierten Prinzen aus dem Haus Hannover das Königreich Großbritannien und Irland. König Georg III. (1738–1820), der seit 1760 die Regierung führte, war in dieser Reihe der erste Monarch, der in England geboren worden war und Englisch als Muttersprache erlernt hatte. Die Stammresidenz seiner Familie, Hannover, besuchte er nie in seinem Leben. Er vermählte sich 1761 mit der 17-jährigen Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz (1744–1818), die am Tag ihrer Hochzeit Königin wurde. Die Prinzessin entstammte einem der kleinen deutschen Adelshäuser und musste sich erst daran gewöhnen, Königin eines Weltreichs zu sein. Sie beherrschte die englische Sprache nicht, lernte sie aber rasch. Zeit lebens sprach sie jedoch mit einem starken deutschen Akzent.

Obwohl die Ehe, wie in Adelskreisen üblich, arrangiert war, scheinen sich die beiden Ehegatten gut verstanden zu haben. Im Lauf der Jahre brachte die Königin 15 Kinder zur Welt, darunter sechs Töchter.⁶ Offiziell residierte das Königspaar im St James's Palace in London. Aber König Georg III. hatte als privates Refugium in der Stadt Buckingham House gekauft, den heutigen Buckingham Palace, wo das Paar mit der sich ständig vergrößernden Familie lebte. Allerdings hielt sich König Georg III. gerne auf dem Land auf, in Kew und in Richmond-upon-Thames. Dort führte die königliche Familie ein ungezwungenes Leben im Stil einer großbürgerlichen Familie.

Nach drei Söhnen wurde dem königlichen Paar am 29. September 1766 die erste Tochter, Prinzessin Charlotte Auguste Mathilde, geboren. Als älteste Tochter trug sie den Titel »Princess Royal«. Die Kinder wurden streng, aber liebevoll erzogen.⁷ Eine besondere Vorliebe entwickelte die Familie für die Gartenkunst, weil Königin Charlotte sich sehr für die Botanik interessierte. Ihre Leidenschaft für schöne Gärten konnte sie in den königlichen Gärten von Kew – den Kew Gardens – ausleben.⁸ Diese Begeisterung für die Gartenkunst übertrug sich auf Prinzessin Charlotte Mathilde.

Die Eltern ließen ihren Töchtern eine höhere Bildung zukommen. So lernten die Prinzessinnen Französisch, die allgemeine Sprache an den Höfen Europas. Daneben erhielten sie Unterricht in Deutsch, der Heimatsprache ihrer königlichen Mutter. Prinzessin Charlotte Mathilde wurde auch im Zeichnen und Malen unterrichtet. Außerdem erlernte sie die Stickkunst, damit sie lange Stunden am Hof mit einer sinnvollen, für Prinzessinnen schicklichen Tätigkeit zubringen konnte. Sicher brachte sie es in ihren künstlerischen Tätigkeiten nicht zur vollendeten Meisterschaft⁹, aber ihre Arbeiten wiesen ein beachtliches Niveau auf.¹⁰

Ansonsten wurden die Prinzessinnen sehr streng erzogen, vor allem in moralischer Hinsicht. Denn die Kehrseite des fast schon großbürgerlichen Familienlebens bestand darin, dass die Bindung zwischen den Eltern und den Kindern sehr eng war. Als die Prinzessinnen älter wurden, wollten der König und die Königin sie nicht loslassen. Am liebsten wäre es den Eltern gewesen, wenn sie unverheiratet geblieben wären. Fast hätte sich dieser Wunsch bei der ältesten Tochter Charlotte Mathilde erfüllt. Bis zum Alter von über 30 Jahren trat kein Mann aus einer ebenbürtigen Familie auf, der Interesse an einer Heirat gezeigt hätte. Die rigide Haltung von König Georg III. und Königin Charlotte hatte sich an den Höfen herumgesprochen. Da Charlotte Mathilde das heiratsfähige Alter bereits überschritten hatte, musste sie damit rechnen, dass sie keinen Bräutigam mehr finden würde. Sie war zwar nicht hässlich, aber auch für damalige Verhältnisse recht korpulent.

Dann trat im Jahr 1797 plötzlich doch ein Bewerber aus Deutschland auf. Erbprinz Friedrich von Württemberg, der Sohn des regierenden Herzogs Friedrich Eugen, reiste nach London, um dort auf Brautschau zu gehen. Und das hatte seinen Grund und eine besondere Vorgeschichte.

In erster Ehe war der Herzog seit 1780 mit Prinzessin Auguste Karoline von Braunschweig-Wolfenbüttel (1764–1788) verheiratet gewesen. Mit ihr hatte er drei Kinder, nämlich die Prinzen Friedrich Wilhelm und Paul sowie die Tochter Katharina, genannt »Trinette«. Eine Tochter war jung gestorben. Die Ehe galt, auch nach zeitgenössischen Maßstäben, als höchst unglücklich. Der Herzog, der seit 1782 in russischen Diensten stand und Generalgouverneur von Finnland war, neigte zur Gewalttätigkeit, erwartete von seiner Frau eine völlige Unterwürfigkeit und misshandelte sie körperlich. Sie wollte sich bald von ihm trennen, aber eine Ehescheidung kam nicht in Frage. Schließlich wurde die Situation unhaltbar. Zarin Maria Feodorowna, die Schwester des Herzogs, nahm Herzogin Auguste Karoline in ihren Schutz und verwies 1786 den Herzog des Landes. Dieser kehrte nach Württemberg zurück, aber sein Ruf eilte ihm voraus, so dass er sich wenig Hoffnung auf eine zweite adäquate Eheschließung machen konnte. Verschlimmert wurde die Situation dadurch, dass die junge Herzogin in ein Schloss in der estnischen Stadt Lohde gebracht wurde, wo sie nach kurzer Zeit unter mysteriösen Umständen verstarb.

Herzog Friedrich musste sich also umsehen, wo er überhaupt noch eine Chance hatte, eine standesgemäße Gemahlin zu finden. Das war umso wichtiger, als er im Herzogtum Württemberg Anwärter auf den Thron, also Erbprinz war. Denn sein Onkel Herzog Karl Eugen, der fast 50 Jahre lang regiert hatte, hinterließ keine ehelichen Kinder. Ihm folgte der Onkel Herzog Ludwig Eugen, welcher in

einer morganatischen Ehe lebte.¹¹ Seine drei Töchter wären allerdings selbst dann nicht thronfolgeberechtigt gewesen, wenn sie aus einer ebenbürtigen Ehe hervorgegangen wären. Denn in Württemberg galt die männliche Erbfolge. Frauen waren von der Regierung ausgeschlossen, sofern sie nicht als Vormünderinnen ihrer unmündigen Söhne vorübergehend die Regierung übernahmen. Als Herzog Ludwig Eugen nach zweijähriger Regierungszeit starb, folgte ihm sein Bruder Herzog Friedrich Eugen, der Vater von Herzog Friedrich.¹² Er war bei seinem Regierungsantritt bereits im fortgeschrittenen Alter, und der nunmehrige Erbprinz Friedrich konnte kaum ohne eine Frau an seiner Seite die Regierung übernehmen.

Man machte ihn auf die englischen Prinzessinnen aufmerksam, weil man davon ausging, dass er dort am ehesten eine Braut finden würde.¹³ Diese Hoffnung erfüllte sich. Prinzessin Charlotte Mathilde wollte ihn heiraten, obwohl ihr Vater König Georg III. sich dagegen aussprach. Das herrische Wesen des Herzogs gefiel ihm nicht. Die Prinzessin ließ sich aber nicht umstimmen, und so wurde am 18. Mai 1797 im St James's Palace die Hochzeit gefeiert.¹⁴ In London kursierten Karikaturen, in denen sich die Zeichner über die immense Leibesfülle beider Ehegatten lustig machten.¹⁵ Aber nach allem, was aus den Quellen hervorgeht, kam Herzogin Charlotte Mathilde mit ihrem Ehemann gut zurecht. Sie war ihm sehr dankbar, dass er sie zur Frau genommen hatte, und kümmerte sich um ihn. Vielleicht wirkte sich der Umstand günstig aus, dass sie aus dem britischen Königshaus stammte, denn die hochrangige Heirat wertete den württembergischen Herzog erheblich auf. Außerdem kannte die Prinzessin von klein auf das Leben an einem Hof mit seinen eigenen Gesetzmäßigkeiten. Auch wenn die königliche Familie ein enges Verhältnis untereinander pflegte, hatte jedes Familienmitglied seinen eigenen Hofstaat. Königliche Repräsentation war Charlotte Mathilde genauso gewöhnt wie die höfische Courtoisie. Sie wusste zu unterscheiden zwischen den offiziellen Verpflichtungen und dem Privatleben der einzelnen Familienmitglieder. Deshalb besaß sie auch die nötige Diskretion, um ihrem Gemahl gewisse Freiheiten zu lassen und sich nur dann in seine politischen Geschäfte einzumischen, wenn er es wünschte. Aber Friedrich scheint seinerseits mit seiner zweiten Gemahlin tatsächlich respektvoll umgegangen zu sein und ihr Zuneigung entgegengebracht zu haben.

Neue Heimat Württemberg

Wenige Wochen nach der Hochzeit kehrte das Paar nach Württemberg zurück. Erbprinz Friedrich reiste voraus, um seine Gemahlin feierlich einholen zu können: Am 22. Mai »giengen des Herren Erbprinzen Dlt. [Durchlaucht] dero Frau Gemahlin K.H. [Königliche Hoheit] bis Hailbronn in Begleitung dero beeden dd. [durchlauchtigsten] Prinzen entgegen«. Zwei Tage später folgten »die feyerliche Einholung und der Einzug der Frau Erbprinzessin K.H.«. Dabei machte das Erbprinzenpaar auch Station im Schloss Ludwigsburg, wie aus dem Hofdiarium hervorgeht: »An der Gränze der Herzoglichen Landen werden bey der alda aufzubauenden Ehrenpforte die Hohe Herrschaften durch Geheimrat und Regie-



Herzog Friedrich II. von Württemberg

rungs-Präsident v. Taubenheim im Nahmen Seiner Herzoglichen Durchlaucht und der Frau Herzogin K.H. mit einem Compliment empfangen, wobey sich zugleich die zur Aufwartung bestimmte 2 Cammerherrns präsentiren. Bey der Durchreise in Besigheim ist denen Hohen Herrschaften durch erstbemelte 2 Cammerherrn ein Caffee zue offeriren, und dahero solcher von Hof aus alda bereit zu halten, auch die Anordnung zu treffen, daß von hier aus 4 Hof-Laquaien, wovon einer den Caffee zu machen im Stande, dahin beordert werden.



Herzogin (oder Kurfürstin) Charlotte Mathilde.

In Ludwigsburg werden die Hohe Herrschaften einen feyerlichen Einzug halten, zur Mittagstafel alda eintreffen, und unter dem Balcon des Neuen Corps de Logis absteigen. Im Fall es die Gesundheits-Umstände Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht [Herzog Friedrich Eugen] nicht zulaßen sollten, der Frau Erbprinzeßin K.H. alda selbst zu empfangen, so wird solches in Höchstdero in der regirenden Frau Herzogin K.H. Namen durch Seine Excellenz den Herrn Obrist-Hof-

Marchaln Graven von Uxkull vollzogen, welche nebst denen samtllich zu Ludwigsburg befindlichen Cavaliers und Officiers die Hohe Herrschaften an dem Wagen zu empfangen, die Haupt-Treppe durch den Garde-Saal in die Assemblée-Zimmer rechter Hand führen, alwo die Herzoglichen Wohn-Zimmer zu einer Retirade vor [für] die Hohe Herrschaften zubereitet seyn werden. In dem gewöhnlichen Speiß-Saal der Enfilade wird die Herzogliche Tafel zu 30 Couverts einmahl servirt. In dem Marschals-Tafel-Zimmer ist eine Cavalier- und Officiers-Tafel zu 10 bis 12 Couverts. Und in dem anstoßenden Zimmer ein Cammer-Tisch zu 8 bis 10, auch ferner noch ein Bedienten-Tisch zu 15 bis 18 Couverts zu bestellen.«¹⁶

Nach dem Aufenthalt in Ludwigsburg bewegte sich der Zug weiter nach der Residenzstadt Stuttgart, wo man allen Prunk aufbot, um den künftigen Herrscher und seine Gemahlin gebührend zu empfangen. Sechs Tage, vom 24. bis zum 29. September, dauerten die Feierlichkeiten. Nachdem Erbprinzessin Charlotte Mathilde bereits in Heilbronn ihren Stiefsöhnen Prinz Friedrich Wilhelm und Prinz Paul begegnet war, lernte sie beim Einzug in Stuttgart auch die Stieftochter Prinzessin Katharina kennen. In einem Brief an den Vater König Georg III. schilderte sie ihre Eindrücke beim Einzug: »Ich nutze die erste Gelegenheit, Eurer Majestät über meine Ankunft am 24. [Juni] in Stuttgart zu berichten. Am 23. empfing mich der Erbprinz in Heilbronn mit seinen beiden Söhnen, die meinen Brüdern so ähnlich sind, dass ich angenehm überrascht und überwältigt war. Am nächsten Tag begegnete ich Prinzessin Katharina in Ludwigsburg; sie ist wirklich sehr nett und ihrem Vater sehr ähnlich. Abends um 5 Uhr kam ich in das Schloss und wurde dem Herzog [Friedrich Eugen] und der Herzogin [Sophie Dorothee] vorgestellt, die mich sehr freundlich und warmherzig begrüßten. Man machte mir jedes erdenkliche Kompliment, seit ich in das Herzogtum kam. Bei der Ankunft im Land gab es einen Triumphbogen, unter dem mich Baron von Taubenheim, der Regierungspräsident, im Namen des Herzogs begrüßte, und an jedem Ort, durch den ich kam, hatten sich unzählige Menschen versammelt. Am Samstag war [im Neuen Schloss in Stuttgart] eine große Hof Tafel. Der Herzog ließ ›God save the King‹ sowohl von einem Chor als auch vom Orchester aufführen, und es wurde mit einem königlichen Salut auf die Gesundheit Eurer Majestät getrunken. Ich gebe zu, dass ich all meine Kraft aufwenden musste, um nicht in Tränen auszubrechen, aber ich kämpfte mit meinen Gefühlen und behielt ziemlich die Fassung.«¹⁷

Herzogin Charlotte Mathilde erwarb sich das Vertrauen ihrer Stiefkinder, nahm sich ihrer an und hatte ein gutes Verhältnis zu ihnen. Das war vor allem für den ältesten Sohn Prinz Friedrich Wilhelm sehr wichtig, denn Erbprinz Friedrich setzte Erwartungen in ihn, die der Junge nicht erfüllen konnte. Gelegentlich demütigte der Vater den Sohn vor dem versammelten Hof, worunter der Junge sehr litt.¹⁸ Im Lauf der Jahre entwickelte sich ein so gutes Verhältnis zwischen ihr und den Kindern, dass der Vater manchmal eifersüchtig reagierte. Im Spätsommer 1801 schreibt sie: Prinz Paul »ist ein sehr lustiger Junge und in meinen parteiischen Augen benimmt er sich wie Adolphus [der Bruder der Herzogin], aber ich muss zugeben, dass der Herzog mir immer vorwirft, dass ich ihn und Katharina verwöhne, die mich mit ihrem freundlichen, guten Wesen sicherlich an Elizabeth [die Schwester der Herzogin] erinnert«.¹⁹

Die Herzogin erwartete ein Kind und freute sich darauf. Als Wohnsitz für die Familie wurde das kleine Schloss Scharnhausen hergerichtet, wo das Ehepaar in einer eher intimen Atmosphäre und in einer ländlichen Umgebung leben konnte: »Seit dem 10. Juni leben wir in Scharnhausen. Der Ort gefällt mir sehr gut, und wegen des guten Wetters fühlen wir uns sehr wohl. Wir gehen am frühen Morgen ins Freie und bleiben bis zur Tafel im Garten, aber gestern gab es ein so starkes Gewitter, dass es unmöglich ist, heute das Haus zu verlassen, denn der Regen hat den Boden so aufgerissen, dass man nicht spazieren gehen kann. Ich kann nicht einmal zur Kirche gehen, was ich sehr bedauere, denn unser Landpfarrer predigt viel besser als diejenigen in Stuttgart, und wir gehen regelmäßig [zum Gottesdienst]. Der Erbprinz hat mir aber gesagt, wenn es noch einmal passierte, würde er versuchen, den Pfarrer zu bewegen, zum Gottesdienst hierher zu kommen. Seit ich in Schwaben wohne, bin ich sehr beschäftigt. Ich habe drei Zeichnungen angefertigt, eine weitere angefangen und viel an der Staffelei gearbeitet.«

Und weiter schreibt sie: »Ich denke, dass Eurer Majestät dieser Ort gefallen würde, der aussieht wie die Sophia Farm²⁰, mit einer weiten und schönen Aussicht auf die Berge. Es gibt in dieser Gegend des Herzogtums wenige Weinberge, aber hier wird viel Getreide angebaut. Weil der Erbprinz denkt, dass wir wegen der normalen Hitze in diesem Land niemals so schönes Gemüse wie in England ernten werden, hat er das Beet vor dem Haus mit Klee eingesät. Darauf weiden spanische Schafe, die jede Nacht hierhergebracht werden; tagsüber grasen sie in den Hügeln und werden nur bei sehr schlechtem Wetter im Stall gehalten. Der Erbprinz ist vom Gegenteil dessen, was hier gemacht wird, überzeugt. Er denkt, dass es gut ist, das Rindvieh den Winter über im Stall zu halten, aber wenn man es im Sommer nicht nach draußen lässt, bekommt es die Rinderpest, die hier in Deutschland sehr schlimm ist und viel Unheil angerichtet hat. Sie ist einer der Hauptgründe dafür, dass die Lebensmittelpreise furchtbar gestiegen sind. Butter, die pro Pfund 8 bis 10 Kreuzer kostete, kostet jetzt 30 bis 32 Kreuzer; alles andere kostet entsprechend, was vor allem diejenigen ohne großes Einkommen trifft.«²¹

Über ihre neue Heimat fand sie lobende Worte, zumal sie sich sehr für die Landwirtschaft interessierte: »Ich wünschte mir, Eure Majestät könnten dieses Land sehen, weil ich glaube, dass Sie sich nicht nur an der Schönheit, sondern auch am Unternehmungsgeist, der hier herrscht, erfreuen würden. Der Regen hat hier viel Schaden angerichtet, was schrecklich ist, weil das Getreide und der Wein schöner gewesen sind als die vergangenen sechs Jahre. Aber wenn die Vorsehung es will und das schlechte Wetter aufhört, kann es noch eine reiche Ernte geben. Ich bin sehr erstaunt über die Höhe des Getreides und über die Ochsen und Kühe, von denen ich eine große Anzahl in drei Ställen in Hohenheim gesehen habe. Sie sind so groß wie diejenigen, die wir letztes Jahr gesehen haben. Ich fragte, ob sie immer unter Dach seien, und man sagte mir, dass sie größer werden würden und wegen des Dungs mehr Gewinn bringen würden, wenn sie ständig im Stall gehalten würden.«²²

Während des Sommers 1797 hielten sich Erbprinz Friedrich und Erbprinzessin Charlotte Mathilde bei Herzog Friedrich Eugen und Herzogin Sophie Dorothee im Schloss Ludwigsburg auf. Die Erbprinzessin war von der großen Schlossanlage mit ihren weitläufigen Gartenanlagen begeistert: »Ich habe die Zeit in

Ludwigsburg sehr genossen. Die Lage ist so schön, dass ich es lieber mag als Stuttgart oder sogar Scharnhausen. Die Kaserne in der Nähe macht es sehr heiter. Ich wünschte, dass Eure Majestät die schönen Regimenter sehen könnten, aber gleichzeitig blutet einem das Herz, wenn man daran denkt, dass sie geschlagen wurden.«²³ Mit der letzteren Äußerung spielte sie auf die schwierigen Zeiten an, die das Herzogtum Württemberg gerade durchmachte. Das Land wurde in die französischen Revolutionskriege hineingezogen. Ob die Erbprinzessin ahnte, dass sie bald persönlich unter dem Krieg zu leiden haben würde?

Herzog und Herzogin von Württemberg

Der Regierungsantritt kam schneller als erwartet, auch wenn Herzog Friedrich Eugen seit längerer Zeit kränklich gewesen war. Am Tag vor Weihnachten 1797 erlitt er im Schloss Hohenheim beim Zubettgehen einen Schlaganfall und verstarb innerhalb kurzer Zeit. Erbprinz Friedrich eilte zu ihm, traf aber den Vater nicht mehr lebend an. Nun regierte er als Herzog Friedrich II. das Land, und Herzogin Charlotte Mathilde hatte als »Landesmutter« ihre Pflichten zu übernehmen. Mit aufwändigen Trauerfeierlichkeiten gedachten die Familie und das Land Ende Januar des verstorbenen Herzogs. Dann normalisierte sich nach dem Ablauf der offiziellen Hoftrauer das höfische Leben. Die kritische politische und finanzielle Situation des Herzogtums Württemberg kommt in einem Brief der Herzogin an den Vater zur Sprache: »Ich bat gestern den Herzog, mir nicht weitere Hofdamen zuzuordnen. In diesen Zeiten erschien es mir besser, zu sehen, was wir tun können, bevor wir irgendwelche Änderungen vornehmen. Darüber war er sehr glücklich und versicherte mir, dass er darüber mit mir sprechen wollte. Für sich selbst will er die Bediensteten seines Vaters aus Respekt behalten, ob sie ihm gefallen oder nicht.«²⁴

Schon kurz nach dem Regierungsantritt erkannte das Herzogspaar, dass die Schlösser in Stuttgart und Ludwigsburg sanierungsbedürftig waren. Es standen Reparaturen, Renovierungen und Umgestaltungen an, denn die Schlossbauten entsprachen weder dem technischen Stand noch dem Geschmack der Zeit. Der barocke Pomp wirkte altmodisch und überladen, das Leben in den Schlossräumen empfand man als unbequem.²⁵ Aus einem Brief geht jedoch auch hervor, dass der Umzug aus dem kleinen, intimen Schlösschen Scharnhausen in die weitläufigen Residenzschlösser für die herzogliche Familie eine Umstellung bedeutete: »Wir vermissen beide die Ruhe des kleinen schönen [Schlosses] Scharnhausen und hoffen, dass wir immer wieder einmal eine Woche dort verbringen können.«²⁶ Dieser Wunsch sollte sich jedoch nicht erfüllen.

Schloss Ludwigsburg muss sich damals in einem ziemlich heruntergekommenen Zustand befunden haben. Vor allem die Gartenanlagen des Schlosses waren verwahrlost²⁷: »Wir werden sechs oder sieben Wochen auf dem Land leben, und sobald die Renovierungen in Ludwigsburg abgeschlossen sein werden, schicke ich Euch den Plan, aber der Herzog erlaubt es im Augenblick nicht, weil er fürchtet, Eure Majestät würden einen zweifelhaften Eindruck von der Schönheit [des Schlosses] bekommen, auf das wir sehr stolz sind, und zur großen Freude des Herzogs gefällt es mir

sehr. Es war sehr traurig, dass man alles hat verfallen lassen, weil Herzog Karl [Eugen] so verrückt war, sich dauernd in die Ausgaben für neue Schlösser zu stürzen und die alten zu vernachlässigen. Stattdessen beabsichtigen wir jetzt, Stuttgart und Ludwigsburg in Schuss zu bringen und fangen nichts Neues an. Weil wir eine Menagerie auf dem Land haben werden, darf ich Eure Majestät bitten, uns ein Paar Kängurus zu schicken, die uns viel Vergnügen bereiten würden.«²⁸

Ende April traf die Familie jedoch ein herber Schicksalsschlag, als die Herzogin eine totgeborene Tochter zur Welt brachte. Sie litt darunter sehr und konnte sich nur damit trösten, dass Gott das Kind in den Himmel genommen habe, um ihm



Schloss Ludwigsburg: Nordseite (oben) und Blick durch den Südgarten auf das Neue Corps de logis. Fotografien von Herzog Philipp von Württemberg (1838–1917).

ein schweres Schicksal zu ersparen: »Diese Zeiten sind nicht so, dass man mit Kindern Mitleid haben müsste, bei denen es Gott gefällt, sie von der Mühsal des Lebens zu befreien.«²⁹ Da Herzogin Charlotte Mathilde durch die Geburt sehr mitgenommen war³⁰, zog die Familie erst Mitte Mai zum Sommeraufenthalt nach Ludwigsburg um und nicht wie üblich bereits vor Ostern. Ohne Rücksicht auf die unglücklichen Umstände der Geburt veranstaltete man am 11. Juni 1798 eine große Festin zum Ende des Wochenbetts. Nach einer Mittagstafel zu 55 Gedecken folgten eine Komödie »Der dankbare Sohn« und ein Ballett. Abends um 21 Uhr zog die herzogliche Familie mit dem gesamten Hof in einem Fackelzug zum Schloss Favorite, »wo von dem Thor an eine beleuchtende Ehrenpforte und der Weg zu beiden Seiten, das ganze Favorite-Schloß, und hinter demselben Piramiten und Ehren-Pforten, alles aufs Geschmackvollste beleuchtet war«. Vom Balkon des Schlosses Favorite aus sah die Hofgesellschaft einem Feuerwerk zu. Dann begann ein Ball, unterbrochen von einer großen Hoftafel mit 134 Gedecken kurz vor Mitternacht. Der Ball wurde bis nach 3 Uhr morgens fortgesetzt, wobei sich das Herzogspaar um 1:30 Uhr zurückzog.³¹

Zu diesem Zeitpunkt waren die Bauarbeiten im und am Schloss in vollem Gange. Herzog Friedrich II. ließ einen großen englischen Garten anlegen.³² Über den Fortgang der Arbeiten schrieb die Herzogin: »Ich habe jetzt die neuen Anlagen des Herzogs gesehen, die den Ort noch schöner machen werden. Sie passen in ein Gelände, das eine Vielfalt zulässt. Der Hügel ist angepflanzt, und darunter liegen ein Wasserbassin und ein Wasserfall, die gut aussehen werden, wenn alles fertig ist. Das Wasser wird die Grenze zwischen der Menagerie und dem Garten bilden. Dort befand sich eine sehr hässliche Mauer, die den Lustgarten vom Wald trennte. Diese wurde abgebrochen, die alten und die neuen Felder zusammengelegt und ein versenkter Zaun gebaut, um die Straße von den Feldern zu trennen. Vor dem Schloss hatte man Obstbäume gepflanzt, welche die Fenster ziemlich verdeckten. Sie wurden alle gefällt, und in diesem Bereich pflanzte man Büsche und Blumen. Gegenüber liegt ein großes Gelände, das seit einigen Jahren öde dalag und sich in einem fürchterlichen Zustand befand. Jetzt wird in der Mitte ein Wasserbassin gebaut und der Rest mit Klee eingesät, der dort am besten wächst. Die sehr schönen Orangenbäume, welche Herzog Karl [Eugen] nach Hohenheim bringen ließ, wurden wieder zurückgebracht. Der Wald war ziemlich vernachlässigt worden, und um ihn zu verbessern, pflanzte man viele Bäume.«³³

Charlotte Mathilde verbrachte einen großen Teil des Tages im Garten und fuhr abends in der offenen Kutsche aus. Als sie sich nach einigen Wochen wieder erholt hatte, machte sie lieber Spaziergänge. Am 28. Juni 1798 ging sie nach der Mittagstafel mit den Stiefkindern und allen am Hof anwesenden Kavaliere und Damen zu Fuß zum drei Kilometer entfernten Schloss Harteneck, »um allorten die Aussicht in das Neckar-Thal zu besichtigen«. Der Eigentümer Joseph Friedrich Seybold reichte einige Erfrischungen, bevor die ganze Gesellschaft sich wieder zum Schloss Ludwigsburg begab.³⁴ Gleich am nächsten Tag spazierte man wiederum nach der Mittagstafel zum Schloss Favorite. Dort gab es ein kaltes Buffett – Gouter genannt – mit türkischer Musik. Um 20:45 Uhr kehrte die ganze Hofgesellschaft zu Fuß in das Residenzschloß zurück.³⁵

Die Veränderungen in der Schlossanlage und die Spaziergänge der Herzogsfamilie belegen den Geist einer neuen Zeit. Im Barock war es das Ziel der Gartenarchitekten gewesen, die Natur nach geometrischen Formen künstlich zu gestalten. Die höfische Gesellschaft lustwandelte in den weitläufigen Gartenanlagen, abgeschirmt von der normalen Welt. Um die Wende zum 19. Jahrhundert kam der englische Landschaftsgarten in Mode, eine gepflegte, aber unregelmäßig gestaltete Parkanlage. Man begeisterte sich für den »gotischen« Stil und ließ künstliche Wasserfälle und Ruinen bauen, um eine »mittelalterliche« Stimmung zu erzeugen. Dazu passten »verwunschene« Gärten und Waldflächen. Im Sinne des Klassizismus wurden auch antikisierende »griechische« und »ägyptische« Stilelemente verwendet.

Schon kurz nach dem Regierungsantritt dürfte Herzog Friedrich II. sein Augenmerk auf das Seehaus bei Eglosheim gerichtet haben, wo an einem rechteckigen Bassin ein ziemlich heruntergekommenes, nicht fertiggestelltes barockes Schlösschen aus der Zeit Herzog Karl Eugens stand.³⁶ Er wollte den Seegarten im Stil eines englischen Landschaftsgartens anlegen lassen.³⁷ Wegen der angespannten Lage konnte er zunächst am Seehaus nichts verändern. Aber seine Familie erlebte die Landschaft auf den Spaziergängen unmittelbar. Gleichzeitig begab sie sich außerhalb des Schlosses Ludwigsburg, so dass auch gewöhnliche Untertanen die Gelegenheit hatten, die Herzogin und ihre Kinder aus nächster Nähe zu sehen.

Als passionierter Jäger schätzte der Herzog Ludwigsburg wegen der großen Jagdgebiete in unmittelbarer Nähe, so beispielsweise auf der Solitude oder im großen Tierpark bei Eglosheim. Gelegentlich begleitete Charlotte Mathilde ihn bei der Jagd: »Ich hatte gestern gerade begonnen, an Eure Majestät zu schreiben, als der Herzog kam und mir vorschlug, auf die Jagd zu gehen. Es war eine schöne Fahrt über 35 englische Meilen [etwa 56 Kilometer] in den Reichenbacher Forst zu dem Ort, wo das Wild in die Lappen getrieben wurde, und der Herzog schoss den größten Teil davon. Es ist ein schöner Anblick für diejenigen, welche so etwas noch nie gesehen haben, und es ist wegen der großen Anzahl an Besuchern immer ein freudiger Anlass. Man sieht deutlich die klimatischen Unterschiede, denn in der Umgebung von Ludwigsburg ist die Ernte schon fast vorbei, und in diesem Teil des Landes hat sie noch nicht begonnen.«³⁸

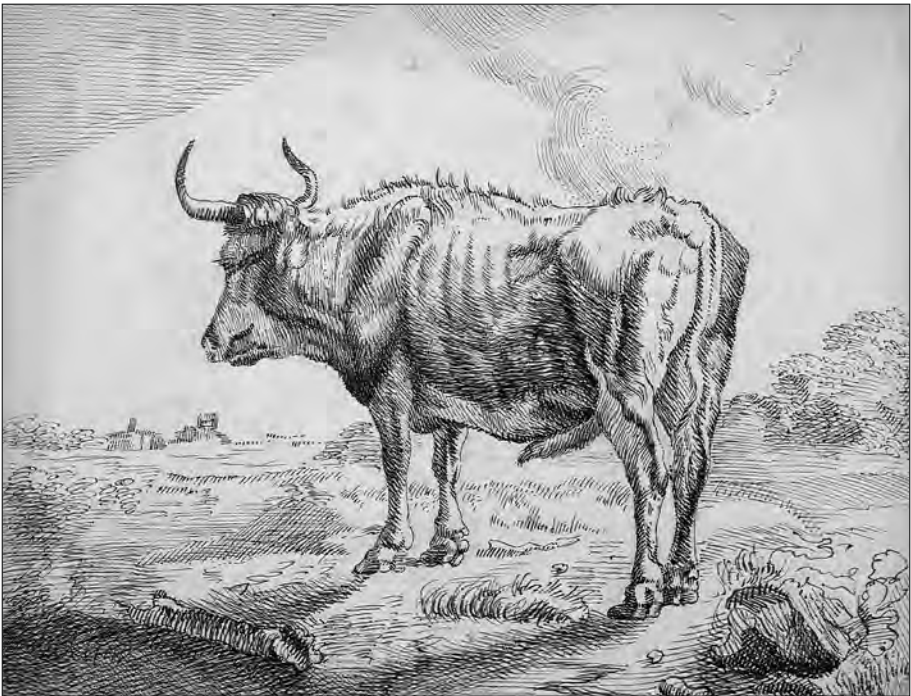
In einem Brief an den Vater berichtete Herzogin Charlotte Mathilde über einen Blitzschlag im Schloss. Dieser Brief ist interessant, weil er zeigt, wie eine religiöse Frau so ein schweres Gewitter erlebte: »Seit 12 Uhr hatten wir ein schreckliches Gewitter mit Donner, Blitz und Regen. Während wir Kaffee tranken, hörte ich einen Krach und musste sagen: Ich wünschte, dass alle, die sagten, sie seien ungläubig, häufig solche Gewitter erleben müssten, nicht nur um sie in großen Schrecken zu versetzen, sondern auch um sie zu überzeugen, dass es ein höheres Wesen gebe. Das führte zu einer langen Unterhaltung mit einigen Männern, die auf dem Meer einen Sturm mitgemacht hatten. Alle waren sich darin einig, dass allein die Religion die Menschen vor allzu großem Schrecken bewahre, denn diejenigen, welche ein höheres Wesen leugnen wollten, hatten bei solchen Ereignissen große Angst gehabt. Wegen der längeren Unterhaltung über dieses Thema war es nach drei Uhr, als ich in mein Ankleidezimmer ging. Ich hatte gerade erst angefangen, mit Trinette [Prinzessin Katharina] zu lesen,

als Prinzessin Ferdinand³⁹ in das Zimmer kam, um mir zu versichern, dass der Blitz in ihrem Appartement eingeschlagen habe, sie aber nicht verletzt sei. Ich ging sofort in den alten Teil des Schlosses, wo sie wohnt, und fand eine alte Figur an der Decke, deren Arm gebrochen war, und unten an der Treppe ein Loch im Putz und im Boden. Als jedoch einige Männer den Ort anschauten, versicherten sie uns, es sei nur die Erschütterung gewesen, denn im selben Augenblick hatte es zwei Männer umgeworfen. Ich weiß nicht, ob diese Dinge durch den Blitz oder durch die Erschütterung verursacht wurden, aber auf jeden Fall sind sie sehr merkwürdig.«⁴⁰

Als der Hof im September 1798 zum Winteraufenthalt in das Neue Schloss Stuttgart umzog, wäre die Herzogin lieber in Ludwigsburg geblieben: »Ich werde die ländliche Umgebung jedoch mit großem Bedauern verlassen, weil ich ein sehr bequemes, ruhiges Leben führe und sehr schöne Spaziergänge machen kann. Ich habe schon Wunder gewirkt, als ich allen Damen beigebracht habe, vier oder fünf Meilen am Stück zu gehen. In Stuttgart werde ich damit fortfahren. Es ist allerdings nicht so angenehm, denn es gibt nur drei Spazierwege in der Nähe der Stadt, und wenn es regnet, sind zwei davon unpassierbar.«⁴¹ Und an andere Stelle heißt es: »Ich verließ Ludwigsburg ungerne, weil das Wetter bis zum letzten Morgen sehr schön war, und es hat mir sehr viel Vergnügen bereitet, abends auf den Lerchenfang zu gehen. Wir ließen viele wieder frei, zur Freude von Paul und Trinette, die während der Abwesenheit des Herzogs meine ständigen Begleiter sind.«⁴²

Zum Sommeraufenthalt 1799 war dann das Appartement der Herzogin renoviert: »Weil es sich im ersten Stock befindet, ist es nicht so sehr der Feuchtigkeit und Kälte ausgesetzt wie die Räume, die ich im Sommer bewohnte. Ich würde sehr gerne dort bleiben, wenn es der Herzog nicht unbequem fände, dass er immer nach oben kommen muss, zumal die Treppen hier sehr steil sind. Das Appartement war ursprünglich für die Herzogin [Elisabeth Friederike Sophie] vorgesehen. Aber bevor es fertiggestellt war, kehrte die erste Gemahlin von Herzog Karl [Eugen] nach Bayreuth zurück, und seit dieser Zeit wurde ein Teil davon der Hofgesellschaft zur Verfügung gestellt, oder die Töchter des Herzogs bewohnten es.«⁴³ Und Charlotte Mathilde erfreute sich erneut am Schloss Ludwigsburg und seiner Umgebung: »Ich genieße den Sommeraufenthalt sehr. Obwohl das Wetter noch immer sehr wechselhaft ist, gehe ich jeden Tag zu Fuß oder in der offenen Kutsche aus. Ich vergnüge mich damit, das Frühlingserwachen in dem kleinen Garten vor meinem Zimmer zu beobachten und die Blumen zu malen, die dort blühen.«⁴⁴ »Ludwigsburg gefällt mir so sehr, weil ich jeden Abend, sogar bei wärmstem Wetter, einen langen Spaziergang unter den alten Eichen machen kann. Meine Hofdamen beklagen sich über meine Schnelligkeit, aber glücklicherweise ist meine Schwägerin Prinzessin Ferdinand durch ihren Vater⁴⁵ das Laufen gewöhnt und freut sich, dass sie jemanden hat, der sie ohne Murren begleitet, und wir gehen normalerweise eine Viertelstunde vor der anderen Gesellschaft.«⁴⁶

Allerdings war die politische Situation so angespannt, dass Herzog Friedrich II. nur zögerlich mit den Bauarbeiten fortfahren ließ, um wegen hoher Ausgaben keinen Unmut bei den Untertanen zu erregen. Denn die Probleme der einfachen



*Zwei Zeichnungen von Herzogin Charlotte Mathilde aus dem Jahr 1798.
Sie verdeutlichen ihr großes Interesse an der Landwirtschaft.*

Bevölkerung und die materielle Not in den ärmeren Schichten blieben dem Herrscherpaar nicht verborgen. So berichtete die Herzogin ihrem Vater, dass »das Holz im Land knapp ist und dieser Mangel den Armen im Land im vergangenen Winter sehr zu schaffen machte«. ⁴⁷

Herzog Friedrich II. bemühte sich um die Förderung der Landwirtschaft und des Weinbaus. Es waren ihm jedoch Grenzen gesetzt, weil sich in seiner Regierungszeit durch ungünstige klimatische Verhältnisse Missernten und Ertragsausfälle häuften. Außerdem behinderte die Kriegs- und Krisenzeit systematische Maßnahmen zur Verbesserung der Landwirtschaft. Aber damals schon widmeten sich die europäischen Monarchen verstärkt dem agrarischen Bereich. Sie ließen die Meiereien bei ihren Schlössern vorbildlich betreiben und renommierten mit ihrem schönen Vieh. Dabei galt die englische Landwirtschaft als führend, die Viehzucht als vorbildlich.

Für die Herzogin wurde in Ludwigsburg ein landwirtschaftliches Anwesen eingerichtet. Im April 1799 schreibt sie: »Jetzt macht es mir auch viel Freude, zu einem Bauernhof zu laufen, den der Herzog für mich so ziemlich im englischen Stil angelegt hat. Das Haus und der Garten sind sehr klein, aber sie gefallen mir sehr, denn sie sehen fast wie zuhause aus. Der Herzog ist fast so angetan davon wie ich, weil es ihm gelungen ist, mich zu überraschen. Er wollte nicht, dass ich dieses kleine Anwesen sehen sollte, bevor es vollständig angelegt war. Die Kühe werden jeden Abend in den Stall getrieben, aber gegen die Gewohnheit in diesem Land drei bis vier Mal ins Freie gelassen. Sie sind sehr groß, und die Rasse wird mit großen Kosten erhalten, da man sie als nützlich für das Land betrachtet. Ich werde sehr schief angesehen, weil ich neidisch auf die spanischen Schafe schaue und manchmal bedauere, dass nicht einige auf dem flämischen Bauernhof sind. Ich wünschte, dass Eure Majestät diesen Ort sehen könnten, weil ich sicher bin, dass Euch seine Lage gefallen würde, und noch mehr – wie Mr. Brown immer sagte – seine Möglichkeiten. Er war in einem traurigen Zustand, als der Herzog das erste Mal hierher kam, weil er sehr vernachlässigt worden war, aber nun beginnt er aufzublühen, und ich denke, dass man sich um ihn kümmert, weil ihn der Erbprinz sehr schätzt.« ⁴⁸

Charlotte Mathilde hielt sich gerne auf dem Bauernhof auf. Sie fühlte sich an ihre englische Heimat erinnert: »Die Gärten und die englische Farm, welche ich heute Abend besuchen werde, sind bedeutend erweitert worden. Das ist mein Lieblingsort, denn sie sieht aus wie ein sehr freundliches englisches Dorf, und der Garten passt vollkommen dazu.« ⁴⁹ Und nicht zuletzt berichtete sie ihrem Vater regelmäßig über die Fortschritte in den Ludwigsburger Schlossgärten. Aus den Königlichen Gärten in Kew ließ sie geeigneten Samen schicken: »Etwa 200 Samen aus Kew wachsen heran, und ich hoffe, dass sie gedeihen. Es ist merkwürdig: Obwohl dieses Land südlicher als England liegt, gehen viele Pflanzen, die man in Kew den ganzen Winter über draußen hat, zugrunde, wenn wir es auch so machen.« ⁵⁰

Im Frühjahr 1799 bekam das Herzogspaar den inzwischen ausgebrochenen Krieg am eigenen Leib zu spüren. Im Zweiten Koalitionskrieg kämpften die Großmächte Frankreich und Österreich um die Vorherrschaft in Europa. Ein kleines Land wie das Herzogtum Württemberg wurde in den Krieg hineingezogen, ohne

ihn beeinflussen zu können. Französische Truppen marschierten durch Ludwigsburg: »Heute morgen habe ich 1700 französische Gefangene gesehen, die man in Mannheim gemacht hat. Etwa ein Drittel sahen ordentlich und in Uniform gekleidet ziemlich gut aus, aber die anderen zwei Drittel waren ein Haufen Banditen, viele ohne Schuhe und in Bauernkleidern. Ich dankte Gott, als ich sie vorbeiziehen sah, weil es dieselben Männer waren, welche vor zwei Wochen Ludwigsburg zerstören wollten.«⁵¹

Schließlich sah Herzog Friedrich II. die Situation als so gefährlich an, dass er im Mai 1800 sich und seine Familie in Sicherheit brachte. Der Herzog, die Herzogin und die Kinder flohen nach Göppingen⁵², zogen weiter in die württembergische Herrschaft Weiltingen bei Dinkelsbühl und lebten dann mehrere Monate in Erlangen. Dort gefiel es Herzogin Charlotte Mathilde überhaupt nicht. Nach über einem Jahr beruhigte sich die Lage so weit, dass man wieder ohne Gefahr in Württemberg leben konnte: »Ludwigsburg ist sehr schön, was wir umso mehr empfinden, nachdem wir ein Jahr lang dazu verdammt waren, in Franken zu leben, denn um Erlangen herum gibt es nichts als Sand und Tannen. Bei Ansbach wird das Land schöner, aber nicht einmal dort ist es so schön wie in Schwaben.«⁵³ Der Herzog kehrte als erster zurück und holte dann die Familie heim. Am 16. Mai 1801 traf Herzogin Charlotte Mathilde mit Prinzessin Katharina nach über einjähriger Abwesenheit wieder in Ludwigsburg ein.⁵⁴ Gut eine Woche später, am 25. Mai, wurde in Stuttgart ein großes Friedensfest gefeiert.⁵⁵

Viele Jahre später schrieb Charlotte Mathilde an ihren Bruder Georg – den späteren König Georg IV. – eine Zusammenfassung über diese schicksalhafte Zeit: »Bei meiner Ankunft in Stuttgart am 24. Juni 1797 war das Land von österreichischen Truppen besetzt worden, die bis zum Mai 1800 im Herzogtum einquartiert blieben. Während ihrer Anwesenheit in Württemberg kosteten sie das Land 56 Millionen Gulden, die der Wiener Hof übernehmen wollte, aber obwohl inzwischen viele Jahre ins Land gegangen sind, scheint die Bereitschaft gering zu sein, dieses Versprechen einzulösen. Im Frühjahr 1799 kamen die Franzosen ins Land und brachten es fertig, dass es Württemberg innerhalb von zwei Monaten 17 Millionen Gulden kostete. Nachdem der Rastatter Kongress von 1799 scheiterte, war Deutschland erneut vom Krieg bedroht, an dem sich der König, damals Herzog, beteiligte. Seine Truppen schlossen sich der österreichischen Armee an und wurden von Großbritannien bezahlt. Die Soldaten waren gerade einige Tage abmarschiert, als die Franzosen den Rhein überquerten, in Württemberg einfielen und so nahe an Ludwigsburg herankamen, dass der Herzog es als klug ansah, sich mit seiner Familie nach Weiltingen zurückzuziehen. Da aber der Feind immer weiter vorrückte, konnte er nicht länger als einen Monat lang dort bleiben. Er sah sich gezwungen, in den königlich preußischen Besitzungen in Erlangen Zuflucht zu suchen, wo wir ein trauriges Jahr verbrachten. Die Situation in Württemberg war erbärmlich, weil das Land zu dieser Zeit vollkommen in der Hand der Franzosen war, die hohe Kontributionen einzogen, von denen der Herzog die Hälfte übernehmen musste. Nach dem Frieden von Wien 1801 hofften wir, dass wir heimkehren könnten, aber die Franzosen räumten das Land erst im Mai.«⁵⁶

In Ludwigsburg hatten das Schloss und die Gärten keinen Schaden genommen, weil die feindlichen Soldaten nicht in die Stadt gelangt waren. Deshalb normalisierte sich das Hofleben bald wieder. Herzog Friedrich II. konnte seine Pläne zur Umgestaltung der Ludwigsburger Schlösser weiterverfolgen. Er beauftragte seinen Hofbaumeister Nikolaus Thouret mit der Umgestaltung des Schlosses am Eglosheimer See und des Seeparks.⁵⁷ Innen wurde das Schloss im klassizistischen Stil eingerichtet, während Strafgefangene von der Festung Hohenasperg das rechteckige Bassin abtragen mussten. Dann hoben sie nachts einen unregelmäßigen See aus und schütteten zwei künstliche Inseln auf.⁵⁸ Dadurch entstand ein Seegarten im englischen Stil.

Von ihrem Vater hatte sich Herzogin Charlotte Mathilde zwei Kängurus erbeten, die tatsächlich aus England angeliefert wurden. Man brachte sie in einem eigens erbauten Haus im Garten des Residenzschlosses unter und ließ sie durch den Hofjäger Faber betreuen. Die Tiere entwickelten sich gut und brachten sogar Nachwuchs auf die Welt.

Nach der Rückkehr aus dem Exil widmete sich die Herzogin mit großem Engagement einem fast 3 Hektar großen Gartengelände, das sie gekauft hatte⁵⁹: »Die zwei schönen Zusammenstellungen von Pflanzen aus Kew sind unbezahlbar für mich, weil sie ein Geschenk Eurer Majestät sind. Sir Joseph Banks⁶⁰ hat uns einige schöne Pflanzen und Samen geschickt, die eine wertvolle Ergänzung unserer Sammlung sind und von denen ich hoffe, dass sie mir großes Vergnügen machen. Zur Zeit verbringe ich viel Zeit in meinem Blumengarten und schaue die verschiedenen Arten von Rosen an, welche den Zaun bilden. Nachdem ich so viele Monate auf Blumen verzichten musste, bereitet es mir doppeltes Vergnügen, sie und eine sehr schöne Volière zu pflegen, die mir der Herzog hat bauen lassen. Darin halten wir gemeine Vögel, weil ich mich gegen schöne ausländische Vögel sträube, die mir nicht besser gefallen und viel mehr Umstände machen würden.«⁶¹ Sie ließ sich vom Hofgärtner in der Gartenkunst unterweisen: »Seit ich einen Garten gekauft habe, versuche ich, mir jeden Tag neues Wissen anzueignen, und ich hatte das Glück, einen sehr guten Gärtner zu finden, der sowohl vom Küchengarten als auch vom Blumengarten etwas versteht. In zwei Monaten vergrößere ich ihn, denn der Herzog hat mir ein Grundstück von 3 acres an meiner Wand gegeben. Ich habe tausend verschiedene Pläne, wie ich ihn am vorteilhaftesten anlege. Schon beim ersten Kauf bekam ich ein gutes Treibhaus und Gewächshaus, aus dem ich den ganzen Winter über Blumen beziehe.«⁶²

Mit ihrem vorbildlich geführten Bauernhof und den schönen Rindern, die dort gehalten wurden, konnte die Herzogin renommieren. Damit nahm sie – wie später ihr Stiefsohn König Wilhelm I. – Anteil an den Entwicklungen der württembergischen Landwirtschaft. Hier vermischten sich ihre privaten Interessen und ihre Rolle als Gemahlin des regierenden Herzogs in einem Land, das von der Landwirtschaft geprägt war. Um diese Zeit kam verstärkt die Stallfütterung des Viehs auf. Wie aus einem ihrer Briefe hervorgeht, war diese Haltungsmethode damals umstritten. Charlotte Mathilde lehnte sie ab, wohl auch deshalb, weil sie aus England fast ausschließlich die Weidehaltung kannte: »In einigen Tagen bekomme ich zwei Kühe, die mir der Herzog versprochen hat; sie sind von der Schweizer Rasse, sehr schön und groß. Allgemein ist das Vieh in



Zwei markante Gebäude in Ludwigsburg: der große Mathildenhof in der Mömpelgardstraße (oben, um 1905) und der kleine Mathildenhof in der Schorndorfer Straße (um 1930; 1944 durch Fliiegerbombe zerstört), beide Eigentum von Königin Charlotte Mathilde.

diesem Teil Deutschlands schön, und ich bin mir sicher, es wäre gesünder, wenn es nicht eingesperrt wäre. In den letzten Jahren ist ein großer Teil der Rinderpest zum Opfer gefallen, was ein trauriges Unglück ist, weil der hauptsächlichste Reichtum unserer Bauern in Ochsen, Kühen und Pferden besteht. Sie weigern sich standhaft, die zuerst von der Krankheit befallenen Tiere zu töten, und das ist sicher eine der Ursachen für die starke Verbreitung dieser Krankheit.«⁶³

Noch deutlicher tritt der Gedanke vom Nutzen der königlichen Landwirtschaft in einem weiteren Brief hervor. Hier beschreibt die Herzogin am Beispiel ihres Vaters König Georg III. ganz offen, wie sehr die Landwirtschaft das internationale Ansehen eines Landesherren hob: »Ich wünschte, es wäre möglich, dass Eure Majestät das Seehaus sehen könnten, wo der Herzog ein sehr großes landwirtschaftliches Gut hat. Die Schafe sind alle von spanischer Rasse, und die Wolle wurde dieses Jahr für über 12 Guineas das Hundertgewicht verkauft, was mir teurer vorkommt als damals in England. Es werden große Anstrengungen unternommen, um die Wolle zu verbessern, und es gibt hier eine sehr gute Tuchfabrik. Die Truppen werden genauso damit eingekleidet wie die Dienerschaft, und manche Kleider sind so gut, dass sie der Herzog oft selbst trägt. Allgemein ist es schön, den Fleiß zu sehen, den die Leute in der Landwirtschaft aufwenden, und ich hoffe, dass die Anerkennung des Herzogs ihnen sehr gut tun wird. Dass Eure Majestät sich so stark der Landwirtschaft zugewandt haben, wird im Ausland sehr bewundert und als einer der wichtigsten Gründe für die Verbesserungen in England angesehen.«⁶⁴

Immer wieder kommt zum Ausdruck, wie sehr das Interesse an Agrarfragen und die Haltung von schönem Vieh zum Ansehen der regierenden Fürsten beitrug, so auch in zwei Briefen aus dem Jahr 1805: »Der Kurfürst schätzt die Landwirtschaft sehr. Er hat sehr schöne Kühe, die meisten davon stammen aus der Schweiz. Ich bedauere, dass die Entfernung zu groß ist, um einige davon nach England zu bringen, denn ich bin sicher, dass Eure Majestät sie sehr bewundern würden und dass sie sehr gut auf die flämische Farm passen würden. Ich glaube, dass sie selbst in England gedeihen würden, weil ich denke, dass sie hier zu viel im Stall eingesperrt werden.«⁶⁵ »Ich hoffe, dass Eure Majestät in letzter Zeit mit der Landwirtschaft Glück gehabt haben; wir hatten wegen der großen Kälte und wegen Regenfällen große Angst um die Ernte, aber Gott sei Dank sieht es jetzt auf den Feldern besser aus. Es ist sehr gut für das Land, dass der Kurfürst mit viel Mühe die Wollerzeugung durch die Förderung der Zucht von spanischen Schafen verbessert hat. Sie ist nun zu so großer Vollkommenheit gelangt, dass letzte Woche das Hundertgewicht um fast 18 Guineen verkauft worden ist, 24 Shillinge mehr als im letzten Jahr. Sogar die normale Wolle verkaufte sich um einen hohen Preis.«⁶⁶ Die spanischen Schafe stammten aus einer Herde, die bereits ein Jahrzehnt zuvor im Auftrag von Herzog Karl Eugen in Segovia gekauft und nach Württemberg gebracht worden war.⁶⁷ Ihre Wolle galt als die schönste in ganz Spanien.⁶⁸

Weil Herzogin Charlotte Mathilde einen kleinen Bauernhof besaß, interessierte sie sich persönlich für die Landwirtschaft und kannte auch die Probleme: »Gott sei Dank ist unsere Ernte gut ausgefallen, aber die Mäuseplage hat derart zugenommen, dass die gemeinen Leute die Kartoffeln viel früher ernten müssen

als sonst. In manchen Teilen des Landes haben sie die Schweine in die Felder getrieben, welche die Mäuse abgefressen haben, aber die meisten Leute sind dagegen. Sie glauben, dass die Schweine eine epidemische Krankheit bekommen, die sich unsere Bauern nach den herben Verlusten, welche sie dieses Jahr erlitten haben, nicht leisten können. Am unangenehmsten hier ist es, dass man nicht einmal mit der größten Mühe englische Grünpflanzen bekommen kann. Nur der Klee bleibt immer grün, ich glaube, es liegt daran, dass er einmal im Monat gemäht wird. Auf meinem kleinen Feld bekam ich dieses Jahr drei Mal Heu, gerade genug Winterfutter für meine Kühe und für das kleine Kalb, das diese Woche geboren wurde. Ich muss Eurer Majestät gestehen, dass ich nie gedacht hätte, wie viel Freude mir der Garten macht; es ist mein größtes Vergnügen, und der Herzog freut sich, wenn er mich so beschäftigt mit meinen Pflanzen sieht.«⁶⁹

Auch die Bauarbeiten am Schloss und in den Gärten beaufsichtigte Charlotte Mathilde ständig: »Lord Minto⁷⁰ versprach, auf seiner Reise Ludwigsburg zu besuchen, so dass er Eurer Majestät etwas von meinem Lieblingsort erzählen kann, obwohl es dort jetzt gerade nicht schön ist. Wenn es mir möglich ist, richte ich es so ein, dass ich jede Woche einen Tag dort verbringe und meine Arbeiter ein wenig beaufsichtige, die sehr faul werden, wenn niemand nach ihnen schaut.«⁷¹

Obwohl Herzog Friedrich II. als Bauherr die Bauarbeiten ausführen ließ, hörte er offensichtlich auf seine Gemahlin, wenn es um die Gestaltung der Gärten ging. Charlotte Mathilde war eine große Anhängerin des damals in Mode gekommenen »gotischen« Stils und empfand die barocken Gebäude im Schlossgarten als altmodisch: »Weil das Wetter sehr schön war, kamen wir vor zwei Tagen hierher, und ich bin davon überzeugt, dass Eure Majestät mit der gewohnten Güte mit Befriedigung hören werden, dass ich mich wieder an meinem Garten erfreuen und die Pflanzarbeiten anschauen kann. Ich glaube, dass das neue Areal, das mir der Herzog gegeben hat, sehr verbessert wird. Obwohl mein kleiner Platz vielleicht nicht allzu schön werden wird, weil er dafür nicht groß genug ist, ist er sehr nützlich, denn es zieht mich mehr an die frische Luft und füllt viele Stunden behaglich aus. Gestern Morgen fuhr ich mit dem Herzog aus, um seine neu gekauften Areale anzuschauen, die den Garten sehr bereichern; er hat den Park verschönert, indem er ein altes Opernhaus abbrechen ließ, welches die Sicht ziemlich versperrte und nutzlos war. Seit ich das erste Mal da war, mochte ich dieses schwerfällige Gebäude nicht und tat alles, was in meiner Macht stand, um den Herzog vom Abbruch zu überzeugen, weil die Reparaturen eine Menge Geld kosteten und überflüssig waren.«⁷²

Inzwischen waren die barocken Opern, für die das Opernhaus errichtet worden war, aus der Mode gekommen. Stattdessen schaute man in kleineren Theatern szenische Aufführungen an, beispielsweise im Schlosstheater oder im Theater beim Schloss Monrepos, wie das Schlösschen am Eglosheimer See seit 1804 genannt wurde. Dieses Theatergebäude versetzte man vom Schloss Grafeneck auf der Schwäbischen Alb nach Monrepos.⁷³ Dort wurde am 29. September 1804 der 38. Geburtstag der Kurfürstin mit einer Theateraufführung, einem Feuerwerk, einem Hofball und einer großen Hoftafel festlich begangen.⁷⁴ Vor allem Komödien erfreuten sich großer Beliebtheit: »In etwa zwei Wochen erwarten wir hier



*Schloss Monrepos mit Anlagen,
»nach der Natur gezeichnet und gestochen von Friedrich Weber«, um 1810.*

einen berühmten Schauspieler, Iffland⁷⁵, der etwa einen Monat lang auftreten und das Theater ein wenig in Ordnung bringen wird. Das ist sehr nötig, obwohl wir alles in allem eine recht gute Schar von Komödianten haben.«⁷⁶

In ihren fortschrittlichen Überzeugungen stimmte die Herzogin mit dem Gemahl überein, und darin lag das Motiv, Schloss Ludwigsburg auch innen im Empire-Stil umzugestalten. Deshalb hat das Herzogspar vor allem dem Neuen Corps de Logis seine Gestalt gegeben. Die Räume vermitteln etwas vom Selbstverständnis des württembergischen Herrscherpaares. Denn nach dem Ende des Zweiten Koalitionskrieges blieben die Zeiten unruhig. In Frankreich vollzog sich der kometenhafte Aufstieg des Ersten Konsuls Napoleon Bonaparte. Einerseits stellte die dominante Position der mitteleuropäischen Großmacht Frankreich eine Bedrohung für die kleinen deutschen Länder dar. Andererseits eröffneten sich neue Chancen. Denn in der Französischen Revolution gehörten die Enteignung des Adels und die Trennung von Kirche und Staat zu den zentralen Anliegen. Durch die zentralistische Struktur in Frankreich sollte sich alles auf den Herrscher konzentrieren. Wenn das französische Modell auf Deutschland übertragen wurde, profitierten vor allem die Souveräne der größeren Staaten, indem ihnen die mediatisierten Gebiete des Adels und die säkularisierten Besitzungen der Kirche zugeschlagen wurden.

In den ersten Regierungsjahren Herzog Friedrichs II. verstärkten sich die Aussichten auf eine Rangerhöhung und eine Vergrößerung seines Landes immer mehr. Wenn aber der württembergische Herzog aufsteigen wollte, musste er diesen

neuen Rang durch angemessene Schlösser und eine vergrößerte Hofhaltung repräsentieren. Dadurch erklären sich die umfangreichen Baumaßnahmen am Schloss Ludwigsburg⁷⁷ und am Jagdschloss Favorite, aber auch der grundlegende Umbau des SchLOSSchens am Eglosheimer See. Das herzogliche Paar gab die zahlreichen Schlösser aus der Zeit Herzog Karl Eugens – Grafeneck, die Solitude, das Schloss auf dem Einsiedel, das SchLOSSchen Floride, Hohenheim – auf. Man konzentrierte sich auf die Hauptstadt Stuttgart und die Sommerresidenz Schloss Ludwigsburg. In Ludwigsburg entstand eine großflächige Repräsentationslandschaft mit den drei durch Alleen verbundenen SchLOSSern. Innerhalb dieses Bereichs nutzte der Herzog den Favoritepark und einen großen Tiergarten beim Seeschloss als Jagdgebiete.⁷⁸

Bei all diesen Modernisierungen spielten die Beziehungen der Herzogin Charlotte Mathilde nach England eine wichtige Rolle. Denn von dort kannte sie den »gotischen« Stil, den sie in Württemberg einführen wollte: »Die Umbauten Eurer Majestät in Windsor Castle werden es in seiner alten gotischen Pracht wiedererstehen lassen, und das neue Gebäude in Kew wird Lulworth Castle⁷⁹ übertreffen. Ich hoffe, dass mir Eure Majestät erlauben wird, einige Stühle für diesen neuen Palast mit einer Federzeichnung auf Samt zu bemalen, und dass Ihr so gnädig sein werdet, Euch zu entscheiden, ob es Blumen oder Landschaften sein sollen.«⁸⁰

Die gebürtige englische Prinzessin setzte große Hoffnungen in ihren Hofbaumeister Nikolaus Thouret (1767–1845)⁸¹, der sich englische Schlösser und Herrensitze als Vorbild nahm: »Wir haben hier einen sehr guten Architekten, Thouret, der die gotische Architektur einführen will, aber ich fürchte, es wird etwas schwierig werden, weil ich denke, dass die Leute einige unserer schönen Gebäude sehen müssen, bevor sie die Schönheit dieses Stils beurteilen können. Ich habe angeordnet, dass ein Raum nach dem Vorbild des Herrensitzes in Frogmore ausgemalt und eingerichtet wird, aber trotz all meiner mühevollen Anweisungen glaube ich, es wird nur ein stümperhaftes Werk werden.«⁸²

Als Vorbild für die Ausgestaltung der Innenräume im Schloss Ludwigsburg orientierte sich Charlotte Mathilde also am Herrensitz Frogmore House, unmittelbar in der Nähe des Schlosses Windsor gelegen. Ihr Vater König Georg III. hatte es 1792 als Landsitz für seine Familie gekauft. Die Inneneinrichtung hatte er Königin Charlotte überlassen. Sie ließ die Räume prächtig ausstatten, richtete aber ihre Aufmerksamkeit auch auf den Garten. Nach der Fertigstellung des Hauses lebte sie dort mit ihren unverheirateten Töchtern, wenn sie den Zwängen des Hoflebens entkommen wollte. In Frogmore beschäftigten sich die Frauen der königlichen Familie mit Malerei, Zeichnen, Sticken, dem Malen japanischer Motive, mit Lesen und Botanisieren. Im Garten ließ Königin Charlotte Kastanienbäume, Goldregen-Ziergesträuche und Birken pflanzen.⁸³ Unverkennbar hat die Gartengestaltung des englischen Landsitzes Frogmore auch die Anlagen in Ludwigsburg beeinflusst.

Die Herzogin betätigte sich künstlerisch, indem sie Bilder malte oder stickte. Insbesondere für das Schloss Ludwigsburg fertigte sie sehr viele Kunstwerke an, die man zum Teil heute bei Besichtigungen noch sehen kann.⁸⁴ Sie freute sich aber auch, wenn sie für ihren Vater künstlerische Arbeiten ausführen durfte:

»Ich denke, dass das Gebäude Eurer Majestät in Kew sehr weit gediehen sein wird und dass Sie bald daran denken, es einzurichten. Darf ich Eure Majestät ersuchen, sobald Sie die Farbe der Stühle festgelegt haben, eine meiner Schwestern zu beauftragen, mir die Farbe mitzuteilen, weil es mir eine Ehre ist, dafür ein Bild zu sticken.«⁸⁵ »Ich bin sehr geschmeichelt, dass Eure Majestät mein Angebot angenommen haben und mir erlauben, einige Stühle für Euer neues Haus in Richmond zu entwerfen. Es freut mich, für Eure Majestät arbeiten zu dürfen, und ich werde gleich heute damit anfangen, so dass sie mit dem vierteljährlichen Botendienst im Juni verschickt werden. Ich habe das Zeichnen in letzter Zeit sehr vernachlässigt, weil meine Augen sehr schlecht waren, aber jetzt sind sie viel besser geworden, und deshalb hoffe ich, dass es mir gelingt, etwas in den Augen Eurer Majestät Wertvolles zu schaffen.«⁸⁶ »Ich kümmere mich weiterhin sehr um die Stühle Eurer Majestät, wage es jedoch nicht, sie mit dieser Lieferung mitzuschicken, aber ich hoffe, dass ich bald die Gelegenheit dazu ergibt und ich wäre erfreut, wenn Eure Majestät den tausendsten Teil der Freude empfinden würden, die sie mir geschenkt haben, weil ich es sehr gerne für Euch gemacht habe.«⁸⁷

In Ludwigsburg gab es die im Jahr 1758 von Herzog Karl Eugen gegründete Porzellanfabrik. Die Herzogin bemalte Porzellangegegenstände und ließ sie in der Fabrik brennen.⁸⁸ Am 30. März 1805 schrieb sie an ihren Vater: »Es wäre mir eine große Ehre gewesen, Eurer Majestät durch den Haushofmeister von Lady Kingston die fertiggestellten Samtstühle zu schicken, aber ich hatte Angst, dass sie durch ein unvorhersehbares Ereignis in andere Hände fallen könnten, und so erscheint es mir besser, sie Eurer Majestät bei einer sichereren Gelegenheit zu präsentieren. Weil dieser schöne Plan gescheitert ist, war ich so frei, Eurer Majestät eine Bouillonschüssel von Ludwigsburger Porzellan nach meinem Entwurf zu schicken. Der Koffer ist auch ein Stuttgarter Erzeugnis. Er wurde vom Kabinettsschreiner des Kurfürsten hergestellt und wird Eurer Majestät einen kleinen Eindruck von unseren sehr geschickten Handwerkern geben. Ich würde mich freuen, wenn Sie diese Schüssel annehmen und gelegentlich gebrauchen würden.«⁸⁹ Offenbar gefiel sie dem Vater, da ihm Charlotte Mathilde schrieb: »Es schmeichelt mir sehr, dass Euch die Schale von Ludwigsburger Porzellan, die ich mir erlaubte Euch zu senden, gefallen hat. Ich fühle mich dadurch ermutigt, einige Blumentöpfe nach meinen eigenen Entwürfen zu bestellen und hoffe, dass Eure Majestät sie in ihrem neuen Palast aufstellen werden.«⁹⁰

Herzog Friedrich II. wurde im April 1803 zum Kurfürsten erhoben. Während dieses Sommers kamen wichtige Bauarbeiten in den Ludwigsburger Schlossanlagen zum Abschluss. Man errichtete im Garten des Residenzschlosses die Emichsburg, eine künstliche Ruine. Im Seehaus bei Eglosheim gingen die Bauarbeiten am Schlösschen und am Seepark dem Ende entgegen. Überall beeinflusste Kurfürstin Charlotte Mathilde mit ihrem »gotischen« Geschmack die Gestaltung der Parkanlagen: »Das Wetter ist jetzt sehr gut, und ich kann es kaum erwarten, bis wir nach Ludwigsburg gehen, aber durch die Feste können wir erst am 18. April dorthin fahren. Ich hoffe, dass ich mich sehr viel mit meinem Garten beschäftigen kann. Der Herzog hat den Schlossgarten sehr vergrößert und findet jeden Tag neue Möglichkeiten, um ihn zu verbessern. Ein Württemberger, der in England war, hat Modelle verschiedener Maschinen mitgebracht,

die der Herzog nachbauen ließ und erfolgreich auf seinen Gütern eingeführt hat. [...] Wir haben hier einen ziemlich guten Architekten, aber er wird noch einiges lernen müssen, bevor er den guten gotischen Geschmack trifft. Mit meiner Hilfe hat er einige gute Zeichnungen von gotischen Möbeln gemacht, die ich sehr schön anfertigen ließ, und ich habe den Herzog fast davon überzeugt.«⁹¹ »Ich vergnüge mich weiterhin mit dem Besuch einiger gotischer Gebäude, die der Kurfürst kürzlich im hiesigen Park aufstellen ließ. Eine Kapelle, die auf einer Art Felsen gegenüber vom Seehaus errichtet wurde, würde Eurer Majestät gefallen, weil sie die beste Imitation ist, die ich gesehen habe, seit ich England verließ. In den Gärten wird auch ein einfacher Turm gebaut, der mir sehr gefällt, weil der Plan vom Kurfürsten selbst stammt. Dieses Jahr lasse ich nur mein Haus außen anstreichen und setze innerhalb und außerhalb das fort, was letzten Sommer gemacht wurde.«⁹² Neben der Emichsburg ist hier die gotische Kapelle im Monrepos-See erwähnt, die Herzog Friedrich II. aus dem Schlosspark Hohenheim auf die künstliche Insel versetzen ließ.⁹³

Offenbar war die Kurfürstin von den Künstlern in anderen Bereichen eher überzeugt als von den Architekten. Vor allem Bildhauer und Maler hatten es ihr angetan, weil sie im letzteren Bereich selber tätig war: »Ich wünschte, dass es möglich wäre, Eurer Majestät einige Muster unserer hiesigen Künstler zu senden. Wenige große Städte haben so viele geniale Männer in allen Bereichen, wie man sie hier antrifft. Hetsch⁹⁴, der Maler, hat sich große Verdienste erworben; er hat zwei große historische Bilder gemalt, die sein Können zeigen. Das eine zeigt Regulus, wie er seine Familie verlässt, und seinen Freund Ödipus, wie er seine Töchter von Theseus bekommt. Ich hätte mir gewünscht, dass der Kupferstecher Müller⁹⁵ sie gestochen hätte, damit Stuttgart unter Beweis hätte stellen können, dass es dort zwei große Künstler gibt. Aber Müller, der über schlechte Augen und über sein Alter klagte, ließ sich nicht dazu überreden. Der Kurfürst, dem sehr daran gelegen war, die Bilder bekanntzumachen, versuchte ihn mit sehr großzügigen Angeboten zur Ausführung des Werkes zu bewegen, aber er erreichte nicht mehr als ich. Unsere Bildhauer sind sehr gut. Beide wurden an der hiesigen Akademie ausgebildet. Diese Stadt hat Glück, dass es einen italienischen Bildhauer gibt, der fast die ganzen bronzenen Ornamente modelliert, und es ist schwierig, bessere Bronzevergoldungen zu finden.«⁹⁶

Wenn die Kurfürstin Besuch von Familienangehörigen oder Freunden aus Großbritannien bekam, gehörte ein Besuch des Schlosses Ludwigsburg zu den festen Programmpunkten. Über Weihnachten 1802 hielt sich der jüngere Bruder Adolphus (1774–1850) einige Tage lang in Stuttgart auf.⁹⁷ Obwohl während des Winters die Gärten nicht besonders ansehnlich waren, fuhr Charlotte Mathilde mit ihm hinaus nach Ludwigsburg. Sie freute sich sehr, dass es ihm dort trotzdem gefiel. Ein Jahr später war Helena of Kingston (1773–1847), Gemahlin von George King, 3rd Earl of Kingston, zu Gast. Ihr Ehemann war der Patensohn von König Georg III.⁹⁸, so dass das Ehepaar jederzeit am englischen Königshof Zutritt hatte: »Ich habe ihr alles in Ludwigsburg gezeigt, so dass sie Eurer Majestät von dem Ort erzählen kann, den ich so oft erwähnt habe und von dem ich glaube, dass er sogar denen gefallen würde, die Windsor und Kew gesehen haben, denn die Natur hat hier fast ebenso viel gestaltet wie die Kunst. Ich bin sehr angetan

davon und verbringe einen großen Teil des Tages im Schlosspark. Obwohl mein eigener Garten klein ist, habe ich sehr viel Freude daran, und jetzt gerade habe ich ihn um 3 acres [1,2 Hektar] erweitert, was ihn viel schöner machen wird.«⁹⁹

In einem Brief vom 5. Juli 1805 wird der Bau der Familiengalerie erwähnt: »Obwohl Ludwigsburg nicht so groß ist wie Windsor, ist es ein sehr schönes Schloss. Der Kurfürst richtet jedes Jahr einen oder zwei Räume ein, so dass es allmählich sehr schön werden wird. Zur Zeit wird eine lange Galerie mit künstlichem Marmor ausgestattet, in der alle Familienbilder aufgehängt werden sollten; man hat sie in letzter Zeit sehr gut ausgebessert.«¹⁰⁰

Wenig später bricht der Briefwechsel zwischen Kurfürstin Charlotte Mathilde und ihrer Familie in England ab. Kurfürst Friedrich ging gezwungenermaßen eine Allianz mit dem französischen Kaiser Napoleon ein und stellte Soldaten für dessen Feldzüge. Damit wurde er für den König von England zu einer feindlichen Partei, und das scheint die Korrespondenz zwischen Kurfürstin Charlotte Mathilde und ihrer Familie beendet zu haben. Erst viele Jahre später schrieb sie gelegentlich wieder Briefe an ihren Bruder, den Prinzregenten Georg. Der spätere König Georg IV. regierte stellvertretend für seinen in geistige Umnachtung gefallenen Vater König Georg III. In der Korrespondenz der beiden Geschwister geht es aber vor allem um politische Angelegenheiten und kaum mehr um persönliche Erlebnisse. Schloss Ludwigsburg wird nicht mehr erwähnt, da sich die Königin mit ihrem Bruder nicht mehr über Kunst, Architektur oder Gartengestaltung austauschte.

Im Dezember 1813 zog sie in einem Brief an Prinzregent Georg nachträglich eine Bilanz der ersten Jahre als Herzogin und als Kurfürstin. Dieses Schreiben klingt fast wie eine Entschuldigung für die Verbindung mit Napoleon: »Der Kongress, welcher sich um diese Zeit in Regensburg versammelte, dauerte fast zwei Jahre, bevor mit dem berühmten Reichsdeputationshauptschluss der Kirchenbesitz säkularisiert wurde und dem Herzog von Württemberg, dem Landgrafen von Hessen und dem Markgrafen von Baden gestattet wurde, den Rang eines Kurfürsten anzunehmen. Das war am 27. April 1803, und sie erzielten Landgewinne. Diese Situation blieb unverändert, bis 1805 Kaiser Napoleon den Rhein überquerte und seine Armee durch das Kurfürstentum Württemberg führte. Der Kurfürst, der bereits monatelang den Wiener Hof gewarnt hatte, dass er der überlegenen Macht nachgeben müsse, wenn man ihm von dort nicht genügend Soldaten senden würde, um seine Truppen zu verstärken und seine Besitzungen gegen die Angriffe der Franzosen zu verteidigen, konnte es nicht mit einer Armee von 100 000 Mann aufnehmen, zumal Marschall Ney auf Ludwigsburg und Stuttgart zumarschierte, beides offene Städte. In dieser Situation musste der Kurfürst eine Allianz mit dem Kaiser der Franzosen eingehen, der nach Ludwigsburg kam, bevor der Vertrag unterzeichnet wurde. Und ich muss ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem ich sage, dass er sich nicht nur sehr höflich benahm, sondern mir persönlich mit großer Aufmerksamkeit begegnete.«¹⁰¹

Hier bezieht sich die Königin auf ein Ereignis, das in Württemberg große Furore machte. Vom 2. bis zum 5. Oktober 1805 kam Napoleon nach Württemberg, um in Ludwigsburg mit Kurfürst Friedrich wegen des Bündnisses zu verhandeln.¹⁰²

Noch heute wird bei Schlossführungen auf das Vier-Augen-Gespräch der beiden ungleichen Männer am Vormittag des 3. Oktober eingegangen. Der schlanke Kaiser Napoleon stand dem großen, beleibten württembergischen Kurfürsten gegenüber. Auf der Abbildung, die als Stich weit verbreitet wurde, stellte der Maler dann auch den Kaiser größer dar, als er tatsächlich war. Man geht allerdings heute davon aus, dass seine Körpergröße 1,68 Meter betrug und nicht, wie man



Charlotte Mathilde als ältere Witwe.

lange glaubte, nur 1,52 Meter; diese Angabe beruht wohl auf einem Umrechnungsfehler. Trotzdem dürfte ihn Kurfürst Friedrich um etwa 30 bis 40 Zentimeter überragt haben, so dass er auch angesichts seiner Leibesfülle fast schon bedrohlich wirken konnte.

Politisch war der Kurfürst eines kleinen Landes dem mächtigen Kaiser jedoch völlig unterlegen. So blieb ihm nichts anderes übrig, als das Bündnis mit Frankreich einzugehen. Die täglichen, ausführlichen Berichte über den Besuch des Kaisers sind in den Hofdiarien und in Zeitungen überliefert und werden im Anhang wiedergegeben. Daraus geht hervor, dass Kurfürst Friedrich während

dieser Tage kaum zu den Hoftafeln erschien, sondern fast immer »en reterade«, also allein oder mit wenigen Vertrauten in einem Zimmer speiste. Die repräsentative Rolle an der Hoftafel überließ er seiner Gemahlin, vermutlich auch deshalb, weil Kaiser Napoleon ihr als Tochter des englischen Königs Respekt entgegenbrachte.

Kurfürst Friedrich persönlich profitierte allerdings erheblich vom französisch-württembergischen Bündnis. Zum 1. Januar 1806 nahm er die Königswürde an. Damit verbunden war eine bedeutende Vergrößerung seines Landes, das nun vom Taubergrund bis zum Bodensee reichte. Seine Gemahlin Charlotte Mathilde war jetzt Königin von Württemberg. Ihre Verbindungen zu ihrer Familie und ihrem Heimatland wurden unterbrochen, aber sie rissen nie ganz ab. Nach dem Tod des Königs Friedrich im Oktober 1816 wies ihr der Stiefsohn und Nachfolger König Wilhelm I. ein Appartement im Schloss Ludwigsburg und das Schloss Monrepos als Witwensitz zu.

Im Alter reiste die verwitwete Königin noch einmal nach England. Den größten Einfluss auf Württemberg entfaltete England mit seiner Regentenfamilie, seiner Landwirtschaft, seiner Gartenkultur und seiner Kunst jedoch im frühen 19. Jahrhundert. Dafür sind die Briefe der Herzogin und Kurfürstin Charlotte Mathilde eindrucksvolle Belege.

*Besuch des Kaisers Napoleon in Württemberg vom 2. bis 5. Oktober 1805*¹⁰³

Hofdiarium Ludwigsburg: Montag, 30. September 1805

»Um 10 Uhr vormittags kam auf dem Weg von Heilbronn her eine starke Collonne Kaiserlich Französische Kriegs-Truppen an dem Heilbronner Thor an und verlangten, in die Stadt eingelassen zu werden. Serenissimus Elector¹⁰⁴, so von dessen Annäherung schon vorläufig benachrichtiget, ließen sämtliche Thore der Stadt sperren und das hier garnisonierende Militair aus und an die Thore rücken. Gleich darauf begaben sich Herr Staats- und Conferenz-Minister Graf von Winzigeroda Exc. mit den Kaiserlich Französischen Herren Gesandten v. Didelot¹⁰⁵, so sich eben hier befunden, vor das Heilbronner Thor zu dem commandierenden Herrn General der französischen Truppen. Nach dieser Unterredung die Truppen wieder aufbrachen und ohne in die Stadt zu kommen ihren Marsch über den Neckar bey Neckarweihingen fortsetzten.

Nachmittags 3 Uhr kam der Kaiserlich Französische General und Generaladjutant Mouton¹⁰⁶, von dem Kaiser Napoleon mit einem Schreiben an Serenissimus Elector abgeschickt, und bey dessen Ankunft sogleich eine Privat-Audienz bey Serenissimus erhielt, und worauf sich sogleich die Nachricht verbreitete, das Seine Majestät der Kaiser Napoleon nahern kommen würde. Auf diese erhaltene Nachricht auch darauf Herrn Staatsminister Normann von Ehrenfels¹⁰⁷ an Seine Majestät den Kaiser Napoleon abgeschickt wurde.

Abends war Spiel bey Hof. Nachts war die Tafel im Marmor-Sall zu 54 Couverts mit Zuziehung des französischen Gesandten v. Didelot und dem französischen General Mouton. Serenissimus Elector aber speisten en reterade.

Wegen denen so plötzlich sich ereignenden Kriegsunruhen wurden die noch ferner zu begehenden Feierlichkeiten¹⁰⁸ [...] gänzlich abgesagt.«

Hofdiarium Ludwigsburg: Dienstag, 1. Oktober 1805

»Heute marschirten wiederum einige 1000 Mann französische Cavallerie, so von Heilbronn komen, vor hiesige Stadt, nach dem Neckar zu, vorbey. Die Churfürstliche Tafel mit Zuziehung des Kaiserlich Französischen Gesandten v. Didelot und General Mouton, mittags 58 und nachts 52 Couverts. Serenissimus Elector aber bede Mal in Höchst Dero Zimmer.

Nachmittags gegen 5 Uhr kamen der Kaiserlich Französische General-Feldmarschall Lannes¹⁰⁹ in Begleitung mehrerer Generals und Adjutanten hier an. Derselbe ritten grade in Schloß, wo sie am großen Portall abstiegen, und sodann durch den Herrn Obrist v. Varnbühler zu Serenissimus Elector Apartement geführt wurden, und eine Unterredung mit Höchstdieselben hatten. Nach demselben wurde sodann der Herr Feldmarschall in das für ihn bestimmte Logis in den Grafen-Bau geführt, wo sie dann mit denen sämtlichen Generals an einer Tafel zu 24 Couverts zu Mittag speißten. Eodem kamen heute französische Grenadier in dem Schloß an, um die Posten für die Zimmer des Kaisers zu geben.

Nachts um 8 Uhr wurden Seine Excellenz Herr Obrist-Kammerherr Graf Jenison¹¹⁰ und Herr Ober-Stallmeister v. Görlitz¹¹¹ Seiner Majestät dem Kaiser der Franzosen – so morgen hier erwartet werden – bis Heilbronn entgegen geschickt, um Allerhöchstdieselben im Nahmen Seiner Churfürstlichen Durchlaucht zu bekomplimentiren.«

Hofdiarium Ludwigsburg: Mittwoch, 2. Oktober 1805

»Vormittags kamen schon einige Hof-Persohnen des Kaisers hier an, als zum Exempel Kammerdiener, Maîtres d’Hôtel, Köche, Conditor, ersterer das Logis für den Kaiser zurecht zu machen, und letztere, für Höchstdenselben kochen zu können. Heute zu der Ankunft Ihre Majestät des Kaisers der Franzosen, und während Höchstdero hier sind, erschienen die Herren Cavalirs in der gestickten rothe Hof-Uniform, die Dames im Caftan und die Livree-Dienerschaft musste die Galla-Livrée anlegen. Mittags wurde bey der Frau Churfürstin K.H. en famille gespeist, der übrige Hof aber in der Familien-Gallerie.

Nacht nach 10 Uhr kamen Seine Majestät der Kaiser der Franzosen in Begleitung des Herrn Herzog Paul D.¹¹², so Ihre Majestät entgegengeritten waren, unter dem Donner der Kanonen und Lätung aller Glocken der Stadt hier an. Höchstdieselben stiegen im Garten am Marmor-Sall aus, wo Höchst Sie von Seiner Churfürstlichen Durchlaucht, den Prinzen von Haus und dem ganzen Hof empfangen und von Seiner Churfürstlichen Durchlaucht in dem Marmor-Sall, wo die Frau Churfürstin K.H. mit den Herzoginnen, Prinzessen und von den Staats- und Hof-Damen umgeben waren, geführt, und der Frau Churfürstin und der Frau Herzogin von Sachsen-Hildburghausen, der Frau Herzogin Eugen wie auch den Prinzessinnen presentirt wurden. Nach diesem verfügten sich Ihre Majestät in Dero Apartement, und zwar in die Zimmer Seiner Churfürstlichen Durchlaucht, so für Ihre Majestät bereitet waren. Ihre Majestät der Kaiser der Franzosen erhielten zur Aufwartung: zwey Kammerherren (Herr v. Röder, Herr v. Wechmar); zwey Leib-Jagdpagen (v. Virchier, v. Späth); zwey Kammerdiener (Rechevoir, Pich), zwey Kammer-Laquayen; zwey Läufer und vier Bediente.

Die in dem Gefolge Ihrer Majestät des Kaisers von Frankreich befindliche Generals und Officiers des General-Staabs erhielt alle Wohnung in dem Schloß, und unter denen großen Gefolge, so man namentlich in Erfahrung hat bringen können, war der Kriegsminister Berthier¹¹³, Feld-Marschall Mortier¹¹⁴, General-Gardon Oberstallmeister Gullencourt [Caulaincourt]¹¹⁵. Ihrer Majestät speisten en reterade.

In der Familien-Gallerie war eine Tafel zu 100 Couvert, wo die Frau Churfürstin K.H. mit den übrigen Fürstlichen hohen Persohnen, dem ganzen Hof, und die französische Generale speisten. Serenissimus Electus aber speisten auf Höchst Dero Apartement.«

Hofdiarium Ludwigsburg: Donnerstag, 3. Oktober 1805

»War wieder Galla bey Hof. Vormittags nach 10 Uhr begaben sich Serenissimus Elector zu Ihrer Majestät dem Kaiser, wo Höchstdieselben sich über eine Stunde lang verweilten. Um 12 Uhr dejeuneren der Kaiser in Dero Cabinet. Um 1 Uhr war mittags die Churfürstliche Tafel in der Familien-Gallerie zu 50 Couverts, wo Serenissima Electrix mit dem Hof speisten, Seine Churfürstliche Durchlaucht aber auf dem Zimmer.

Abends 7 Uhr war Schauspiel in dem Churfürstlichen Schloß-Theater, welchem Ihrer Majestät der Kaiser mit anwohnten. Nach einem Aufenthalt von 1 Stunde verfügten sich Ihre Majestät mit Ihrer Durchlauchten dem Churfürst, der Churfürstin und den gesamten Fürstlichen Persohnen aus dasselbe in der Familien-Gallerie zur Tafel, wo der Kaiser mit den Durchlauchtigsten Herrschaften unter dem Dais [Baldachin] an einer Tafel zu 13 Couvert speisten, und wo die Höchsten Herrschaften bloß von der Aufwartung servirt wurden. Während der Tafel blieb der Hof an der Tafel stehen, und nach Endigung derer speiste derselbe in der Bilder-Gallerie.«

Hofdiarium Stuttgart: Freitag, 4. Oktober 1805

»Nachmittags vor 4 Uhr kamen Serenissimus Elector mit Herzog Eugen und Herzog Wilhelm D. im Neuen Schloss unter dem Portall an, und eine ½ Stunde später Seine Majestät der Kaißer Napoleon mit Herzog Paul D. und mehreren französischen Herren Generalen unter dem Geläute der Glocke und Abfeuerung mehrerer Canonen unter dem Portal hier an, wo sämtliche Militair en espaliers [im Spalier] gestellt waren. Die hießige Cavaliers von Hof versamleten sich bei der Ankunft unter dem Portall, rechts in den Zimmern.

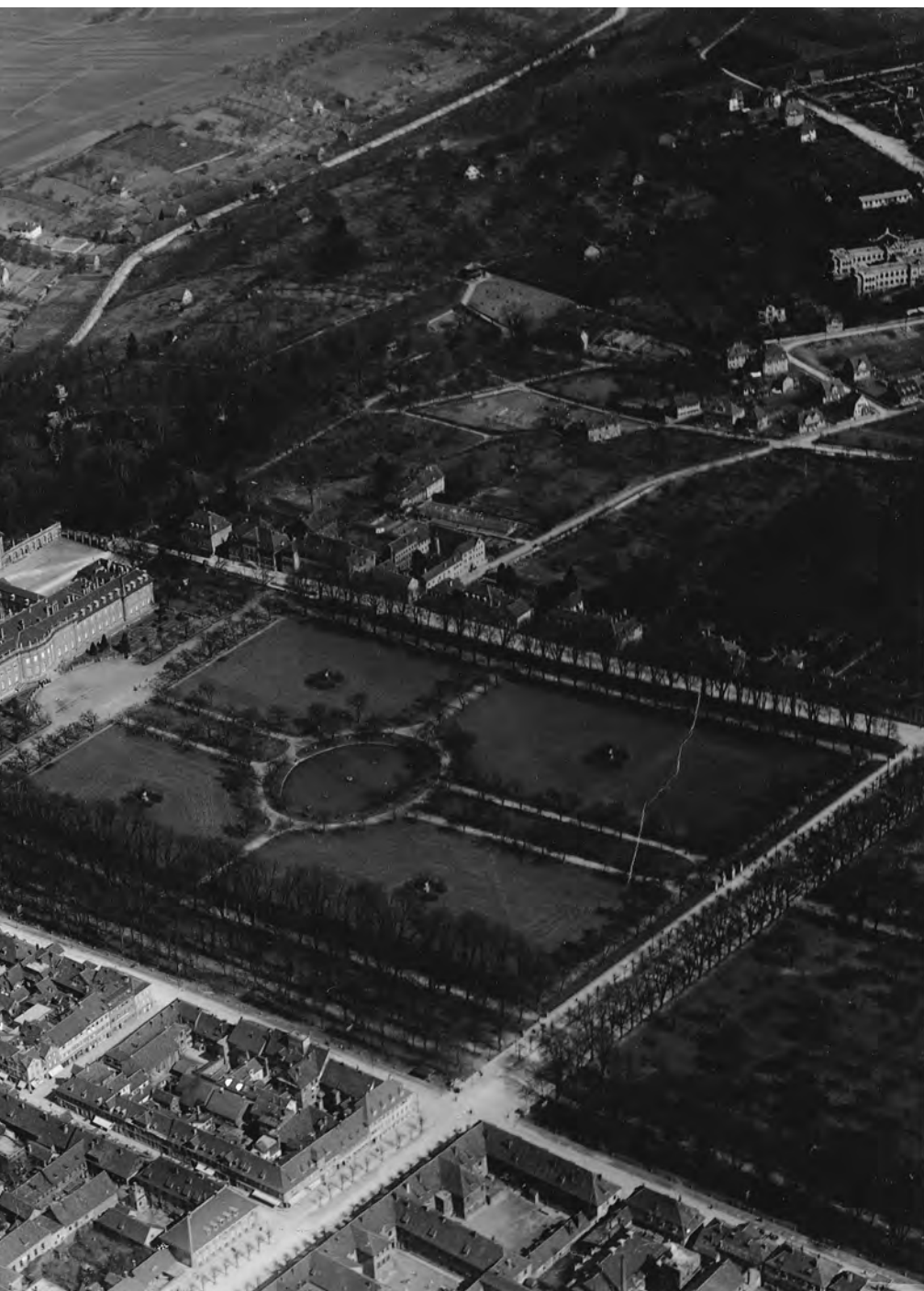
Dann begaben sich sämtliche Höchste Herrschaften die Zimmer des Neuen Schlosses zu sehen, und nach 5 Uhr durchfuhren die Höchste Herrschaften einige Theile der Stadt, von wo Seine Majestät der Kaißer wieder nach Ludwigsburg retournierten, Serenissimus aber erst gegen 7 Uhr dahin abzugehen gnädigst geruheten.«

Hofdiarium Ludwigsburg: Freitag, 4. Oktober 1805

»Abermals Galla bey Hof. Ihrer Majestät der Kaiser dejeuneren wie gewöhnlich in Höchstdero Cabinet. Nach eingenommenem Frühstück erhoben sich Ihre Majestät in Begleitung Herrn Herzog Paul D. über Canstadt nach Stuttgart, wo Höchstsie unter dem Donner der Canonen und Lätung der Glocken empfangen



Blick über die Innenstadt und die Schlossanlage, Luftaufnahme von 1924.



wurden, und in dem Neuen Schloß unter dem Großen Portal, wo sich der ganze Hof zum Empfang versamlet hatte, abstiegen. Seine Churfürstliche Durchlaucht hatten sich ½ Stunde früher mit Höchstdero Herren Brüder Herr Herzog Eugen und Herr Herzog Wilhelm D.D. dahin begeben. Nach einem kurzen Aufenthalt im Schloß zu Stuttgart fuhren sodan der Kaiser in Begleitung Herrn Herzogs Paul in der Stadt herum, und kehrten sodan anhero zurück. Um 8 Uhr nachts speisten der Kaiser wie gewöhnlich in dero Cabinet.

Die Churfürstliche Tafel mittags 50 und nachts 60 Couverts in der Familien-Gallerie, Serenissimus Elector aber jedes Mal in Höchstdero Zimmer.«

Hofdiarium Ludwigsburg: Samstag, 5. Oktober 1805

»Heute Vormittag reisten der Herr Herzog Eugen von Württemberg D. in Begleitung des Herrn Rittmeister von Wolzogen von hier zu Seiner Majestät dem König von Preußen nach Berlin ab; zuvor beurlaubten sich Höchstdieselben bey Seiner Majestät dem Kaiser Napoleon.

Nach 10 Uhr erhoben sich der Kaiser in Begleitung Herr Herzog Paul D. von hier auf den Asperg, nahmen denselben und die Gegend in Höchsten Augenschein und kehrten sodan von da wieder retour. Bey Höchstdero Rückkunft beurlaubten sich Seine Majestät der Kaiser Napoleon bey Seinen Durchlauchten den Churfürst und der Frau Churfürstin und den sämtlichen Fürstlichen Personen und reisten unter dem Donner der Canonen und Lätung der Glocken von hier nach Ellwangen ab. Sowie der Kaiser sich von hier begeben hatte, hörte die Galla auf, und die Trauer¹¹⁶ wurde wieder angelegt.«

Churfürstlich privilegierte Stuttgarter Zeitung: Stuttgart, den 3. Oktober 1805¹¹⁷

»Se. Majestät der Kaiser kam gestern Abends 10 Uhr in Ludwigsburg an. Sobald Se. Churfürstliche Durchlaucht von Württemberg von dem Uebergang über den Rhein Nachricht erhalten hatten, so baten Sie Se. Majestät durch ein Einladungsschreiben, Ihr Hauptquartier in der Churfürstlichen Residenz zu nehmen. Es wurden auf die Straße Relais für den Kaiser gelegt. Der Churfürstl[iche] Obristkammerherr und Oberstallmeister reisten Ihm entgegen. Zwei Stunden vor der Stadt wurden Se. Majestät durch den Prinzen Paul, zweiten Sohn des Churfürsten, empfangen. Zur Beleuchtung der Straße waren in kurzen Zwischenräumen Feuer angezündet.

Bei der Ankunft zu Ludwigsburg wurden Se. Majestät mit 100 Kanonenschüssen begrüßt. Der Churfürst hatte sich an den Eingang des Schlosses zum Empfange des Kaisers begeben, welcher mitten durch die Churfürstl[ichen] Truppen, die en haie [im Spalier] mit fliegenden Fahnen aufgestellt waren, unter dem lauten Schall militairischer Musik dahin geführt wurde.

Während der drei Tage, welche Se. Majestät zu Ludwigsburg zubrachten, erhielten Sie von dem Churfürsten unausgesetzt Beweise von Achtung, Zuneigung und Ergebenheit. Ihre Churfürstlichen Durchlauchten wussten in die Ehren-Bezeugungen, welche Sie dem Kaiser erwiesen, eben so viele Sorgfalt und Aufmerksamkeit als Würde zu legen. Es war großer Cirkel und Schauspiel bei Hof. Den 5. Okt verließen Se. Majestät die Churfürstl. Residenz wieder und begaben sich mit der Post nach Ellwangen, der Hauptstadt des Fürstenthums dieses Namens, an den Grenzen des Churfürstenthums.«

*Churfürstlich privilegierte Stuttgarter Zeitung: Stuttgart, den 6. Oktober*¹¹⁸

»Se. Majestät der Kaiser der Franzosen und König von Italien, die vorgestern Abends 4 Uhr über die Höhe von Fehlbach her, welche Sie in Augenschein genommen, nach Stuttgart gekommen waren, sind um 5 Uhr nach Ludwigsburg zurückgekehrt. Gestern Vormittags besah der Kaiser in Begleitung des Herzogs Paul einen Theil der Gegend von Ludwigsburg, und Nachmittags halb 2 Uhr reiste er von Ludwigsburg ab, um sich über Kannstadt, Waiblingen und Schorndorf nach Gmünd zu begeben. Sämtliche Französische Armee-Korps hatten Befehl erhalten, in Eilmärschen vorzurücken, und den gestern noch aus dem Marsche nach Plochingen und Göppingen begriffenen Truppen gieng die Ordre zu, sich links herüber zu wenden, auf die Schorndorfer Straße. Durch Kannstadt sind vorgestern sehr viele Französische Truppen, Infanterie, Kavallerie, besonders auch viele Artillerie, gezogen, Schorndorf zu. Der Zug dauerte vom Morgen bis zum Abend. Auch gestern früh passirten durch Kannstadt wieder mehrere Tausend Mann Französischer Truppen, Kavallerie sowohl als Infanterie, unter denen sich ein ansehnlicher Theil Kaiserlicher Garde, besonders auch von dem Korps der ausnehmend schönen Grenadiere zu Pferd, und etliche und 30 Mann von dem zur Garde gehörigen Mameluken-Korps befanden.«

Anmerkungen

AHW = Archiv des Hauses Württemberg, Altshausen.

LCG = Arthur Aspinall: *The Later Correspondence of George III.*, Volume 1 (1783–1793), Cambridge 1966; Volume 2 (1793–1797), Cambridge 1968; Volume 3 (1798–1801), Cambridge 1967; Volume 4 (1802–1807), Cambridge 1968.

1 Otto Schanzenbach: *Königin Mathilde von Württemberg und die Ludwigsburger*, Ludwigsburg 1897; Hansmartin Decker-Hauff: *Frauen im Hause Württemberg*, Leinfelden-Echterdingen 1997, S. 199–208; Sabine Thomsen: *Die württembergischen Königinnen. Charlotte Mathilde, Katharina, Pauline, Olga, Charlotte – ihr Leben und Wirken*, Tübingen 2006, S. 9–65.

2 Paul Sauer: *Der schwäbische Zar. Friedrich – Württembergs erster König*, Stuttgart 1984.

3 Zu den Stickereien vgl. Marieluise Kliegel: »Die Königin auf der Nadel«. Englische Stickerei auf französischen Stilmöbeln in Deutschland. Landes- und lebensumspannende Textilien der Charlotte Mathilde Auguste (1766–1828), Königin von Württemberg, in: *Lernhilfen für den Textilunterricht* Nr. 2.188, 1/1999 und Nr. 3.99, 1/1999; Marieluise Kliegel: »Hummelflug im Tulpenbeet. Schloss(t)raum und Klassenraum«. *Königliche Gestaltungsprinzipien des Empire von Ludwigsburger Schülerinnen und Schülern neu interpretiert*, in: *Lernhilfen für den Textilunterricht* Nr. 2.189, 1/1999; Kathrin Venjakob: *Die Blumen der »königlichen Künstlerin«*. Charlotte Auguste Mathilde von Württemberg (1766–1828). Ein Porträt, in: *Schlösser Baden-Württemberg* 4/2003, S. 22–25.

4 LCG.

5 Alle Übersetzungen der im Original englischsprachigen Briefe stammen vom Verfasser.

6 Flora Fraser: *Princesses. The six daughters of George III.*, New York 2005.

7 Vernon Delves Broughton (Ed.): *Court and Private Life in the Time of Queen Charlotte. Being the Journals of Mrs. Papendiek, Assistant Keeper of the Wardrobe and Reader to Her Majesty*, 2 Bde., London 1887.

8 Zur Bedeutung der königlichen Gärten für die englische Politik vgl. Richard Harry Drayton: *Nature's Government. Science, Imperial Britain, and the »Improvement« of the World*, New Haven/Connecticut und London 2000, bes. S. 78–81.

- 9 Decker-Hauff (wie Anm. 1) S. 208.
- 10 Ruth Grönwoldt: Stickereien von der Vorzeit bis zur Gegenwart aus dem Besitz des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart und der Schlösser Ludwigsburg, Solitude und Monrepos, München 1993, S. 172–174.
- 11 Eberhard Fritz: Herzog Ludwig Eugen von Württemberg (1731–1795). Nachgeborener Sohn und württembergischer Regent in einer Übergangszeit, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 66 (2012) S. 65–94.
- 12 Robert Uhland: Herzog Friedrich Eugen (1795–1797), in: 900 Jahre Haus Württemberg. Leben und Leistung für Land und Volk, Stuttgart 1984, S. 267–279.
- 13 Sauer (wie Anm. 2) S. 139–143.
- 14 Ebd. S. 143–151.
- 15 Vgl. hierzu den Aufsatz von Daniel Schulz in diesem Band der Ludwigsburger Geschichtsblätter.
- 16 AHW: Hofdiarium (unverzeichnet), Beilage »Beschreibung der Anordnungen für die Heimführungsfeierlichkeiten«. – Die im Originaltext benutzten gängigen Abkürzungen wurden ohne weitere Kennzeichnung aufgelöst.
- 17 LCG 2, S. 595 f. Nr. 1578 (Stuttgart, 28.6.1797).
- 18 Eberhard Fritz: Education and the Rituals of Monarchy in the Kingdom of Württemberg. Crown Prince Friedrich Wilhelm, Crown Prince Karl, and Prince Wilhelm in comparison, in: Heidi Mehrkens/Frank Lorenz Mueller (Hrsg.): Sons and Heirs. Succession and Political Culture in Nineteenth-Century Europe, London 2015, S. 75–91.
- 19 LCG 3, S. 603 Nr. 2516 (Ludwigsburg, 1.9.1801).
- 20 Sophia Farm war ein Herrnsitz in der Nähe des Schlosses Windsor, auf dem der vom Hof verbannte Bruder König Georgs III., Prinz William Henry, Herzog von Gloucester (1743–1805), mit seiner unebenbürtigen Gemahlin Maria Walpole, Herzogin von Gloucester (1737–1807), lebte. Der Herrnsitz wurde nach der Tochter des Paares benannt.
- 21 LCG 2, S. 601 f. Nr. 1587 (Scharnhausen, 23.7.1797).
- 22 LCG 2, S. 597 Nr. 1582 (Stuttgart, 7.7.1797).
- 23 LCG 2, S. 625 f. Nr. 1625 (Stuttgart, 28.9.1797).
- 24 LCG 2, S. 646 Nr. 1659 (Stuttgart, 23./24.12.1797).
- 25 LCG 3, S. 7 Nr. 1668 (Stuttgart, 10.1.1798).
- 26 Ebd.
- 27 Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Bd. 1, Ludwigsburg 2000, S. 312.
- 28 LCG 3, S. 35 Nr. 1706 (Stuttgart, 5.4.1798).
- 29 LCG 3, S. 57–59 Nr. 1728 (Stuttgart, 4.5. und 8.5.1798).
- 30 LCG 3, S. 66 Nr. 1743 (Ludwigsburg, 23.5.1798): »Jeden Tag geht es mir besser, aber ich muss abends länger auf der Couch liegen. Wann immer das Wetter es zulässt, werde ich in den Garten gebracht.«
- 31 AHW: Hofdiarium 11.6.1798.
- 32 LCG 3, S. 64 Nr. 1738 (Stuttgart, 19.5.1798); vgl. auch Otto Schanzenbach: Ludwigsburg unter König Friedrich, Ludwigsburg 1892, S. 11.
- 33 LCG 3, S. 69 f. Nr. 1747 (Ludwigsburg, 2.6.1798).
- 34 AHW: Hofdiarium 28.6.1798.
- 35 AHW: Hofdiarium 29.6.1798.
- 36 AHW: Hofdiarium 17.5.1798: »Nachmittags fuhren Serenissimus in die Gegend von dem Seehauß spazieren.«
- 37 Birgit Hlawatsch: Monrepos. 400 Jahre württembergische Geschichte, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 45 (1991) S. 39–69.
- 38 LCG 3, S. 110 f. Nr. 1809 (Ludwigsburg, 28.8.1798).
- 39 Herzogin Albertine (1771–1829), erste Gemahlin von Herzog Ferdinand von Württemberg (1763–1834), Bruder von Herzog Friedrich II.
- 40 LCG 3, S. 81 Nr. 1763 (Ludwigsburg, 6.7.1798).
- 41 LCG 3, S. 129 Nr. 1835 (Ludwigsburg, 21.9.1798).
- 42 LCG 3, S. 148 Nr. 1860 (Stuttgart, 20.10.1798).
- 43 LCG 3, S. 194 Nr. 1928 (Ludwigsburg, 1.3.1799).
- 44 LCG 3, S. 209 Nr. 1951 (Ludwigsburg, 26.4.1799).

- 45 Herzogin Albertine war die Tochter des Fürsten Christian Günther III. von Schwarzburg-Sondershausen (1736–1794).
- 46 LCG 3, S. 220 Nr. 1970 (Ludwigsburg, 10.6.1799).
- 47 LCG 3, S. 209 Nr. 1951 (Ludwigsburg, 26.4.1799).
- 48 Ebd.
- 49 LCG 3, S. 328 Nr. 2121 (Ludwigsburg, 30.3.1800).
- 50 LCG 3, S. 331 Nr. 2127 (Ludwigsburg, 6.4.1800).
- 51 LCG 3, S. 270 f. Nr. 2041 (Ludwigsburg, 24.9.1799); vgl. dazu auch Christian Belschner: Ludwigsburg im Wandel der Zeiten, Ludwigsburg 1936, S. 254–259.
- 52 LCG 3, S. 346 Nr. 2147 (Dinkelsbühl, 12.5.1800): »Ich verließ Ludwigsburg gestern Nachmittag um 15 Uhr; der Herzog will bleiben, solange es ihm ohne große Gefährdung möglich ist.«
- 53 LCG 3, S. 540 Nr. 2419 (Ludwigsburg, 17.5.1801).
- 54 AHW: Hofdiarium 16.5.1801.
- 55 AHW: Hofdiarium 25.5.1801.
- 56 Arthur Aspinall: The Letters of King George IV., Volume 1, Cambridge 1938, S. 353 Nr. 364 (Königin Charlotte Mathilde von Württemberg an Prinzregent Georg, Stuttgart, 13.12.1813).
- 57 Eberhard Fritz: Vom »Seehaus« zu »Monrepos«. Studien zur Funktion des Seeschlosses am Anfang des 19. Jahrhunderts, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 49 (1995) S. 67–92.
- 58 Eberhard Fritz: »Auf die Vestung Hohen-Asperg condemnirt«. Leben und Alltag der Gefangenen in der Regierungszeit Friedrichs von Württemberg (1797–1816), in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 67 (2013) S. 67–92, hier S. 83 f.
- 59 LCG 3, S. 584 Nr. 2488 (Ludwigsburg, 26.7.1801).
- 60 Joseph Banks (1743–1820) war ein englischer Naturforscher und Botaniker, der James Cook auf zahlreichen Reisen begleitet hatte. Seit 1773 war er inoffizieller Direktor der Königlichen Gärten von Kew.
- 61 LCG 3, S. 552 f. Nr. 2442 (Ludwigsburg, 9.6.1801).
- 62 LCG 3, S. 591 f. Nr. 2501 (Ludwigsburg, 8.8.1801).
- 63 Ebd.
- 64 LCG 3, S. 606 Nr. 2521 (Ludwigsburg, 8.9.1801).
- 65 LCG 4, S. 195 Nr. 2887 (Ludwigsburg, 17.6.1804).
- 66 LCG 4, S. 336 Nr. 3106 (Ludwigsburg, 14.6.1804).
- 67 Manfred Reinhardt: Schwäbische Alb, Segovia und zurück. Ein abenteuerlicher Schafimport im Jahre 1786, in: Schwäbische Heimat 59 (2008) S. 175–183.
- 68 Vgl. Joseph Freiherr von Hormayr: Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunde, Bd. 4, Wien 1813, S. 589.
- 69 LCG 3, S. 610 Nr. 2528 (Ludwigsburg, 20.9.1801).
- 70 Gilbert Elliot-Murray-Kynynmound, 1st Earl of Minto (1751–1814), 1797 bis 1813 als Lord Minto bekannt, war von 1799 bis 1801 englischer Botschafter in Wien.
- 71 LCG 3, S. 630 f. Nr. 2563 (Stuttgart, 8.11.1801).
- 72 LCG 4, S. 22 Nr. 2610 (Ludwigsburg, 4.4.1802).
- 73 Hans Eugen: Monrepos. Baugeschichte eines Lustschlosses, Stuttgart 1933, S. 34.
- 74 Ausführliche Beschreibung der Festlichkeiten bei Fritz (wie Anm. 57) S. 73.
- 75 August Wilhelm Iffland (1759–1814), Schauspieler, Intendant und Theaterautor.
- 76 LCG 4, S. 34 Nr. 2634 (4.6.1802).
- 77 Rolf Bidlingmaier: Klassizismus und Empire in Schloss Ludwigsburg. Der Umbau der Sommerresidenz unter König Friedrich I. von Württemberg und Königin Charlotte Mathilde, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 62 (2008) S. 67–110; Catharina Raible: Rangerhöhung und Ausstattung. Das Staats- und Privatappartement König Friedrichs von Württemberg in Schloss Ludwigsburg, Stuttgart 2015, S. 376–383.
- 78 Eberhard Fritz: Tiergarten Monrepos – Domäne Seegut. Jagd und Viehzucht unter den Königen Friedrich und Wilhelm I. von Württemberg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 64 (2010) S. 81–112, bes. S. 82–84.
- 79 Burgähnliches Schloss an der englischen Südküste, westlich von Bournemouth.
- 80 LCG 4, S. 61 f. Nr. 2677 (Stuttgart, 22.11.1802).
- 81 Paul Faerber: Nikolaus Friedrich von Thouret. Ein Baumeister des Klassizismus, Stuttgart 1949.

- 82 LCG 4, S. 29 f. Nr. 2626 (Ludwigsburg, 19.5.1802).
- 83 https://en.wikipedia.org/wiki/Frogmore_House (abgerufen am 19.4. 2017).
- 84 Vgl. Wolfgang Wiese: Königliche Möbelkunst um 1800. Die Möbeldekorationen der Charlotte Mathilde von Württemberg, in: Kunst und Antiquitäten 1988, S. 74–79.
- 85 LCG 4, S. 22 Nr. 2610 (Ludwigsburg, 4.4.1802).
- 86 LCG 4, S. 86 f. Nr. 2722 (Ludwigsburg, 29.3.1803).
- 87 LCG 4, S. 116 f. Nr. 2776 (Ludwigsburg, 2.8.1803).
- 88 Hans-Dieter Flach: Charlotte Mathilde (1766–1828), Kronprinzessin von Großbritannien und Königin von Württemberg. Hausmalerin auf Ludwigsburger Porzellan, in: Keramos 205 (Juli 2009) S. 37–60; Sandy Alami: »Von wahrhaft künstlerischer Ausführung«. Porzellanplattenmalerei aus Thüringen seit dem 19. Jahrhundert, Münster/New York 2014, S. 53 f.
- 89 LCG 4, S. 306 f. Nr. 3059 (Stuttgart, 30.3.1805).
- 90 LCG 4, S. 341 Nr. 3118 (Ludwigsburg, 5.7.1805).
- 91 LCG 4, S. 86 f. Nr. 2722 (Ludwigsburg, 29.3.1803).
- 92 LCG 4, S. 166 f. Nr. 2776 (Ludwigsburg, 2.8.1803).
- 93 Eugen (wie Anm. 73) S. 33.
- 94 Philipp Friedrich Hetsch (1758–1838).
- 95 Johann Gotthard Müller (1747–1830).
- 96 LCG 4, S. 306 Nr. 3059 (Stuttgart, 30.3.1805).
- 97 LCG 4, S. 66 Nr. 2686, S. 68 Nr. 2690 (Stuttgart, 24.12.1802 und 1.1.1803): »Wir haben ihm Ludwigsburg gezeigt, und es gefällt ihm, obwohl die Jahreszeit für ein so schönes, bewaldetes Gelände ungünstig ist.«
- 98 Anthony Lawrence King-Harman: The Kings of King House, Bedford 1996, S. 30.
- 99 LCG 4, S. 195 Nr. 2887 (Ludwigsburg, 17.6.1804).
- 100 LCG 4, S. 341 Nr. 3118 (Ludwigsburg, 5.7.1805). – Die bereits vorhandenen Gemälde der württembergischen Regenten und ihrer Gemahlinnen waren oben abgerundet. Um sie in die rechteckigen Rahmen der neuen Galerie einzupassen, musste man sie am oberen Ende ergänzen Zum Umbau der Ahnengalerie vgl. Bidlingmaier (wie Anm. 77) S. 70 f.
- 101 Wie Anm. 56.
- 102 Belschner (wie Anm. 51) S. 261–271.
- 103 AHW: Hofdiarien (unverzeichnet).
- 104 Anrede für Kurfürst Friedrich.
- 105 François Charles Luc de Didelot (1769–1850), seit 1802 »Ministre plénipotentiaire« in Stuttgart.
- 106 Georges Mouton, comte de Lobau (1770–1838) war Adjutant von Kaiser Napoleon.
- 107 Philipp Christian Friedrich Freiherr von Normann (seit 1. Januar 1806 Graf von Normann-Ehrenfels), seit 1802 Staatsminister.
- 108 Es handelte sich um die Hochzeitsfeierlichkeiten für Prinz Paul von Württemberg und Prinzessin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen.
- 109 Jean Lannes (1769–1809), Herzog von Montebello.
- 110 Franz Oliver Graf Jenison zu Walworth (1787–1867).
- 111 Ernst Eugen Freiherr von Görlitz (1768–1832).
- 112 D. = Durchlaucht.
- 113 Louis-Alexandre Berthier (1753–1815), Fürst von Neuchâtel und Wagram.
- 114 Edouard Mortier (1768–1835), Herzog von Trévise.
- 115 Armand Augustin Louis de Caulaincourt (1773–1827), General und Botschafter.
- 116 Die sechswöchige Hoftrauer seit dem 11. September 1805 für Herzog William Henry von Gloucester und Edinburgh (1743–1805), Bruder des Königs Georg III. von England und Onkel der Kurfürstin, war während des Kaiserbesuchs unterbrochen worden.
- 117 Zeitungsausgabe vom 26. Oktober 1805.
- 118 Titel der Zeitung fehlt.

»Weilen die Noth bei den hiesigen armen Leuten sehr groß«

Das Hungerjahr 1817 in Marbach

von Albrecht Gühring

In der Stuttgarter Zeitung vom 27. Juli 2016 schrieb Ingmar Volkmann: »Eine Flüchtlingskrise hat Europa fest im Griff. Eine riesige Zahl von Wirtschaftsflüchtlingen macht sich auf eine äußerst ungewisse Reise in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Die einen wagen die beschwerliche Etappe zu Fuß, andere mit dem Schiff. Auf den Booten brechen Krankheiten aus und fordern viele Opfer. Im Flüchtlingslager von Ismajil an der Donau angekommen, müssen sich die Auswanderer direkt in Quarantäne begeben. Im Lager herrschen erschreckende hygienische Zustände, zahlreiche Epidemien wüten. Ein Teil der Flüchtlinge wird ihr gelobtes Land nie erreichen. Die, die es aber schaffen, schicken denen, die diesen Schritt noch nicht gewagt haben, beinahe enthusiastische Nachrichten aus der neuen Heimat.«¹

Diese Schilderung könnte eine Zustandsbeschreibung der aktuellen Flüchtlingslage sein. Es ist jedoch ein Bericht über die Situation vor 200 Jahren. 1816 und 1817 führte der Fluchtweg jedoch im Gegensatz zu heute in andere Richtungen, nämlich vor allem nach Osten. Zentraleuropa steckte damals mitten in einer dramatischen Wirtschaftskrise. Württemberg war besonders schlimm betroffen und wurde zeitweilig als das Armenhaus Europas bezeichnet. Schuld daran waren die jahrelangen Kriege der napoleonischen Zeit sowie mehrere Missernten.

Seit 1812 waren die Sommer nass und kalt. Am schlimmsten war das Jahr 1816, das bekanntermaßen als »Jahr ohne Sommer« in die Geschichte einging. Man spricht heute sogar von einer sogenannten Kleinen Eiszeit, wie sie zuvor um 1400 stattgefunden hatte. Dies hatte zur Folge, dass ganze Bevölkerungsschichten verarmten und ein Massensexodus einsetzte. In den ersten vier Monaten des Jahres 1817 sollen, so der Historiker Daniel Krämer, 17 000 Menschen legal aus dem Königreich Württemberg ausgewandert sein.²

Die Ursache des sogenannten »Jahrs ohne Sommer«, so weiß man heute, lag im Ausbruch des Vulkans Tambora östlich von Java im heutigen Indonesien. Am 5. April 1815 spie der Berg erstmals Feuer; am 10. April erreichte der Ausbruch seinen Höhepunkt. Ein Vergleich beschreibt die Dramatik: Die freigesetzte Energie entsprach Schätzungen zufolge 170 000 Hiroshima-Bomben. Der Vulkanberg sackte von ursprünglich 4300 Meter Höhe auf 2850 Meter zusammen. Es war der größte Vulkanausbruch der letzten Jahrtausende. Die Säule war 43 Kilometer hoch und transportierte 150 Kubikkilometer Asche und Gestein in die Stratosphäre. Mehr als 100 000 Menschen starben auf den Inseln rund um den Tambora.³



*Marbach von Westen, um 1813.
Kolorierte Umrissradierung von August Seyffer (Ausschnitt).*

In Europa waren die Folgen erst im Jahr darauf zu spüren. Neben der Schweiz und Österreich waren Baden und Württemberg am schlimmsten betroffen. In einem Zeitzeugenbericht heißt es: »Am Neujahrstag [1816] war es heiß wie im Sommer. Im Mai war es kalt wie sonst im Februar. Die Brunnen sind zugefroren, dass man kein Wasser holen konnte. Im Juni setzte dann ein Regen ein, der nicht enden wollte. Auf den Feldern verfaulte das Korn. Im Juli vernichtete ein Hagel alles, was gewachsen war.«⁴ Was reif wurde, konnte wegen überschwemmter und aufgeweichter Wege nicht eingebracht werden. Aufgrund der Kälte musste sogar im Sommer fast jeden Tag eingehetzt werden. Württemberg erlebte die schlimmste Hungersnot seit dem Dreißigjährigen Krieg.⁵

Die politische Lage tat ihr Übriges. Nach dem Ende der napoleonischen Kriege waren die Vorräte der Gemeinden und Bürger nahezu aufgebraucht. 1813 bis 1815 hatte das Oberamt Marbach rund 1600 Scheffel Dinkel und fast ebenso viel Hafer für das Militär abliefern müssen. Einige arme Bürger aus dem zum Oberamt gehörenden Rielingshausen baten 1816 ihren Magistrat, um verbilligte Überlassung von Getreide aus dem herrschaftlichen Fruchtkasten in Marbach nachzusuchen, da sie mangels Verdienstmöglichkeit kein Geld zum Brotkauf hätten und alle Nahrungsmittel aufgezehrt seien. Der Magistrat beschloss, in Marbach darum zu bitten, »weilen die Noth bei den hiesigen armen Leuten sehr groß und sie nicht im Stande sind, ihre Familie zu ernähren.«⁶ Zudem brach 1816 im Amt Marbach noch eine Blattern-, also Pockenepidemie aus.⁷

Im Oktober 1816 starb König Friedrich. Die Hungerkrise stellte seinen Sohn und Nachfolger König Wilhelm I. vor große Herausforderungen. Er leitete sofort Maßnahmen zur Stärkung der Wirtschaft ein. Um die Bevölkerung schneller mit Getreide zu versorgen, wurde der Import durch Aufhebung der Zölle erleichtert, die Exportzölle wurden dagegen erhöht.

Doch wie wirkte sich der Vulkanausbruch auf unsere Gegend aus? Im Februar und März sowie Juli 1816 wüteten schreckliche Hagelgewitter, denen ungewöhnliche Kälte folgte. Kaum eine Kartoffel keimte und die eingesäten Felder waren lange von Schnee bedeckt. Die gering ausfallende Getreideernte konnte erst vier Wochen später als gewöhnlich eingebracht werden. Die Weinlese fiel sogar ganz aus.⁸ Da auch Viehfutter fehlte, verendeten viele Nutztiere oder wurden in der Not geschlachtet und gegessen. Aus Stuttgart erhielt die Stadt Marbach 108 Gulden »zur Austheilung an die durch Frost verunglückte hiesige arme Weingärtner«.⁹

Mit der üblichen Zeitverzögerung machte sich die Not rund ein Jahr später am heftigsten bemerkbar. Selbst Baumrinde, Stroh und Kleie wurden zu Brot verbacken. Mangels Gemüse kochte man Gras und Heu. Die Ärmsten im Lande, so wird berichtet, versuchten, sich von Sauerampfer, Moos und Katzenfleisch zu ernähren.¹⁰

Man muss wissen, dass das wichtigste Konjunkturbarometer zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Getreidepreise waren, vielleicht vergleichbar mit den heutigen Aktienkursen. Der gewöhnliche Bürger musste rund die Hälfte seines Verdienstes für Getreide ausgeben.

Heute kann man relativ rasch logistisch auf Mangel reagieren, doch vor 200 Jahren waren die Transportwege lang. Der Historiker Daniel Krämer schreibt: »Getreide, das im August 1816 in Russland gekauft worden war, traf teilweise erst ein Jahr später an seinem Bestimmungsort ein.«¹¹ Zudem schränkte Hochwasser die Wasserwege ein.

Die Folge war ein rasanter Preisanstieg. Während im Oberamt Marbach im Dezember 1815 ein achtpfündiges Brot 24 Kreuzer kostete, waren es im Januar 1817 schon 52 Kreuzer, also mehr als das Doppelte. Bis Mai kletterte der Preis auf über einen Gulden und sank Ende August wieder auf 40 Kreuzer. Beim Getreide betrug der Preis pro Scheffel 1815 fünf Gulden. Im Mai 1817 kostete der Scheffel 25 Gulden, also das Fünffache. Erst 1821 war er wieder auf vier Gulden gesunken.¹²

Hermann Schick weist im Band 1 der Marbacher Stadtgeschichte noch auf eine andere Folge der Not hin: Im Spätsommer 1817 nahmen die Felddiebstähle erheblich zu, weshalb zusätzlich zu den beiden Feldschützen noch zwei Feldhüter angestellt werden mussten. Sonst wären viele Bauern um den ohnehin geringen Ernteertrag gebracht worden. Wie gering die Ernte ausfiel, zeigt das Getreideaufkommen in der Stadtmühle. Dort wurde nur ein Zehntel der üblichen Menge gemahlen.¹³

Eine weitere Folge der Not war die erhebliche Zunahme bettelnder Menschen, die im Regelfall von einem sogenannten Bettelvogt überwacht wurden. Im Juni 1816 ließ die Stadt Marbach in Ludwigsburg 300 »Armenblechle« anfertigen, die von der Almosenpflege an Bedürftige ausgeteilt wurden. Der glückliche Besitzer durfte am Betteltag, dies war der Samstag, der Bettelei nachgehen. Der Kirchenkonvent beschloss im November 1816, dass dem Bettelvogt Spohn samstags »bey



Erinnerungsmedaille an das Notjahr 1817.

dem stark zunehmenden Betteln [...] ein Gehülfe zugegeben« werden solle. Dies war aber nicht möglich, da »das Abtreiben der Bettler mit dem Ehrgefühl der hiezu vorgeschlagenen Subjekte im Widerspruch stand, und der einzige Johann Georg Föll nur einmal sich gebrauchen ließ«. Der Marbacher Magistrat startete einige Monate später einen neuen Versuch und wollte im Juni 1817 für jedes Stadtviertel einen Aufseher einstellen, um den Straßenbettel einzudämmen. Doch auch für diese Aufgabe war die Personalfindung schwierig, denn zunächst meldete sich wieder nur ein einziger Bürger, der jedoch selbst Unterstützung bezog. Schließlich konnte im Laufe der zweiten Hälfte des Jahres 1817 doch Personal gefunden werden. In der Bürgermeisterrechnung steht unter der Rubrik »Ausgabe an Geld auf Abtreibung der Bettler verwendet«: Wegen des »eingerißenen Bettels über die Theuerungperiode wurden in der Person des Michael Staigers und Jakob Uebelens neben dem Bettelvogt Spohn noch zwei weitere Aufseher aufgestellt«. ¹⁴

Doch nicht nur bei Tage sorgten Bettler für Unruhe. Auch die Nachtwächter waren außerstande, nächtliche Kellereinbrüche der Hungernden zu verhindern, weshalb ihnen Mitglieder des Harnisch, also der Stadtwache, als Nachtpatrouille halfen.

Wer keine Vorräte mehr hatte, hoffte auf den Wochenmarkt. Man besann sich 1817 auf eine alte Marbacher Verordnung: Solange an den Wochenmarkttagen eine Fahne am Rathaus hing, war Auswärtigen und Händlern der Einkauf untersagt. Die Fahne wurde erst eingezogen, wenn alle Einwohner der Stadt versorgt waren. Schließlich wurde der Brotverkauf an Auswärtige ganz verboten sowie jede Ein- und Ausfuhr von Brot untersagt. ¹⁵

Doch Brot und Getreide, falls überhaupt verfügbar, konnte nur kaufen, wer auch das Geld dazu hatte. Um die Armen in der Stadt vor dem Verhungern zu bewahren, kaufte die Stadt ab Juni 1817 Getreide aus Staatsbesitz auf und gab

das meiste davon zum Einkaufspreis an Bedürftige weiter. Ein Teil jedoch wurde auf Stadtkosten zu Mehl gemahlen. Dieses erhielten Bäcker, die für die Notleidenden verbilligtes Brot backen sollten. Bereits seit April 1817 wurden an sogenannte Hausarme wöchentlich 90 Pfund Brot abgegeben. Insgesamt summierte sich die Menge während der Hungersnot auf 5110 Pfund.¹⁶

Königin Katharina, die Gemahlin König Wilhelms I. von Württemberg, zeigte sich sehr betroffen von der Not der Untertanen und schlug vor, Wohltätigkeitsvereine zu gründen, in deren Kassen vermögendere Bürger Almosen für die Ärmsten einzahlten. In Marbach wurde bereits am 27. Januar 1817 eine Geldsammlung durchgeführt. Dabei kamen 30 Gulden und 44 Kreuzer zusammen, die 226 namentlich genannte Bürger der Stadt spendeten. Allerdings sahen sich weitere 14 Bürger außerstande, etwas beizutragen. Die gegebenen Beträge schwankten zwischen zwei Kreuzer und einem Gulden (= 60 Kreuzer). Je einen Gulden gaben Kaufmann Wilhelm Renz, Oberamtmann Mutschler, Dekan Roos, Amtsarzt Dr. Föhr, Amtspfleger Renz, Faktor Renz und Stadtschreiber Günzler. Besonders gut meinte es Kameralverwalter Scholl, der sich mit seiner Unterschrift verpflichtete, bis zur Ernte 25 Gulden zu spenden.¹⁷

Wenige Tage nach dieser Sammlung wurde am 3. Februar 1817 der Marbacher Wohltätigkeitsverein gegründet. Von den Spenden an diesen Verein konnten wöchentlich elf Gulden und 44 Kreuzer an Arme verteilt werden. Das Geld ersetzte das bisher abgegebene sogenannte Wochenbrot. Nachdem der Wohltätigkeitsverein im August 1817 wieder aufgelöst wurde, beschloss der Kirchenkonvent, diese wöchentliche Geldausteilung kirchlicherseits zu übernehmen.¹⁸

Wer arbeiten konnte, sollte sich sein Geld durch Notstandsarbeiten selbst verdienen. Im Januar 1817 stellte das Oberamt fest, dass für die Armen der Stadt Marbach Straßenbauarbeiten für die Männer und Spinnarbeiten für die Frauen »als die einzigen hier ausführbaren Mittel anerkannt« würden. Der Weg nach Poppenweiler wurde in diesem Zuge »chausseemäßig« hergestellt. Hierfür schaffte die Stadt Hebeisen, Steinbohrer und Steinschlägel an. Für eine Spinnanstalt kaufte man um 200 Gulden zwei Zentner Wolle, aus denen 21 Arbeiterinnen Flanell herstellen sollten. Sie waren aus 56 Bewerberinnen ausgewählt worden. Im Erfolgsfall war eine weitere Spinnanstalt für Flachs, Hanf und sogenanntes Abwerk geplant. Auch das Austeilen von Geld oder Brot wurde in Frage gestellt, denn »endlich überzeugte man sich, dass neben diesen Anstalten für die Armen durch Zubereitung Rumfordischer Suppen mehr als durch die bisherigen wöchentlichen Unterstützungen an Geld und Brod gesorgt sein würde«.¹⁹ Die Rumfordsche Suppe ist eine preisgünstige, nahrhafte Suppe auf der Grundlage von Graupen und getrockneten Erbsen, die der Reichsgraf von Rumford 1795 als Armeeverpflegung erfunden hatte.

Auch in den meisten Marbacher Amtsorten waren bereits im Februar 1817 die Vorräte aufgebraucht, so dass die Marbacher Amtsversammlung im März beschloss, das restliche Getreide in den öffentlichen Fruchtkästen auch an die Amtsgemeinden zu verkaufen. Im April kostete der Scheffel Dinkel 16 bis 20 Gulden, Hafer 11 Gulden und Roggen sogar 24 bis 32 Gulden, so dass die Armen fast nur noch von Bettel leben konnten oder billig ihre Grundstücke verkaufen und auswandern mussten.

Die große Not wurde in Marbach noch verstärkt, als es im Mai 1817 zu einem heftigen Hochwasser kam. Besonders im Bereich der Mühlen am Neckar entstanden erhebliche Schäden. Zimmermann, Sägmüller und Werkmeister Christoph Heinrich Albrecht (1757–1834) ließ zum Gedenken daran eine steinerne Tafel, einen sogenannten Hungerstein, errichten. Er ist heute am Treppenaufgang des Gebäudes Mühlweg 7 eingemauert. Neben den Preisen für verschiedene Lebensmittel ist darauf zu lesen: »Den 28ten May stieg der Neckerstrom hier auf bis an die Wand, darauf fiel ein grosse Theuerung im ganzen Land.«²⁰

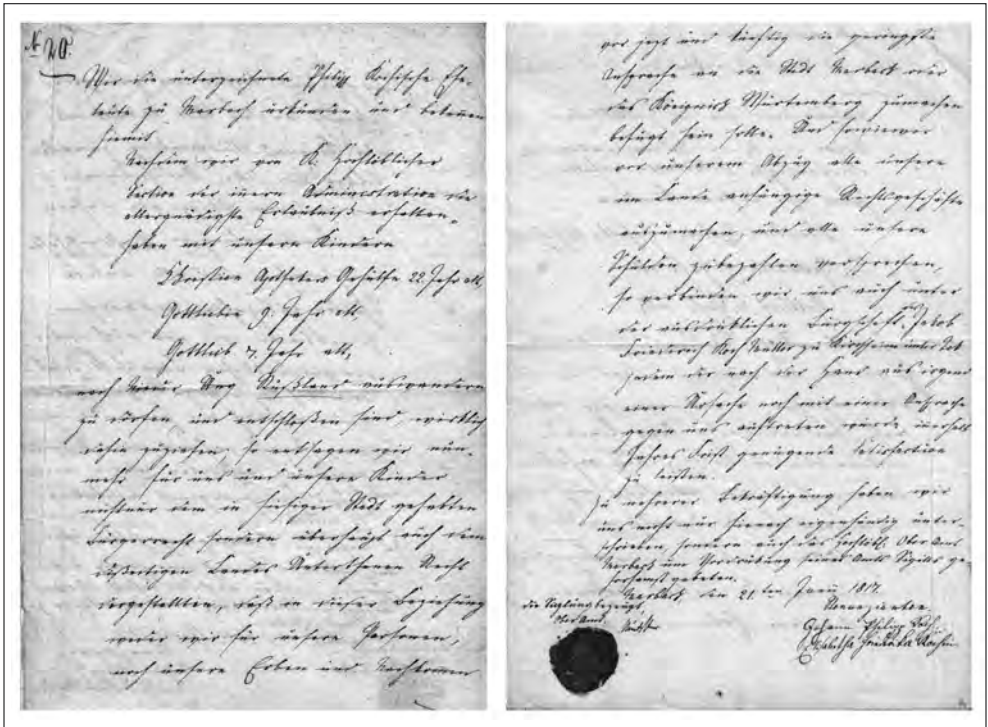


Der Marbacher Gedenkstein aus dem Jahr 1817.

Im Juni 1817 beschloss der Marbacher Magistrat, dass aus städtischem Besitz kein Getreide mehr abgegeben werden solle, sondern nur noch bereits gebackenes Brot. Dadurch sollte vermieden werden, dass die Empfänger das Getreide verkauften oder zur Aussaat einbehielten.²¹

Erst eine gute Ernte im Jahr 1817 machte der Not ein Ende.²² Doch auch sie war in Gefahr, denn am 11. Juli 1817 ging im Oberamt Marbach ein Gewitter mit Hagelkörnern bis zur Größe von Taubeneiern nieder.

Der Marbacher Kirchenkonvent beschloss, den ersten Garbenwagen im August 1817 mit einer »religiösen Feierlichkeit« einzuholen.²³ Nach zwei bis drei Wochen war eine reiche Ernte eingefahren. Als Folge sank der Brotpreis bis Ende September wieder auf das Niveau vom Frühjahr 1816. Im Mai 1818 unterschritt er erstmals wieder die 30-Kreuzer-Marke.



*Bürgerrechtserzicht des Marbacher Müllers
Johann Philipp Koch und seiner Familie vom 21. Juni 1817.*

Doch viele Württemberger hatten nicht so lange durchgehalten und waren ausgewandert. So verursachte die Missernte und die dadurch verursachte Hungersnot im ganzen Land eine massenhafte Auswanderungswelle. Neben der puren Not spielten manchmal auch religiöse Motive ein Rolle. So wanderte aus Marbach eine Gruppe von kirchlichen Separatisten aus. Johannes Huber, der sich schon vor der Jahrhundertwende gegen die offizielle Kirche gewandt hatte, wanderte 1817 nach »Caucasien« aus. Der Marbacher Müller Johann Philipp Koch, ebenfalls Separatist, hat das Kaukasusgebiet nicht erreicht. Er starb 1817 in Ismael mit 1000 weiteren Auswanderern, als während eines von der russischen Regierung erzwungenen Quarantäneaufenthalts in dem Lager eine Seuche ausbrach.²⁴ Zwei seiner Kinder kehrten nach Marbach zurück.

Aus Rielingshausen wanderten 1817 ca. 20 Familien oder Einzelpersonen nach Russland oder dem sogenannten Preußisch-Polen, vereinzelt aber auch schon nach Amerika aus.²⁵ Jeder Auswanderer musste einen Bürgen für etwa noch auftauchende Forderungen stellen. Dies konnte mitunter absurde Züge annehmen. So forderte Christian Bauer vom Bürgen des ehemaligen Kronenwirts Sanzenbacher noch 1818 einen Gulden für ein Bügeleisen, das Sanzenbacher vor einem Jahr ausgeliehen und dann mitgenommenen habe.²⁶

Einer der etwas späteren Auswanderer war der 1808 geborene Gottlieb Wildermuth, der wegen der schlechten wirtschaftlichen Lage um 1822 Rielingshausen verließ und Bäcker in der Schweiz wurde. Er ist der Urgroßvater des Schweizer Schriftstellers Max Frisch und starb 1856 in Oberstraf bei Zürich.²⁷

Bereits im Januar 1818 wurde bürokratisch aufgearbeitet. In einem Bericht der Stadt an die Regierung lesen wir im Januar 1818: »Der außerordentliche Aufwand durch den Fruchteinkauf beträgt 6790 Gulden. Die Abgabe geschah gegen Bezahlung zum Einkaufspreis. Übrigens wird, was sich erst in der Folge be-



Die erste reiche Ernte nach der Not. Gedenkzettel zum Einlegen in ein Medaillon.

stimmen läßt, beinahe die Hälfte für die Kasse verloren sein, da der größte Teil der Empfänger entweder zum Theil oder ganz zahlungsunfähig ist. Die Beiträge zum Spinninstitut belaufen sich auf 3000 Gulden. Auch hier läßt sich der Verlust erst bestimmen, wenn das Fabrikat verwertet ist. An Unterstützungen aus der Gemeindekasse wurden gereicht 648 Gulden. Die Gesamtausgaben betragen somit 10 348 Gulden.«²⁸

Stets wachte der Staat also über die Verteilung der Benefizien. Am 17. Januar 1818 erhielt das Oberamt Marbach ein Schreiben des Departements des Inneren der Regierung des Neckarkreises. Darin stand, dass »die Zentralstelle der Wohlthätigkeitsvereine eine vollständige Kenntniß über die Beiträge zu erhalten wünscht, welche die Communen in dem verflossenen Jahr außerordentlicherweise zu den Armenversorgungs- und -beschäftigungsanstalten an Geld und Naturalien (letztere in cursirenden Preißen zu Geld gerechnet) theils aus den Commun Cassen, theils durch besondere Umlagen, theils durch Überlassung von Früchten in Gnadenpreißen und endlich durch verzinsliche und unverzinsliche Vorschüsse geleistet haben, um beurtheilen zu können, ob von denselben der sachgemäße Gebrauch gemacht worden sey, und dem Publicum hierüber Rechenschaft ablegen zu können«. Die Übersicht wurde tabellarisch binnen

14 Tagen gefordert. In Marbach hatte man wohl andere Sorgen, denn am 12. Februar kommt eine Ermahnung: »Da dießer Bericht bisher noch nicht eingekommen ist, so wird das K. Oberamt hieran mit der Auflage erinnert, denselben binnen 8 Tagen unfehlbar zu erstatten.« Nun mussten aber erst alle Amtsorte angeschrieben werden, weshalb die Tabelle erst am 21. Februar abgeschickt werden konnte. So ist auf dem Schreiben aus Erbstetten zu lesen: »sehr Praesant«, und aus Oberstenfeld kam ein »höchst presanter Bericht«. Zusammen ergaben sich die bereits erwähnten Ausgaben von 10 348 Gulden 48 Kreuzer sowie Naturalien im Wert von 36 540 Gulden 37 Kreuzer. Unterm Strich waren es fast 47 000 Gulden. Eine enorme Summe.²⁹

Natürlich machten sich die Menschen auch Gedanken über die Ursache des »Jahrs ohne Sommer«. Aber wohl niemand in unserer Gegend wusste damals von dem Vulkanausbruch in 12 000 Kilometer Entfernung. Viele gläubige Menschen führten die Hungersnot auf eine Strafe Gottes für sündhaftes Verhalten zurück. Zahlreiche Auswanderer aus Württemberg waren Pietisten, die in Russland und anderen Ländern christliche Siedlungen gründen wollten. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts brachte der amerikanische Atmosphärenphysiker William Jackson Humphreys den Ausbruch des Tambora in Indonesien mit der Klimakatastrophe in Europa in Verbindung.

Und was erinnert uns heute noch an die Hungersnot? Im Jahr 1818 stiftete König Wilhelm I. von Württemberg gemeinsam mit seiner Frau Katharina ein Erntedankfest als landwirtschaftliche Leistungsschau in Cannstatt. Es ist unser heutiges Cannstatter Volksfest und das Landwirtschaftliche Hauptfest, das nächstes Jahr 200 Jahre alt wird.

Anmerkungen

- 1 Stuttgarter Zeitung vom 27.7.2016.
- 2 Daniel Krämer: »Menschen grasten nun mit dem Vieh«. Die letzte große Hungerkrise der Schweiz 1816/17, Basel 2015.
- 3 Vgl. dazu Sabine Kaufmann: 1816. Das Jahr ohne Sommer, Karlsruhe 2013; Wolfgang Behringer: Tambora und das Jahr ohne Sommer, München 2015.
- 4 Karl Stumpp: Die Auswanderung aus Deutschland nach Russland in den Jahren 1763 bis 1862, Tübingen 1972.
- 5 Eugen Schneider: Württembergische Geschichte, Stuttgart 1896 (Neudruck 1986), S. 480.
- 6 Stadtarchiv Marbach: RHB 147.
- 7 Rielingshausen. Vom fränkischen Adelssitz zum Marbacher Stadtteil, Marbach am Neckar 1996, S. 279.
- 8 Eugen Munz und Otto Kleinknecht: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar, Stuttgart 1972, S. 201.
- 9 Stadtarchiv Marbach: R 192 S. 282.
- 10 Hans-Erhard Lessing: Karl Drais. Zwei Räder statt vier Hufe, Karlsruhe 2010.
- 11 Wie Anm. 2.
- 12 Stadtarchiv Marbach: RHB 146 f. u. 154.
- 13 Hermann Schick: Marbach auf dem Weg zur Schillerstadt, in: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar, Bd. 1 (bis 1871), Marbach am Neckar 2002, S. 675 f.
- 14 Ebd. S. 676.

- 15 Ebd.
- 16 Stadtarchiv Marbach: B 78 (18.6.1817); Munz/Kleinknecht (wie Anm. 8) S. 202.
- 17 Stadtarchiv Marbach: A 964.
- 18 Schick (wie Anm. 13) S. 676; Munz/Kleinknecht (wie Anm. 8) S. 203.
- 19 Stadtarchiv Marbach: A 922 und A 964.
- 20 Hie gut Württemberg 68 (2017) S. 1.
- 21 Stadtarchiv Marbach: B 78 (10.6.1817).
- 22 Heimatbuch des Oberamtsbezirks Marbach für Schule und Haus. Im amtlichen Auftrag bearbeitet von Oberlehrer [Karl] Förstner in Kirchberg a. M. mit anderen Lehrern des Bezirks, Marbach 1923, S. 305 ff.
- 23 Munz/Kleinknecht (wie Anm. 8) S. 204.
- 24 Georg Leibbrandt: Die Auswanderung von Schwaben nach Russland 1816–1823. Ein schwäbisches Zeit- und Charakterbild, Stuttgart 1928, S. 157.
- 25 Stumpp (wie Anm. 4); Archiv der Ev. Landeskirche Stuttgart: Familienregister Rielingshausen Bd. I S.70, 82, 147, 174, 186, 195, 200, 200b, 206, 207, 223, 240, 255, 284.
- 26 Stadtarchiv Marbach: RHB 147.
- 27 Albrecht Gühring: Ein Urgroßvater, der von Württemberg kam, Marbach am Neckar 1993. – Gottlieb Wildermuths Bruder Johannes (1803–1875) ist der Urururgroßvater des Verfassers.
- 28 Munz/Kleinknecht (wie Anm. 8) S. 204.
- 29 Stadtarchiv Marbach: A 922.

»Die Berufs- und Erwerbsverhältnisse sind nicht ungünstig«

Das ehemalige Bauerndorf Aldingen
in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von Thomas Schulz

Wenn man schnell einige zuverlässige und aussagekräftige Informationen über die örtlichen Verhältnisse eines württembergischen Dorfes im 19. Jahrhundert haben möchte, sind bekanntlich die vom einstigen Königlichen statistisch-topographischen Büro herausgegebenen alten Oberamtsbeschreibungen eine unverzichtbare Quelle und Hilfe. Dies gilt auch für Aldingen.

In der im Jahre 1859 veröffentlichten »Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg« sind der Gemeinde Aldingen neun Seiten gewidmet. Sie begegnet uns darin als ein Ort, dessen Verhältnisse wohl geordnet sind und im Wesentlichen jenen in den anderen Dörfern des Oberamtsbezirks entsprechen. Von den Nachbarorten unterschied sich Aldingen freilich dadurch, dass es hier damals noch eine blühende israelitische Gemeinde gab – ein Erbe der einstigen Ortsherrschaft der Herren von Kaltental, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts einige jüdische Familien aufgenommen hatten. Von den 1250 Einwohnern, die man 1856 zählte, waren 112 Juden. Die israelitische Gemeinde löste sich allerdings in der Folgezeit, namentlich infolge von Abwanderungen nach Ludwigsburg, rasch auf; bereits 1882 gab es in Aldingen keine jüdischen Einwohner mehr.

Ein anderes Erbe der Herren von Kaltental hat sich hingegen bis heute erhalten: Das 1580 von Heinrich von Kaltental im Stil der Renaissance erbaute Schloss. Es war nach dem Aussterben der Kaltentaler 1746 in bürgerliche Hände gekommen. In seiner östlichen Hälfte waren dann ab 1836 Rathaus, Schule und die Wohnung des Schulmeisters untergebracht.

Nach den Angaben in der Oberamtsbeschreibung waren die Aldinger »gesunde, kräftige Leute«, die sich »in befriedigenden Vermögensumständen« befanden und vorwiegend vom Feldbau lebten. Von dem 2752 Morgen (867 Hektar) großen Gemeindegebiet wurden 2509 Morgen landwirtschaftlich genutzt. Während der Weinbau auf 58 Morgen »ganz unbedeutend« war, auch nur Wein »von mittlerer Güte« lieferte, und der Ertrag von den Wiesen »wegen des sandigen Bodens in der Talebene« etwas zu wünschen übrig ließ, gedieh der noch nach dem traditionellen System der Dreifelderwirtschaft betriebene Ackerbau dank der fruchtbaren Böden prächtig. Angebaut wurden vorzugsweise Dinkel, Hafer und Gerste, in geringerem Umfang auch Einkorn, Weizen und Roggen sowie auf den Brachfeldern neben Klee, Angersen, Wicken, Welschkorn, Raps, Mohn und



*Das Aldinger Schloss auf einer Postkarte von 1952.
Ein Teil des 1580 von den Herren von Kaltental erbauten Schlosses
wurde 1836 von der Gemeinde erworben und seitdem
als Rathaus, Schulhaus und für Lehrerwohnungen genutzt.*

»in neuerer Zeit« Zuckerrüben vor allem Kartoffeln, die – wie der Berichterstatter für die Oberamtsbeschreibung festhielt – »hier sehr gut gedeihen und auswärts gesucht sind«. Als neue Kulturart wurde seit einigen Jahren außerdem Tabak angebaut: 1857 auf 57 Morgen, »die einen reichlichen Ertrag von sehr guter Qualität lieferten« und den Aldinger Tabakanbauern einen Erlös von annähernd 11 000 Gulden einbrachten.

Hinsichtlich der Betriebsgrößenstruktur teilt die Oberamtsbeschreibung mit, »der namhafteste Güterbesitz« im Ort betrage 80 Morgen (rund 25 Hektar), der »gewöhnliche« 30 bis 50 Morgen und »bei den Unbemittelten« ein bis zwei Morgen, also manchmal nicht einmal ein halbes Hektar. Die Kleinstbauern konnten von der Landwirtschaft allein nicht leben. Sie waren deshalb gezwungen, »sich noch durch Tagelohnarbeiten im Ort selbst oder in Ludwigsburg ihr Auskommen zu sichern«.

Die Oberamtsbeschreibung, so interessant sie auch zu lesen ist, kann uns freilich nur einige statistische Daten für die Zeit um 1850/1860 liefern. Wenn wir wissen wollen, welche Entwicklung das Dorf in den folgenden Jahrzehnten nahm, und wenn wir über die reinen Zahlen hinaus auch noch etwas über die inneren Verhältnisse des Dorfes erfahren wollen, müssen wir uns anderer Quellen bedienen. In Frage kommen hierfür in erster Linie die verschiedenen örtlichen Protokollbücher, also zum Beispiel die Gemeinderatsprotokolle, die

Gerichtsprotokolle und nicht zuletzt auch die Protokolle des Kirchenkonvents. Eine Auswertung dieser Protokolle ist allerdings sehr mühsam und äußerst zeitaufwändig. Wesentlich einfacher und schneller ist es, wenn wir auf zwei Quellen zurückgreifen, die uns zwar nicht bis ins letzte Detail Auskunft geben können, aber doch einen sehr guten Überblick bieten und mancherlei Einblicke gewähren. Dies sind zum einen die anlässlich der Gemeindevisitationen durch das Oberamt angefertigten Protokolle, zum anderen und vor allem aber die heute im Landeskirchlichen Archiv in Stuttgart verwahrten Pfarrberichte aus jener Zeit, wobei auffällt, dass sich die beiden Quellen inhaltlich deutlich voneinander unterscheiden. Während die betont sachlich gehaltenen Visitationsprotokolle des Oberamts im Großen und Ganzen das Bild eines geordneten Gemeinwesens mit einer zufriedenstellend arbeitenden Gemeindeverwaltung vermitteln, fehlt es in den Berichten der Pfarrer nicht an kritischen Tönen.

Beginnen wir mit dem Pfarrbericht des Jahres 1870. Er stammt von August Friedrich Kemmler, der von 1843 bis 1874 Pfarrer an der Aldinger Margaretenkirche war. 1870 war er 71 Jahre alt und seit einiger Zeit durch einen Schlaganfall geschwächt, weshalb man ihm einen Vikar als Hilfe zugewiesen hatte. In seinem Bericht hielt er fest, dass sich im Ort zwar der Wohlstand »in den letzten Jahren merklich gehoben« habe, doch mit der Verbesserung der ökonomischen Verhältnisse gehe keineswegs eine »Hebung der Sittlichkeit Hand in Hand«. Auch das Verhalten der Einwohner zueinander sei nicht immer das beste, »oft sogar ein feindseliges«. Häufig beneide einer den anderen »um seinen Mehrbesitz« und gewöhnlich sehe »der Reiche auf den Armen hoch herab«.

Nach den Worten Kemmlers war der Kirchengesang »von mittlerer Beschaffenheit«. Gelegentlich gaben auch die rund 20 Mitglieder des zwei Jahre zuvor gegründeten Gesangsvereins in der Kirche eine Kostprobe ihres Könnens. Dekan Christlieb kommentierte hierzu in einer Randbemerkung: »Nichts Besonderes. Schulmeister Friederich schreit mit unangenehmer Stimme die Melodie vor.«

Dieser Schulmeister Friederich war alles andere als zu beneiden. Er stand damals im 67. Lebensjahr und war Lehrer an der Oberklasse der Aldinger Schule. Konkret bedeutete dies, dass er im Sommer täglich fünf Stunden, winters täglich sieben Stunden insgesamt 96 Kinder – 42 Knaben und 54 Mädchen im Alter von 11 bis 14 Jahren – zu unterrichten hatte. Pfarrer Kemmler stellte ihm folgendes Zeugnis aus: »Mit guten Gaben verbindet er gute Kenntnisse und beweist in seinem Amt noch immer Fleiß und Treue. Seine Lehrart und Schulzucht sind nicht übel, letztere oft eher etwas zu gelinde. Er führt eine gute Ehe und auch sein Wandel ist ein besserer als früher, namentlich in Beziehung auf das Trinken, dem er früher ziemlich stark ergeben war. Die ihm als Mesner zukommenden Aufgaben besorgt er pünktlich und als Organist tut er, was in seinen Kräften steht.«

Weniger positiv fiel die Beurteilung aus, die der Schulmeister Zeeb, der Nachfolger des 1872 pensionierten Schulmeisters Friederich, erhielt. Im Pfarrbericht von 1874 heißt es über ihn: »Hat gute Kenntnisse, ist aber ein unzuverlässiger Mensch, selbstgefällig und schmeichlerisch, immer zu Klagen bereit, daher häufig Unfrieden stiftend. Sein Unterricht ist anständig, aber sein Fleiß nicht konsequent genug. Als Organist ist er kein Held.«



Das prachtvolle Barockportal des ehemaligen Schlosses stammt aus der Zeit um 1740.

Neben der Oberklasse gab es an der Schule noch eine zweite Klasse, die Unterklasse, die 1870 von 57 Knaben und 58 Mädchen, also insgesamt 115 Kindern im Alter von sieben bis zehn Jahren besucht wurde. Ihr Lehrer, der Schulmeister Schömperle, musste täglich sechs Stunden Unterricht halten.

Halten wir also fest: Die Aldinger Schule hatte 1870 zwei Klassen und zwei Lehrer, die vor der Aufgabe standen, 96 bzw. 115 Kindern aus jeweils vier Jahrgängen das Wissen und die Fertigkeiten zu vermitteln, die sie für ihr künftiges Leben rüsten sollten. Es kann daher auch kaum überraschen, wenn wir im Pfarrbericht lesen, der Schulmeister Schömperle fühle sich »durch die große Anstrengung körperlich angegriffen«.

Über den seit 1858 amtierenden Schultheißen Johannes Müller ist im Pfarrbericht von 1870 zu lesen, dass er »von schäbigem Äußeren und, wie man sagt, auch Inneren« sei; er tue in seinem Amt lediglich, »was er ohne einen Nachteil nicht unterlassen darf«. Auch Schultheiß Kinzler, der im September 1872 nach dem Tod Müllers zum neuen Ortsvorsteher gewählt worden war, erscheint in keinem besonders guten Licht. Im Pfarrbericht von 1874 wird er als »kein besonderer Freund der Kirche«, jedoch »im übrigen braver und tüchtiger Mann« bezeichnet, der sich aber »auch im Trinken manchmal übernimmt und in solchem Zustand aller Autorität spottet«. Im Frühjahr 1875 wurde Kinzler dann auch vom Oberamt nachdrücklich aufgefordert, sich künftig »zur Erhaltung des Amtssehens und Vertrauens sowie der amtlichen Diensttätigkeit eines nüchternen Wandels ernstlich zu befleißigen«.

Anlass zu dieser Ermahnung hatte ein Schreiben mehrerer Aldinger Bürger an das Oberamtsgericht in Ludwigsburg gegeben, das als ein geradezu verzweifelter Hilferuf gewertet werden muss und in dem es hieß: »In unserem Ort Aldingen ist die Schlechtigkeit und das Wirtshausgehen so groß, dass es nicht mehr zum Aushalten ist in den Haushaltungen. Die Unordnung ist so groß, dass verheiratete Männer oft gar nicht mehr nüchtern werden und immer berauscht sind, und wenn es die Frauen nicht leiden wollen, so werden sie so misshandelt, dass sie ihres Lebens nicht sicher sind. Aber es ist kein Wunder in unserer Gemeinde: Wenn das Haupt so ist, was sollen die Untertanen tun. Herrn Schultheiß Kinzler muss man ja fast alle Tage im Rausch heimführen, und wenn er selbst nicht mehr saufen kann, gibt er den anderen Polizeistundenverlängerung. Deswegen kann man bei Herrn Schultheiß keine Hilfe suchen.« Man bitte deshalb das Oberamtsgericht, »doch so gut als möglich beizustehen, es entstehen sonst noch böse Folgen daraus«. Oberamtsrichter Haldenwang konnte jedoch nicht mehr tun, als das Schreiben an das Oberamt weiterzuleiten, wobei er noch anmerkte, man habe schon öfter hören müssen, dass »etwas faul ist in Aldingen« und Schultheiß Kinzler in seiner Amtsführung nachlässig sei.

Nicht gut zu sprechen auf den Schultheißen war auch Schulmeister Zeeb. Kinzler sei, klagte der Lehrer im Sommer 1873, rücksichtslos und grob, Verhandlungen mit ihm würden schnell in »ein wüstes Geschrei ausarten«. Selbst bei kleinsten und noch so berechtigten Wünschen nach irgendeiner Verbesserung zeige er sich, wenn es ihm nicht in den Kram passe, schroff ablehnend und erhalte man statt einer Begründung nur zur Antwort, dass dies oder jenes auf

keinen Fall gemacht werde, solange er Schultheiß sei. Und wenn man sich auf das Gesetz berufe, heiße es nur: »Ach was Gesetz, nach dem Gesetz kann man nicht immer leben.«

Unter diesen Umständen verwundert es nicht, dass viele Aldinger eine Wende zum Besseren erhofften, als im Sommer 1875 nach dem Tod Kinzlers ein neuer Schultheiß gewählt werden musste. Die Wahl fand am 28. Juni, einem Montag, zwischen 9 und 12 Uhr auf dem Rathaus statt. Entsprechend den bei einer Schultheißen-Wahl zu beachtenden Vorschriften war jeder stimmberechtigte männliche Einwohner aufgefordert, »mittelst Stimmzettel in geheimer Abstimmung je drei Männer zu bezeichnen, welche von ihnen für die Würdigsten und Tüchtigsten zu dieser Stelle erachtet werden«. Jeder Wähler konnte bzw. musste also drei Namen auf den Stimmzettel schreiben. Als gewählt galt, wer von zwei Dritteln der Wähler eine Stimme erhielt. War dies nicht der Fall, musste die für die Ernennung der Schultheißen zuständige Kreisregierung entscheiden, wer von den drei Personen mit den meisten Stimmen am besten für das Amt geeignet war.

Von den 182 Stimmberechtigten nahmen 165 an der Wahl teil. Es gab somit insgesamt 495 Stimmen auszuzählen. 126 davon entfielen auf den 39-jährigen Ökonomen Jakob Volz. 29 Stimmen erhielt der schon 63 Jahre alte Gemeindepfleger Bernhard Sonderecker und 26 Stimmen der 55-jährige Bauer Marx Keller. Die übrigen 314 Stimmen verteilten sich auf 105 weitere Namen.

Aus dem Wahlprotokoll, das der Oberamtmann von Lang an die Kreisregierung in Ludwigsburg übersandte, erfahren wir, dass Jakob Volz als junger Mann die Ackerbauschule in Hohenheim besucht hatte und nun einer der reichsten Bauern in Aldingen war. Sowohl ihm als auch dem Gemeindepfleger Sonderecker wird bescheinigt, dass sie »die zur Führung einer Ortsvorsteherstelle erforderlichen Eigenschaften vollständig besitzen«. Keller hingegen sei zwar »völlig untadelhaft«, verfüge jedoch nach Überzeugung des Gemeinderats nicht über die für das Amt notwendigen Fähigkeiten, »zumal weil sein Benehmen anderen gegenüber vielen zum Gespött dient«; er sei auch gar nicht als Kandidat aufgetreten und seine Wähler hätten nur aus Jux für ihn gestimmt.



*Jakob Volz,
1875–1906 Schultheiß in Aldingen.*

Aufgrund des eindeutigen Wahlergebnisses ernannte die Kreisregierung am 23. Juli 1875 Jakob Volz zum neuen Schultheißen. Einige Aldinger waren mit dieser Entscheidung allerdings nicht zufrieden. Ihnen wäre es lieber gewesen, wenn man »einen auswärtigen Mann statt einen Bauern von hier« als Schultheiß eingesetzt hätte.

Dass es Vorbehalte gegen Volz gab, bestätigt auch eine Aussage von Pfarrer Hermann Schmidgall, der Anfang 1875 als Nachfolger des im Juli 1874 verstorbenen Pfarrers Kemmler nach Aldingen gekommen war. Schmidgall, vom Oberamt um eine Stellungnahme zum Ausgang der Schultheißenwahl gebeten, schrieb am 1. Juli an Oberamtmann von Lang: »Das freundschaftliche Verhältnis, in welchem Volz zu dem hiesigen Israeliten Kirschbaum steht, ist – trotzdem letzterer eine im ganzen beliebte Persönlichkeit ist – der hiesigen Bevölkerung nicht angenehm, da sie seinen Einfluss auf die Amtsführung fürchtet, wogegen das christliche Bewusstsein reagiert. Ich für meine Person teile diese Befürchtung nicht, doch ist gewiss, dass Volz sonst noch mehr Stimmen auf sich vereinigt hätte.« Im Übrigen sei Volz ein »durchaus rechtlicher Mann«, der allgemeine Achtung und einen »unbescholtenen Ruf genießt«. Sein Lebenswandel sei geordnet, und namentlich sei er »kein Trinker, was für Aldingen, wo die Trunksucht leider ein Gemeindelaster ist, besonders ins Gewicht fällt«. Man könne nur hoffen, dass es dem neuen Schultheißen gelinge, durch energische Handhabung der Ortspolizei die »epidemische Trunksucht«, die der »Krebsschaden der Gemeinde« sei, einzudämmen.

Die Hoffnungen Schmidgalls auf eine nachhaltige Besserung des »sittlich-religiösen Lebens« in der Gemeinde erfüllten sich jedoch nicht. In seinem Pfarrbericht von 1876 schrieb er: »Das Familienleben lässt viel zu wünschen übrig. In manchen Häusern fehlt es an innerem Zusammenhalt, auch kommen da und dort ärgerliche Händeleien zum Ausbruch. Die Bande des Hauses sind locker geworden, weil das Band, das die Seelen mit Gott verbinden sollte, so gar lose geworden ist. Kein Wunder, dass so auch der Ehestand nicht immer nach christlichen Grundsätzen geführt wird und Ehedissidien, wenn auch nicht immer Klage erhoben wird, nicht selten eintreten, wobei in den meisten Fällen die Schuld auf Seiten des Mannes liegt, sei es, dass dieser sich der Sünde der Untreue oder doch eines unordentlichen, die Interessen der Familie tief beschädigenden Lebenswandels schuldig macht. Daher liegt auch in vielen Häusern die Kinderzucht danieder. Unbotmäßigkeit und Untreue gegen die Eltern sind durchaus keine Seltenheit. Neben dem Zusammensitzen bei den Bäckern, deren Läden neben Brezeln auch Getränke und leider namentlich Branntwein bieten, sind es die Wirtshäuser, welche die Sammelpunkte der ledigen Jugend bilden. Trunk und Tanz sind ihre beliebtesten Vergnügungen, zu denen sich noch das Kartenspiel oder Würfelspiel gesellt. Neben den fast zur Regel gewordenen Tanzhochzeiten gibt es auch noch Kränzchen, auf welchen schon manche Jungfrau ihren Kranz verloren haben soll. Eine im Ort selbst vorhandene Musik erleichtert – leider! leider! – nur zu sehr die Befriedigung solcher Liebhabereien.«

Der Pfarrer wusste seinem Dekan aber auch Positives zu berichten, indem er schreibt: »Neben diesem Schatten im Gemeindeleben fehlt es dann gottlob nicht an einigem Licht. Hierher ist zu rechnen eine ziemlich rege Teilnahme an

allgemein christlichen Werken durch Beisteuer für Mission, Bibel-Verbreitung, den Gustav-Adolf-Verein und andere gute Zwecke, wofür jährlich schöne Summen gegeben werden.«

Die Aldinger haben also offensichtlich oft und gern gezecht und gefeiert, aber auch freudig und großzügig gespendet. Pfarrer Schmidgall bescheinigte ihnen außerdem, sie würden »im Umgang glatte Formen und ein feines Benehmen« zeigen – seiner Ansicht nach »wohl eine Folge des seit langem bestehenden lebendigen Verkehrs mit den Nachbarstädten«. Der Charakter der Leute sei allerdings »wenig durchsichtig« und der »Erwerb richtiger Personalkenntnisse« gehöre in der hiesigen Gemeinde »nicht zu den leichtesten Dingen«. Die Frau seines Vorgängers Kemmler habe ihm gegenüber sogar geäußert, sie und ihr Mann hätten »in einem Zeitraum von mehr als 30 Jahren die Gemeinde nicht recht kennengelernt«.

Hinsichtlich der ökonomischen Verhältnisse erfahren wir aus dem Pfarrbericht von 1876, dass es für die Einwohner »reichliche Gelegenheit zum Erwerb und Verdienst« gab. Zum einen beschäftigte der nahe Viesenhäuser Hof gegen guten Lohn eine große Anzahl von jungen und älteren Leuten. Sodann hatten die Aldinger Handwerker, hauptsächlich Schneider und Schuhmacher, immer vollauf zu tun, da sie »nicht nur ihre hiesigen Kunden, sondern auch Kleider- und Schuhhandlungen in den nahen Städten bedienten«. Vor allem aber bot die große Ortsmarkung, von der inzwischen die Dreifelderwirtschaft verschwunden war, nach den Worten des Pfarrers jedem Arbeitsfähigen »gut lohnende Beschäftigung« und der Verkauf der Felderzeugnisse brachte den Bauern gutes Geld ein.

War Aldingen also ein wohlhabendes Dorf? Diese Frage kann nur mit starken Einschränkungen bejaht werden. Denn im Pfarrbericht von 1876 ist auch Folgendes zu lesen: »Würde das mit Handarbeit Erworbene und dem Boden Abgerungene besser zu Rat gehalten, so könnte hier von Armut keine Rede sein. Allein das Wirtshausleben verschlingt jahraus, jahrein ungeheure Summen und in Folge hiervon sind die Ansprüche an die Armenkasse groß und die Unterpfandbehörde hat viel zu tun. Dass es in anderen Neckarorten nicht besser aussehen soll, ändert die Sache nicht.« Und 1878 notiert Pfarrer Schmidgall: »Bei mehr Sparsamkeit und Mäßigkeit müsste der Wohlstand in der Gemeinde allgemein sein. So aber gibt es ziemlich viele Arme.« Die Felder seien zu einem großen Teil verpfändet, und selbst gegen »Leute, welche den besseren Familien angehören«, seien in letzter Zeit mehrfach Vermögensuntersuchungen und Konkursverfahren eingeleitet worden.

Der allzu lockere Umgang mit dem Geld war auch dem Pfarrer Heinrich Guoth, der 1881 die Nachfolge Schmidgalls an der Margaretenkirche angetreten hatte, ein großer Dorn im Auge. Doch anders als seine Vorgänger begnügte er sich nicht damit, dies wortreich zu kritisieren, sondern machte zugleich auch einen konkreten Vorschlag, wie diesem Übel begegnet werden könnte – indem er 1884 die Einrichtung einer sogenannten »Pfennigsparkasse« anregte mit dem Ziel, »der Verschwendung der Alten einen Damm entgegenzusetzen und schon die Kinder zum Sparen zu gewöhnen«.

Der Erfolg dieser »Pfennigsparkasse« war beachtlich – schon Ende 1885 betrug die Summe der Einzahlungen immerhin knapp 2000 Mark – und entsprechend zufrieden zeigte sich der Pfarrer: Auf diese Weise, hielt er 1886 in seinem Bericht

fest, werde »mancher Pfennig gerettet, der sonst »verschleckt« würde«, ja, von einem Kaufmann habe er sogar einmal den Stoßseufzer gehört: »Seit die Pfennigsparskasse da ist, gehen die Bonbons gar nicht mehr.« Ein großer Teil der Sparbeiträge wurde übrigens, wie wir aus dem Pfarrbericht von 1891 erfahren, »zu Anschaffung von Konfirmationskleidern« genutzt.

Aber auch die Pfarrberichte des Pfarrers Guoth enthalten regelmäßig die Klage über das unmäßige Trinken. 1890 zum Beispiel schreibt er: »Das Familienleben ist im Ganzen geordnet, doch gibt es ziemlich viel Männer, die zu viel im Wirtshaus sitzen. Bei den Vermöglichen leidet darunter der häusliche Friede und die Kinderzucht, die Armen gehen am Schnaps physisch und finanziell zu Grunde.« Und ziemlich herzlos fügt er noch an: »Einige der Schlimmsten sind glücklicherweise gestorben.«

Der offensichtlich durch nichts zu bremsende Drang der Männer in die Wirtshäuser war in den Augen der Pfarrer das Hauptübel, unter dem die Gemeinde zu leiden hatte. Sie prangerten daher das »Laster des Wirtshausgehens« scharf an und machten es für alles Mögliche verantwortlich. In einem der Pfarrberichte ist sogar Folgendes zu lesen: »Durch die von jung auf in Fleisch und Blut übergegangene Wirtshausgewohnheit erklärt sich auch der merkwürdige Umstand, dass die Töchter ehrbarer Familien häufig Heiratsanträge hiesiger junger Männer verschmähen und sich nach auswärts verhehlichen.«

Ganz und gar das Missfallen des Pfarrers Guoth fand auch die Tatsache, dass die weibliche Jugend – wie er es einmal formuliert – »sich möglichst nach der Mode kleidet und mehr auf Eleganz als auf Solidität sieht«. Auch an anderen Bemerkungen Guoths ist deutlich zu erkennen, dass am Ende des 19. Jahrhunderts die einst festgefügte Ordnung des Bauerndorfes erste größere Verwerfungen aufwies und die allgemeinen Veränderungen der sozialen und gesellschaftlichen Verhältnisse auch in Aldingen ihren Niederschlag fanden. So etwa, wenn der Pfarrer mitteilt, dass viele Handwerker und namentlich die Schneider »sozialdemokratische Ideen im Kopf« hätten und sich »gegen Kirche und Pfarrer indifferent« verhalten würden. Und im Pfarrbericht von 1890 heißt es: »Es ist hier noch ein solider Bauernstand, aber daneben kommt auch ein modernes Arbeiterproletariat auf, das von der Hand in den Mund lebt und sich mehr oder weniger von der Kirche fern hält.«

Im Pfarrbericht von 1890 können wir auch lesen, dass Schultheiß Volz und der Gemeinderat »in Polizeisachen lax« und in der Sorge für die Armen »nicht gerade willig« seien. Volz sei zwar ein rechtschaffener Mann, es fehle ihm aber an Energie und Entschiedenheit. Als geborener Aldinger könne er »aus familiären und anderen Rücksichten nicht immer so wie er will«. So sei er zum Beispiel nicht imstande, die »schon seit Jahren schwebende Schulhausbaufrage« zum Abschluss zu bringen.

Unumstritten war, dass die nach wie vor im ehemaligen Schloss der Herren von Kaltental untergebrachte Schule, an der im Jahre 1890 zwei Lehrer und ein Lehrgehilfe zusammen 256 Kinder unterrichteten, dringend neue und größere Räume brauchte. Über die Frage, an welchem Standort die neue Schule gebaut werden soll, gab es jedoch zwischen Gemeinderat und Bürgerausschuss einen »jahrelangen Kampf«. Erst 1892 ist es zu einer Einigung gekommen und konnte das neue Schulhaus gebaut werden.



Blick durch die Kirchstraße auf den markanten Turm der Margaretenkirche, um 1950.

Auch bei anderen Projekten dauerte es zum Teil viele Jahre lang, bis sie verwirklicht wurden. 1894 klagt der im Jahr zuvor nach Aldingen gekommene Pfarrer Gottlob Friedrich Müller: »Sobald es sich um neue Einrichtungen in der Gemeinde handelt, bei welchen der Geldpunkt in Frage kommt, mögen sie noch so dringend sein, findet man auf dem Rathaus zähen Widerstand. So ist längst ein Fonds gesammelt worden für Gründung einer Kleinkinderschule, der sich jetzt auf 1758 Mark beläuft. Auch steht ein ehemaliges Schullokal im Parterre des Rathauses (Schlosses) leer, das sich ohne allzu viel Kosten in eine Kleinkinderschule umwandeln ließe, und dennoch will die Gemeindebehörde an die Ausführung dieses Planes nicht gehen.«

Pfarrer Müller musste noch vier Jahre zäh kämpfen, ehe er am Ziel war: Im August 1898 konnte der erste Aldinger Kindergarten eröffnet werden. Er wurde sofort von ca. 60 Kindern besucht – nach den Worten des kurz nach der Eröffnung zur Gemeindevisitation angereisten Amtmanns Brodbeck vom Oberamt in Ludwigsburg »der beste Beweis für die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieser lobenswerten Einrichtung«.

Am Geldmangel lag es, dass ein anderes vordringliches Vorhaben, die Verbesserung und der Ausbau der von Mühlhausen über Aldingen nach Neckargröningen führenden Nachbarschaftsstraße, Jahr für Jahr immer wieder verschoben wurde. Schon Anfang der 1880er Jahre hatte man diese Straße als »dem mehr und mehr wachsenden öffentlichen Verkehr nicht mehr genügend« erachtet, da sie »nur eine ungenügende Breite, keine Steinvorlage und teilweise auch unter Hochwasser und Grundwasser zu leiden hat«, und waren von der zum Geschäftsbereich des Innenministeriums gehörenden Ministerialabteilung für den Straßen- und Wasserbau generelle Pläne und Kostenvoranschläge für die Verbesserung der Neckartalstraße von Cannstatt bis Neckargröningen ausgearbeitet worden. Doch die Ausführung dieser Pläne musste angesichts der hohen Kosten zunächst unterbleiben, was man in Aldingen mit Blick auf die alles andere als rosigen Gemeindefinanzen nicht sehr bedauerte.

Neue Bewegung kam in die Sache, nachdem 1896/97 die Straße zwischen Cannstatt und Mühlhausen ausgebaut worden war, und da es jetzt auch konkrete Pläne für den Bau einer Neckarbrücke bei Hochberg gab, ließ sich absehen, dass die Neckartalstraße immer mehr an Bedeutung gewinnen wird. Vor diesem Hintergrund konnte man den 3370 Meter langen Straßenabschnitt auf Aldinger Gemarkung unter keinen Umständen in seinem bisherigen Zustand belassen und konnten sich die Aldinger Gemeindegremien (Gemeinderat und Bürgerausschuss), wie es im Gemeinderatsprotokoll vom 5. Dezember 1901 rückblickend heißt, »der Verbesserung der Neckartalstraße auf hiesiger Markung nicht mehr länger verschließen«. Im November 1899 beschlossen sie, die »Korrektion« der Straße »sofort in Angriff zu nehmen«. Die Straße wurde auf eine Gesamtbreite von 6,40 Meter und eine Fahrbahnbreite von 4,50 Meter ausgebaut. Im Frühjahr 1902 waren die Arbeiten abgeschlossen, und der Ludwigsburger Oberamtmann Münst zollte den Aldingern ein großes Lob: »Die Straße erweckt nunmehr zu allgemeiner Zufriedenheit einen prächtigen Eindruck.«

An den Gesamtkosten von rund 88 000 Mark beteiligte sich die Amtskörperschaft mit 16 500 Mark, der Staat mit 17 500 Mark, und die Firma Heinrich Franck Söhne in Ludwigsburg leistete einen freiwilligen Beitrag von 1000 Mark.



Aldinger Impressionen auf einer Postkarte aus der Zeit um 1900.

Die Gemeinde Aldingen musste also 53 000 Mark übernehmen, und da sie über »keine eigenen Mittel« verfügte, beschloss der Gemeinderat, zur Deckung der Baukosten eine gemeindeeigene Quelle zu verkaufen, was 8000 Mark einbrachte, und bei der Württembergischen Sparkasse in Stuttgart ein Darlehen von 45 000 Mark aufzunehmen. Diese Darlehenssumme macht übrigens deutlich, wie bedeutend dieses Projekt auch in finanzieller Hinsicht war und weshalb die Aldinger so lange gezögert hatten, es in Angriff zu nehmen: 1899, also vor Beginn des Straßenbaus, wies die Gemeinde einen Schuldenstand von lediglich 4500 Mark auf.

Ein anschauliches Bild vom Dorfleben und den wirtschaftlichen Verhältnissen in Aldingen am Ende des 19. Jahrhunderts vermittelt der Bericht, den Pfarrer Müller – natürlich aus der ganz persönlichen Sicht des Ortsgeistlichen – anlässlich der Pfarrvisitation durch den Ludwigsburger Dekan Herrlinger im Jahre 1900 verfasst hat. Die interessantesten Ausführungen Müllers sind im Folgenden im Wortlaut wiedergegeben:

»Die Teilnahme am öffentlichen Gottesdienst ist bei dem weiblichen Teil der Bevölkerung verhältnismäßig gut. Von den Männern wird kaum die Hälfte zu den regelmäßigen Kirchgängern zu zählen sein. Namentlich in den Sommermonaten und winters bei einigermaßen ungünstiger Witterung ist die Unkirchlichkeit der Männer spürbar, und es steht dies zugleich im Zusammenhang mit dem stark ausgeprägten irdischen Sinn und mit der daraus entspringenden Gleichgültigkeit gegen geistige und geistliche Interessen. Die Sonntagsfeier wird im Ganzen nach den gesetzlichen Verordnungen eingehalten. Einmal in der

Berichtszeit kam eine Störung des Gottesdienstes durch Schießen vor. Auch wurden zur Zeit des Heuens und der Ernte von nicht wenigen schon vormittags am Sonntag Feldgeschäfte vorgenommen, die nicht immer als dringende angesehen werden können. Je und je wird sogar während des Zusammenläutens ungescheut mitten durch die Kirchgänger hindurch aufs Feld gefahren. Einzelne stehen auch sonst an den Sonntagen während des Kirchgangs im Werktagsgewand vor den Häusern herum. Auf der anderen Seite aber finden sich Gemeindegewissen mit ernstem Gewissen, welche lieber einen zeitlichen Schaden leiden würden, als dass sie die Sonntagsfeier preisgeben.«

»Das Familienleben ist im Allgemeinen ein geordnetes, doch dürfte der innere und äußere Zusammenhalt zwischen Mann und Weib vielfach ein festerer und das elterliche Vorbild für die Kinder ein besseres sein. Durch das leidige Wirtshausleben der Männer wird in die Familien manche Sorge und Widerwärtigkeit hineingetragen.«

»Bei der Kinderzucht zeigt sich derselbe in die Augen fallende Gegensatz, wie er zwischen den Männern und den Weibern besteht. Während die Töchter meist wohl erzogen und in ihrem Benehmen geordnet sind, tritt bei den Söhnen eine umso größere Unbändigkeit zutage. Da letztere schon früh zu allen möglichen Geschäften im landwirtschaftlichen Umtrieb angehalten und dabei vielfach kameradschaftlich behandelt werden, so erwächst daraus der doppelte Nachteil, dass sie nicht nur für geistliche Interessen frühzeitig abgestumpft werden, sondern auch nur allzu bald in eine falsche Selbständigkeit hineinkommen, wobei sie sich nicht mehr gerne etwas sagen lassen wollen. Und für den Zwang zur Arbeit wollen sie sich umso mehr in den Freizeiten durch ein ungebundenes Leben auf den Straßen schadlos halten, wogegen von den Eltern nicht ernstlich eingeschritten wird.«

»Von der ledigen Jugend sind die Töchter meist in äußerer Zucht und Ordnung. Nur hat die Putzsucht von Jahr zu Jahr bei ihnen zugenommen, wie auch bei manchen jungen Frauen. Von den ledigen Söhnen sind etliche ausschweifend, übermütig und trotzig. Dies gilt namentlich von den Fabrikarbeitern, die nicht selten unbotmäßig auftreten. Auch die ledigen Fabrikarbeiterinnen sind durch ungünstigen Einfluss von außen her dem Leichtsinne und der Unordnung zugänglicher geworden. Dazu kommen Eifersüchteleien und gegenseitiges Aufeinanderherabsehen zwischen der in Fabriken und der in der Landwirtschaft beschäftigten ledigen Jugend. Auch nimmt der Wirtshausbesuch der ledigen Söhne zu, da die Fabrikarbeiter unter ihnen einen beträchtlichen Teil ihres Verdienstes dazu verwenden. Andererseits wollen auch manche Bauernsöhne darin nicht zurückbleiben und verschaffen sich die Mittel dazu zum Teil auf unehrliche Weise, indem sie heimlich ihren Vätern Frucht entwenden und verkaufen, wie dies meist die Väter selber in ihren ledigen Jahren getan haben, weswegen sie keine Macht über ihre Söhne haben.«

»Bei dem Gesindewesen zeigt sich je länger, je mehr die Schwierigkeit, überhaupt Dienstboten zu bekommen, da die verwendbaren Kräfte im Ort selbst meist in die Fabriken geleitet werden. Bauernknechte müssen auf Entfernung von vier bis fünf Stunden auf dem Welzheimer Wald gesucht werden. Man muss nehmen, wen man irgend bekommen kann, muss sich auch alles von ihnen gefallen lassen, nur um sie festzuhalten. Es gehören deshalb gerade diese jungen Leute zu den brutalsten in der Gemeinde.«

»Das sittliche Leben bewegt sich bei der Mehrzahl der Gemeindeglieder in den Schranken der bürgerlichen Ehrbarkeit, womit sich übrigens Selbstbewusstsein und Selbstgerechtigkeit in ziemlich hohem Grad verbindet. Im Verhalten der Gemeindeglieder untereinander fehlt es am gegenseitigen Vertrauen, weshalb es in keiner Sache zu einem festen Zusammenschluss kommen will. Die Reichen sehen auf die Armen, die Bauern auf die Fabrikarbeiter, die ›Fabrikler‹, herab. Umgekehrt dünken sich die letzteren, die ›in das Geschäft‹ gehen, als die Größeren und Stärkeren, weil ihnen jederzeit Geldmittel zum Wirtshausverbrauch zur freien Verfügung stehen, und gefallen sich in ihrem unbotmäßigen, zum Teil rohen Wesen. Dadurch entstehen fortwährende Reibungen der beiden Parteien, die je und je zu blutigen Händeln geführt haben.«

»Die Berufs- und Erwerbsverhältnisse sind nicht ungünstig. Der noch überwiegende landbautreibende Teil der Bevölkerung leidet zwar unter der schon erwähnten Dienstboten-Not und muss hart arbeiten, was bei manchen in ein Leib und Geist aufreibendes Wühlen übergeht. Immerhin lohnt sich die Arbeit durch leichte Verwertung der Felderzeugnisse, besonders an Kartoffeln, Stroh, Zichorien und Zuckerrüben, in den nahe gelegenen Städten Ludwigsburg, Cannstatt und Stuttgart mit ihren militärischen, industriellen und häuslichen Bedürfnissen. Dagegen gehen die kleinen Handwerke mehr und mehr zurück, namentlich die Schuhmacherei und Schneiderei. Dafür wenden sich die Leute in steigendem Maße – es sind deren jetzt schon etwa 110, der 10. Teil der Bevölkerung – der lohnenderen und dem Unabhängigkeitsdrang in mancher Hinsicht mehr entsprechenden Fabrikarbeit zu (Eisengießerei und Schuhfabrik in Kornwestheim, Ziegeleien in Ludwigsburg, Spinnerei in Mühlhausen). Im Ort selbst ist keine Fabrik. Aber die Leute nehmen die bei schlimmer Witterung beschwerlichen Gänge von 3/4 bis 5/4 Stunden frühmorgens und abends mit in den Kauf. Namentlich wollen die Knaben aus ärmeren Häusern kein Handwerk mehr lernen. Wiederholt kam es auch vor, dass Lehrlinge die Lehrzeit abgebrochen haben oder unmittelbar nach vollendeter Lehrzeit in Fabriken übergegangen sind. Leugnen lässt sich nicht, dass durch diesen Umschwung der Erwerbsverhältnisse dem unmittelbaren Mangel vorgebeugt ist und die Armut zurücktritt. Allein, da diese Fabrikarbeiter wohl größere Bedürfnisse sich angewöhnen, aber meist der Sparsamkeit und Häuslichkeit sich nicht befleißigen, so muss daraus ein unausbleiblicher Schaden für die Zukunft erwachsen.«

»Das gesellige Leben der männlichen Gemeindeglieder hat ein ziemlich niederes, durch den Wirtshausbesuch bestimmtes Niveau. Neben zwei Gasthäusern, worunter eines mit eigener Bierbrauerei, sind ein größeres und kleineres Wirtshaus, je mit Metzgerei, und drei geringe Schenken, mit Bäckereien verbunden, vorhanden, also im ganzen sieben Wirtshäuser, so dass bei etwa 350 männlichen Personen vom zurückgelegten 16. Lebensjahr an auf ein Wirtshaus 50 Personen kommen. Besonders üben zwei der Schenken einen verderblichen Einfluss auf die jungen Leute wie auch Verheiratete aus und treiben sie immer mehr ins Trinken hinein. Auch die zunehmende Zahl von weltlichen Vereinen dient hauptsächlich nur dazu, um Trinkgelegenheiten zu schaffen. Es bestehen hier gegenwärtig ein Kriegerverein (für Ältere), ein Militärverein (für Jüngere), ein Gesangverein (›Liederkranz‹) und ein Turnverein, welche im Frühjahr ihre Ausflüge machen.«



*Der Gasthof »Zum Löwen« um 1900.
Damals gab es in Aldingen insgesamt sieben Wirtshäuser. Der »Löwen« bestand
von 1832 bis zum Abbruch des stattlichen Gebäudes im Jahre 1970.*

»In politischer Hinsicht findet sich in der Gemeinde eine Mischung von konservativen und demokratischen Elementen, letztere überwiegend, wenn man die Sozialdemokraten mit einrechnet. Bei Wahlen schwankt das Verhältnis hin und her. Bei der Reichstagswahl im Jahr 1898 wurden abgegeben: für den nationalen Kandidaten 62 Stimmen, für den demokratischen Kandidaten 39 Stimmen, für den sozialdemokratischen Kandidaten 51 Stimmen. Bei der Stichwahl aber erhielt der nationale Kandidat 104 Stimmen, der sozialdemokratische Kandidat 68 Stimmen von 222 Wahlberechtigten. Überhaupt ist es nicht die politische Einsicht, die über dieses Parteien-Verhältnis entscheidet. Vielmehr sind es persönliche Stimmungen und Verstimmungen. Es mag dazu etwas beitragen, dass die Leute nach langjährigem Brauch auf dem Rathaus von oben herab behandelt werden, wie denn überhaupt manche von den reicheren, konservativ gerichteten Männern nicht eben immer die freundlichsten und rücksichtsvollsten gegen ihre Mitbürger sind.«

Quellen- und Literaturhinweise

Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, Stuttgart 1859.

Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung nach Kreisen, Oberämtern und Gemeinden.
Bd. 1, Stuttgart 1904.

Heinz Pfizenmayer: Remsecker Bilderbogen. Erinnerungen an längst vergangene Zeiten,
Remseck a. N. 1985.

Landeskirchliches Archiv Stuttgart: A 29, Pfarrberichte Aldingen.

Staatsarchiv Ludwigsburg: F 181 I Bü 26, 52, 149, 150, 192b; F 181 III Bü 222.

Seimeny

Ein deutsches Kolonistendorf in Bessarabien

von Simon Karzel

Zwischen dem ehemals bessarabiendeutschen Dorf Seimeny und der Stadt Ludwigsburg gibt es seit über sechzig Jahren einen regen Austausch. 1955 übernahm Ludwigsburg eine Patenschaft für die ehemaligen Bewohner Seimenys. Das 60-jährige Jubiläum dieser Patenschaft im Jahr 2015 war Anlass für die Veranstaltungsreihe »Migration und Integration«. Teil der Veranstaltungsreihe war eine Ausstellung über Seimeny, die im Stadtarchiv Ludwigsburg vom 18. Juli bis zum 15. Oktober 2015 zu sehen war und deren wichtigsten Ergebnisse im Folgenden vorgestellt werden.

Im Reich des Zaren

Bessarabien ist ein Landstrich im südöstlichen Europa, der heute auf dem Staatsgebiet der Republik Moldau und zu einem kleineren Teil auf ukrainischem Territorium liegt. Das Gebiet ist durch die Flüsse Dnjester im Osten, Pruth im Westen sowie das Schwarze Meer im Süden begrenzt und bildet ein langgezogenes, spitzes Dreieck. Der Name Bessarabien leitet sich vermutlich von der walachischen Fürstenfamilie Basarab ab.

Bessarabien lag in der frühen Neuzeit im Schnittpunkt osmanischer und russischer Interessen. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts gehörte es zum osmanischen Einflussgebiet. Nach der Eroberung dieses Bereichs durch den russischen Zaren Alexander I. traten die Osmanen 1812 im Frieden von Bukarest das Gebiet an Russland ab, es entstand die russische Provinz Bessarabien.

Die neuen Machthaber suchten Siedler, die das nur dünn bevölkerte Land landwirtschaftlich erschließen sollten. 1813 wandte sich Zar Alexander I. in einem Aufruf an siedlungswillige Personen, sich in der neuen Provinz niederzulassen. Der Einladung des Zaren folgten vor allem Deutsche aus dem Herzogtum Warschau, aus Württemberg und aus Preußen. In den Folgejahren siedelten sich die deutschen Auswanderer zwischen den Flüssen Pruth und Dnjester an. Der Großteil von ihnen ließ sich im Süden der Provinz, im sogenannten Budschak, nieder. In der ersten Siedlungsphase von 1814 bis 1842 wurden 25 Kolonien gegründet. Eine zweite Welle von Niederlassungen folgte zwischen 1860 und 1914.

Neben den Siedlern aus deutschsprachigen Gebieten lebten viele Volksgruppen friedlich nebeneinander. Die Zahl der Bessarabiendeutschen betrug nie mehr als 3 % der Gesamtbevölkerung. Bei einer Volkszählung 1930 hatten 2,8 % der Bewohner Bessarabiens deutsche Wurzeln. Auch Russen, Ukrainer, Juden, Bulgaren und Gagausen waren in Bessarabien ansässig.

Die alte Heimat verließen diese Menschen aber nicht ohne Grund. Zum einen lockte der neue Landesherr mit zahlreichen Vergünstigungen und Privilegien, zum anderen war das bisherige Leben der Auswanderer durch zahlreiche Beschwerden geprägt. Die Ursachen für die Umsiedlung an das Schwarze Meer waren vielschichtig und reichten von wirtschaftlicher Not bis zu politischer und religiöser Verfolgung.

Zwischen Russland und Rumänien

Die Privilegien, die der Zar den Bessarabiendeutschen zugestand, waren verlockend: Zehn Jahre Steuerfreiheit, Aushändigung eines Startkapitals für ärmere Siedler, Übertragung von 60 Desjatinen Land pro Familie, Nahrungsgeld bis zur ersten eigenen Ernte, Befreiung vom Militärdienst und keine Einquartierung von Soldaten sowie Religionsfreiheit. Allerdings mussten die finanziellen Zuwendungen nach 20 Jahren zurückgezahlt werden.

Zwar waren die angebotenen Vergünstigungen vielversprechend, aber die Siedler waren von Anfang an mit zahlreichen Problemen konfrontiert: Aufgrund der widrigen klimatischen Bedingungen wechselten sich Missernten mit Seuchen ab. Die Bevölkerung litt unter den Folgen zahlreicher kriegerischer Auseinandersetzungen zwischen Russland und dem Osmanischen Reich. In diesem Zusammenhang wurden – entgegen den ursprünglichen Versprechungen – immer wieder Soldaten in den Kolonien einquartiert. 1871 verloren die Siedler die ihnen zugestandenen Sonderrechte, drei Jahre später galt auch für sie die Wehrpflicht.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Bessarabien 1918 dem Königreich Rumänien zugesprochen. Die Zugehörigkeit zu Rumänien währte allerdings nicht lange. Etwas mehr als 20 Jahre später gestand das Deutsche Reich der Sowjetunion in einem geheimen Zusatzprotokoll zum Hitler-Stalin-Pakt unter anderem Bessarabien zu. 1940 wurde dieses Gebiet Teil der Sowjetunion; der nördliche Bereich wurde der Moldauischen Sowjetsozialistischen Republik zugeschlagen, der Süden kam zur Ukrainischen Sowjetsozialistischen Republik. Innerhalb weniger Monate verließen 93 500 Bessarabiendeutsche das Gebiet zwischen Dnjester und Pruth und siedelten in Gebiete im heutigen Polen um.



Lage von Seimeny im heutigen Europa.

Von Fürst und Fürstin – die Gründung Seimenys

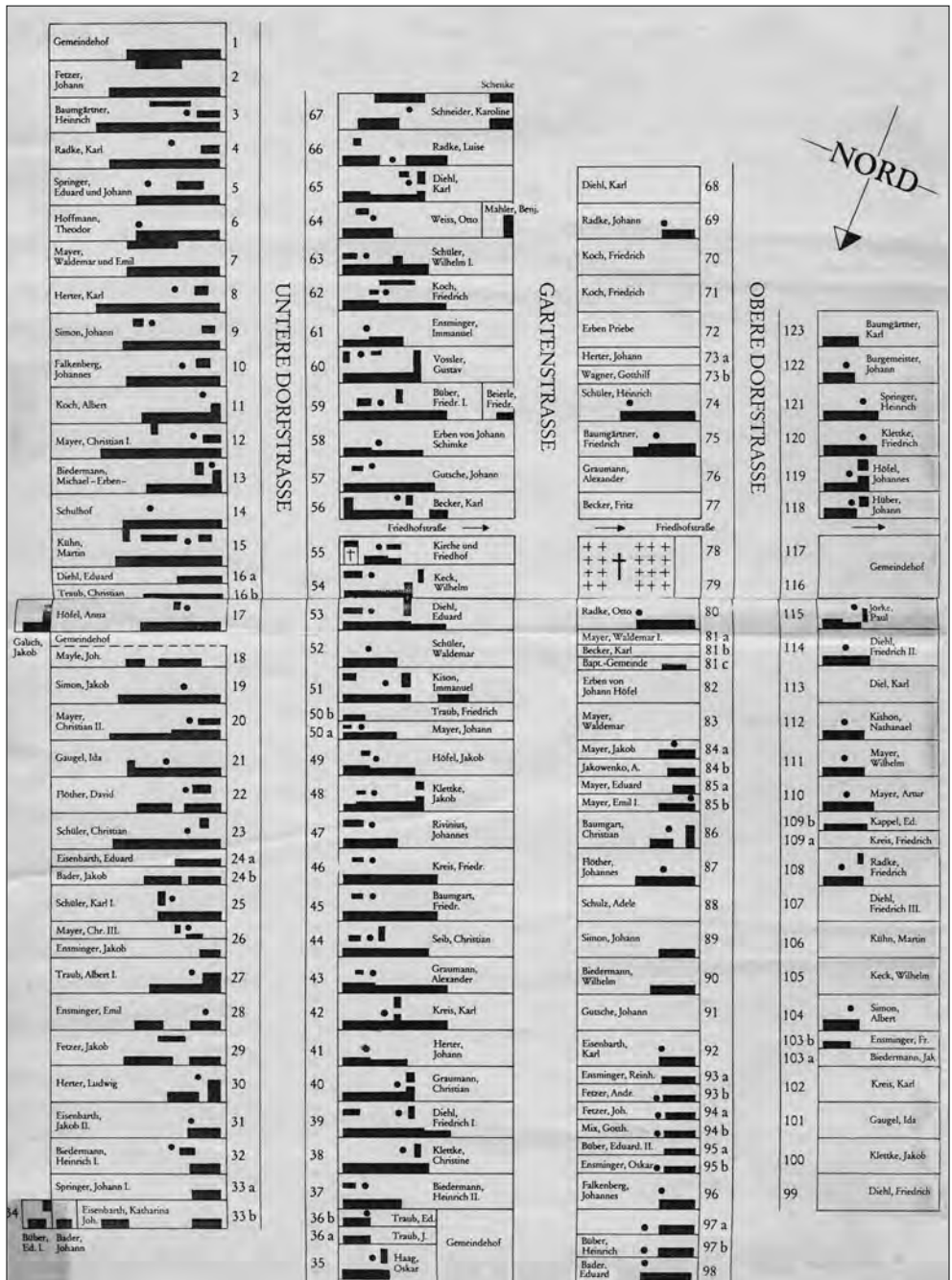
Die Geschichte der Bessarabiendeutschen ist im Vergleich zu anderen deutschen Siedlergruppen in Ost- und Südosteuropa eine sehr kurze Geschichte, die einen Zeitraum von ungefähr 125 Jahren umfasst. Die Geschichte des Dorfs Seimeny beginnt sogar erst 1867, mit der zweiten Ansiedlungsphase der Bessarabiendeutschen. Zur Zeit der russischen Eroberung im Jahr 1812 befanden sich auf dem Gebiet Seimenys vereinzelte Siedlungen. 1824 erhielt der »Wirkliche Staatsrat« Konstantin Jankowlew Bulgakow vom Zaren Land geschenkt, auf dem auch das spätere Seimeny liegen sollte. Im Lauf der Zeit wurde das Eigentum des Staatsrats aufgeteilt, das Seimener Gebiet ging in den Besitz des Generals Marino über, der sich mit Pferde- und Schafzucht beschäftigte. Da die Region noch nicht ganz befriedet war, sicherten Kosaken das Gebiet ab und waren dauerhaft vor Ort stationiert.

Das Gebiet von Seimeny wurde 1864 von der Fürstin Wolkonsky für ihren Sohn Grigorius Petrowitsch erworben. Dieser war anfänglich aufgrund einer Verschwörung nach Sibirien verbannt worden. Auf Intervention seiner Mutter wurde die sibirische Verbannung in eine Verbannung nach Bessarabien umgewandelt. Fürst Wolkonsky wurde so in Seimeny inhaftiert und durch Kosaken streng bewacht. Die Fürstin und ihre Schwiegertochter ließen ein Schloss neben dem Gefängnis bauen. Im Laufe der Zeit lockerten sich die Haftbedingungen des Fürsten, so dass dieser sich immer freier bewegen konnte, bis er schließlich 1877 freigelassen wurde.

Seimental oder Seimeny?

Fürst Wolkonsky verpachtete bereits vor seiner Entlassung sein Land an deutsche Kolonisten aus Bessarabien und dem Gebiet Cherson. Dies war die Geburtsstunde der Kolonie Seimeny. Die meisten Pächter kamen aus den Kolonien Alexanderhilf und Neuburg. Die Anfangszeit erwies sich als sehr schwierig, da die ersten drei Jahre von Missernten geprägt waren. Mit den Neuankömmlingen erhielt der nun planmäßig angelegte Ort auf Initiative des Fürsten einen neuen Namen: Seimental. Einige der Siedler wanderten bald in die Vereinigten Staaten aus oder kehrten in ihre Mutterkolonien zurück. Andere erwarben das gepachtete Land nach einiger Zeit. Beim Bau der neuen Höfe galten einheitliche Baubedingungen. Wenig später entstand das erste Schul- und Bethaus. Die Pachtverträge der Kolonisten wurden insgesamt viermal verlängert, zweimal auch noch nach dem Tod des Fürsten 1882. Mit dem Auslaufen des letzten Pachtvertrages verkaufte die Witwe Wolkonsky 1894 fast das gesamte Gebiet an die Brüder Gottfried und Gottlieb Schulz. Diese teilten Seimental in über 50 Parzellen auf, die sie weiterverkauften. Die neuen Besitzer benannten den Ort wieder in Seimeny um.

Zum Ende des Ersten Weltkriegs verschlechterte sich die Situation der Bessarabiendeutschen dramatisch. Die russische Regierung hegte Zweifel an der Zuverlässigkeit der Deutschen und plante deren Umsiedlung nach Sibirien. Dies scheiterte nur am strengen Winter und der Februarrevolution 1917 in Russland.



Ortsplan von Seimeny.

Bis zu diesem Zeitpunkt war die Verwendung der deutschen Sprache vorübergehend verboten, auch in den Kirchen herrschte ein Predigtverbot aus Angst vor umstürzlerischen Gedanken. Mit der russischen Niederlage im Ersten Weltkrieg ging die zeitweise Stationierung deutscher Soldaten in Seimeny und ganz Bessarabien einher. Rumänien annektierte Bessarabien 1918, zwei Jahre später wurde Rumänisch dort zur Amtssprache.

In den Jahren 1938 und 1939 versuchte der rumänische Notar Neon Grün eine Flurbereinigung in Seimeny durchzuführen. Bei den Flurbereinigungen in Bessarabien war es zu dieser Zeit üblich, dass überzähliges Land, das sich als herrenlos herausstellte, in Teilen von Staatsdienern beansprucht werden konnte. Die Vermessungsarbeiten in Seimeny allerdings kamen zu dem Ergebnis, dass kein herrenloses Land übrig, sondern vielmehr weniger Land vorhanden war, als die Kaufbriefe belegten. Nach einigen Streitigkeiten wurde der Landvermesser von seinem Vorgesetzten abgezogen, ohne für sich einen Vorteil aus der Neuvermessung des Landes zu ziehen.

Zwischen Steppe und Liman

Seimeny liegt auf einer Anhöhe über dem Dnjestr-Liman – dem breiten Mündungsbereich des Flusses Dnjestr – und ist von ebener Steppe umgeben. Das Dorf bestand aus zwei breiteren Dorfstraßen und einer schmaleren, dazwischenliegenden Straße, der Gartenstraße. Im rechten Winkel zu diesen Straßen verlief die Friedhofstraße. Die Siedlungsbedingungen erwiesen sich als vorteilhaft, zum



Kolonistengespann auf der Dorfstraße.

einen aufgrund der verkehrsgünstigen Lage, zum anderen wegen der fruchtbaren Böden. Sowohl zu Wasser als auch zu Land war die Ortschaft gut zu erreichen. Schiffe transportierten die landwirtschaftlichen Erzeugnisse über den Dnjestr nach Odessa, die Kreishauptstadt Akkermann lag nur 20 km auf dem Landweg entfernt.

Im Vergleich zu anderen Gemeinden herrschten in Seimeny gesunde klimatische Bedingungen, die Sterblichkeitsrate war niedriger als in anderen Ortschaften. Trotzdem war Seimeny immer wieder Unwettern ausgesetzt. Die Ortschronik verzeichnet für das Jahr 1920 einen Großbrand, dem mehrere Gebäude zum Opfer fielen; starker Wind fachte das Feuer immer wieder an, so dass mehrere Höfe in Mitleidenschaft gezogen wurden. Fünf Jahre später wurde der Ort von einem sintflutartigen Regenfall heimgesucht, der ebenfalls Gebäudeschäden verursachte und zahlreiches Vieh ertränkte.

Die Gemeinde Seimeny nahm seit der Jahrhundertwende mehrere Bauprojekte in Angriff. Der Friedhof wurde erweitert, eine kleine Brücke über einen Wassergraben gebaut sowie ein Schulhaus und ein Spritzenhaus errichtet. Das Schul- und Bethaus wurde später abgerissen und neu erbaut. Im Jahr 1933 erhielt das Bethaus einen Glockenturm. Die Schlösser der Wolkonsky hingegen wurden abgetragen, die Einzelteile dieser Gebäude als Baumaterial weiterverkauft. Im Zusammenhang mit der Gründung eines Konsumvereins gab es von 1917 bis 1929 einen Dorfladen.

Politisches, gesellschaftliches und wirtschaftliches Leben in Seimeny

Die politische Führung des Dorfs oblag dem Schulzen. Er konnte bei kleineren Streitfällen für Schlichtung sorgen, alle anderen Rechtsstreitigkeiten fielen in die Zuständigkeit des Oberschulzen vom Gebietsamt. Ab 1918 schlossen sich mehrere Kommunen zusammen, der Verwaltungssitz kam nach Seimeny. Von nun an übernahm der Primar die politische Leitung des Dorfs. Allerdings wurde neben ihm ein Kirchenkurator eingesetzt, der den Gemeindebesitz verwaltete, was vorher dem Schulzen oblag.

Seimeny verfügte über eine Dorfschule mit zwei Lehrern. Im Jahr 1914 wurden hier 120 Schüler unterrichtet, die in zwei Klassen aufgeteilt waren. Der Religions- und Deutschlehrer war zugleich auch Küster der Gemeinde, bis zum Ende des Ersten Weltkriegs war er auch als Dorfschreiber tätig. Die nächsten weiterführenden Schulen befanden sich in Tarutino und Akkermann. Nach dem Ersten Weltkrieg nahm der Bedarf an akademischer Bildung zu, was sich an der gestiegenen Zahl an Universitätsabsolventen zeigte, die Arzt, Pfarrer, Rechtsanwalt oder Lehrer wurden.

In Bessarabien gab es nur in drei deutschen Siedlungen eigene Gasthäuser, meist wurde in den Dörfern das Recht, Gäste zu bewirten, alle drei Jahre versteigert. Hierzu musste ein möbliertes Zimmer mit zwei Betten bereitgehalten werden. Häufig übernahmen Staatsbeamte diese Aufgabe. Reichte die Bettenkapazität nicht aus, wurden Gäste unentgeltlich in anderen Häusern aufgenommen.



Schulklasse mit Paul Jörke, dem letzten Lehrer von Seimeny.

In Seimeny war es nicht üblich, sich vor einer Hochzeit zu verloben. Das Brautpaar hatte sich beim Pfarrer einer Prüfung zu unterziehen, damit kein sogenanntes sittliches Vergehen vorlag. Bei sittlichen Vergehen wurde eine Strafzahlung verhängt und die Braut durfte zur Hochzeit keinen Kranz tragen. Stellte sich erst nach der Trauung ein solches »Vergehen« heraus, wurde die Strafzahlung verdoppelt. Hochzeiten fanden in Seimeny bei den Brauteltern statt und konnten bis zu drei Tage dauern. Dazu wurden mehrere Zimmer leer geräumt. Die für die Feierlichkeiten erforderlichen Möbel holten die Brautführer bei den jeweils geladenen Gästen ab.

Wie alle bessarabiendeutschen Gemeinden war auch Seimeny stark landwirtschaftlich geprägt. Die Bauern waren Selbstversorger, die ihre landwirtschaftlichen Überschüsse für die Märkte in Akkermann und Odessa produzierten. Neben den Landwirten waren Handwerker die zweite große Berufsgruppe in Seimeny. Die wirtschaftlichen Erträge der Höfe erwiesen sich häufig nur als durchschnittlich. Immerhin konnten die meisten Siedler während des Ersten Weltkriegs aufgrund der gestiegenen Preise für landwirtschaftliche Produkte ihre Schulden tilgen. Die Verwendung von Dünger brachte kaum Vorteile, da das Getreide so entweder zu schnell wuchs oder in der Sonne verbrannte. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Ernte mit Hilfe von importierten Maschinen, die mit Pferdegespannen betrieben wurden, eingebracht. Für die Bewachung der Kühe, Pferde und Schafe wurde jedes Jahr jeweils ein Hirte angeworben, der für alle Tiere des Dorfs die Verantwortung trug.



*Links: Hochzeit von Adele Ziemann und Eduard Schulz 1913;
rechts: Brautführerwagen, der für eine Hochzeit Möbel und Gäste transportiert.*

Nachhaltig beeinträchtigt wurde das Alltagsleben durch die zahlreichen Verpflichtungen, denen sich die Dorfbewohner ausgesetzt sahen. Nach dem Wegfall der ursprünglichen Privilegien musste für die Verpflegung der Grenzbeamten gesorgt werden. Auch durchreisende Beamte und Soldaten wollten verpflegt werden, teilweise wurden diese auch in Seimeny einquartiert. Selbst für den Transport der Reisenden hatten die Einwohner in einigen Fällen Sorge zu tragen.

Das kulturelle Leben des Dorfs hatte gewisse Abwechslungen zu bieten: Neben den Aktivitäten des Gesangsvereins, des Jugendvereins und des Frauenvereins fanden immer wieder Theateraufführungen statt. Für kurze Zeit gab es den Sportverein Harmonia. Der nahe gelegene Dnjestr-Liman ermöglichte in der heißen Jahreszeit willkommene Abkühlung. Ein sehr beliebtes Spiel war das österliche Eierlesen, eine Tradition, die noch aus Deutschland stammte und eine Art Wettkampf darstellte.

Glaubensfreiheit und eigene Pastoren – Kirche und Glauben in Seimeny

Die Bewohner von Seimeny waren fromme und gottesfürchtige Menschen, die sich zum evangelischen Glauben bekannten. Für viele Bessarabiendeutsche der ersten Generation war der Glaube von so großer Bedeutung, dass sie ihre ursprünglichen Siedlungsgebiete in Mitteleuropa verließen und nach Bessarabien umsiedelten, um dort ungestört ihren Glauben leben zu können. Vor allem die ursprünglich von den Zaren zugesicherte Befreiung vom Militärdienst war ihnen sehr wichtig. Während der Zugehörigkeit zu Russland waren alle bessarabischen Gemeinden der evangelisch-lutherischen Synode in St. Petersburg unterstellt. Nach dem Anschluss an Rumänien orientierte sich die bessarabische Kirche an der evangelischen Kirche Siebenbürgen.



Hof der Familie Eduard Traub.



Erntearbeiten 1927, im Hintergrund (vor den Gebäuden) aufgestapelter Mist, der zum Heizen verwendet wurde.

In den Anfangsjahren hatte Seimeny keinen eigenen Pastor, erst ab 1896 teilte sich der Ort einen Pfarrer zusammen mit dem Ort Eigenheim. Aber schon 1908 reichte das Gehalt des Geistlichen nicht mehr aus und Seimeny wurde durch Pfarrer aus benachbarten Orten mitbetreut. Von 1926 an gehörte Seimeny mit umliegenden Gemeinden zum Kirchspiel Andrejewka-Eigenheim. Zu feierlichen Anlässen wie dem sonntäglichen Kirchgang trugen die Frauen in Seimeny selbst geklöppelte Spitzentücher.

Familie Schulz – eine außergewöhnliche bessarabische Familie

Das Schicksal der Familie Schulz zeigt beispielhaft die extremen Wanderungsbewegungen, die bessarabische Familien innerhalb weniger Generationen vollzogen. Die Ursprünge dieser Familie lassen sich bis nach Hinterpommern zurückverfolgen, wo sie einfachen Verhältnissen entstammte. Zuerst wanderte die Familie Ende des 18. Jahrhunderts von Pommern nach Südpolen, das damalige Südpreußen. In der deutschen Kolonie Sofiental lebte Familie Schulz aber nur für eine Generation. Mit der ersten Siedlerwelle kam sie 1818 nach Bessarabien in die Ortschaft Kulm. Der Anfang in Bessarabien war sehr hart für die Familienmitglieder, da sie als Hirten keine Erfahrungen besaßen, wie Landwirtschaft zu betreiben war.

Gottlieb Schulz (geb. 1853) wurde ebenso wie später sein Sohn David zum russischen Militärdienst eingezogen und nahm an einem der russisch-türkischen Kriege teil. Nach der Rückkehr betrieb Gottlieb gemeinsam mit seinem Bruder Gottfried sehr erfolgreich den Ankauf und Weiterverkauf von Land, aber auch andere Handelsgeschäfte. Durch diese Tätigkeit vermittelten die Brüder zahlreiches Land, das ehemals russischen Adligen gehörte, an deutsche Siedler weiter. Die Brüder Schulz erwarben 1894 große Teile Seimenys von der verwitweten Fürstin Wolkonsky und verkauften einzelne Grundstücke mit einem geringen Aufschlag weiter. Die Bewohner Seimenys waren von nun an keine Pächter, sondern Eigentümer der von ihnen bewirtschafteten Güter.

Der oben erwähnte David Schulz war als innovativer Landwirt bekannt, gleichzeitig verkehrte er in den höheren russischen Kreisen von Odessa und



David Schulz als russischer Soldat 1916.

leistete seinen Militärdienst in Russland ab. Er steht beispielhaft für die Flexibilität und Anpassungsfähigkeit der Bessarabiendeutschen, die sich zwischen mehreren Kulturkreisen gleichzeitig bewegten und doch ihre eigene Identität bewahrten.

Aufbruch ins Ungewisse – Die Umsiedlung »Heim ins Reich«

Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs hatte tiefgreifende Veränderungen für Seimeny und ganz Bessarabien zur Folge. Die Beschlagnahme der Pferde und die Einberufung der Männer zur rumänischen Wehrmacht bedeuteten für die landwirtschaftlich dominierten Gemeinden einen schweren Einschnitt in das Berufs- und Erwerbsleben. Die Bestellung der Felder musste trotz der widrigen Umstände bewerkstelligt werden. Aber die Bessarabiendeutschen waren sich von Anfang an bewusst, dass die Weltpolitik sich wohl auch auf ihr persönliches Schicksal auswirken würde. Dies zeigte sich in der Tatsache, dass ab dem Herbst 1939 keine Reparaturen mehr ausgeführt oder Neubauten angegangen wurden. Als Hitler und die Nationalsozialisten ankündigten, die sogenannten Volksdeutschen unter dem Schlagwort »Heim ins Reich« in mehrheitlich von Deutschen besiedelte Gebiete zurückholen zu lassen, fanden die Deutschen im Südosten Europas explizite Erwähnung. Die Vereinbarungen zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion wurden schnell in die Tat umgesetzt. Bereits am 28. Juni 1940 zogen die rumänischen Beamten und Soldaten aus Seimeny ab, um Russland das bessarabische Gebiet zu überlassen. Ende Juli trafen die Sowjets in Seimeny ein, beschlagnahmten die Ernte und verlangten Fronarbeiten. Die Absprache zwischen Deutschland und der Sowjetunion sah vor, dass sich die deutsche Bevölkerung entscheiden konnte, ob sie in Bessarabien bleiben oder in die vom Deutschen Reich kontrollierten Territorien umsiedeln wollte. Aufgrund der Erfahrungen, die die Bessarabiendeutschen mit den russischen Besatzern innerhalb weniger Monate machten, entschieden sich alle Bessarabiendeutschen für eine Umsiedlung.

Am 15. September 1940 nahm eine paritätisch mit drei Deutschen und drei Sowjets besetzte Umsiedlungskommission ihre Arbeit in Seimeny auf. Die Sowjets zeigten sich enttäuscht und verwundert, als die Bewohner Seimenys sich vollständig für die Umsiedlung entschieden. Daraufhin versuchte die sowjetische Seite in der Folge die Umsiedlung mit unterschiedlichen Hindernissen zu verzögern. Die Einwohner wurden gezwungen, Geiseln zu stellen, um so die Ablieferung der Ernte an die Sowjets zu garantieren.

Frauen und Kinder wurden vor den Männern umgesiedelt. Erwachsene Frauen durften 35 Kilogramm Handgepäck mit sich führen, Familien gestand man zu, einen Wagen mit zwei Pferden und einer Tonne Gewicht mitzunehmen. Nach der Erfüllung des Ablieferungssolls an Getreide an die sowjetischen Behörden konnte am 10. Oktober 1940 ein Zug von 204 Wagen mit allen verbliebenen bessarabischen Männern aus Seimeny aufbrechen. Zuvor hat man sich auf dem Friedhof von den Toten verabschiedet. Russische Bewohner des Gebiets durften zum Abschied nicht im Dorf erscheinen, doch säumten sie den Weg des abziehenden Trecks außerhalb der Ortschaft.



*Oben: Dorfstraße von Seimeny, eines der letzten Fotos vor der Umsiedlung;
unten: Umsiedlungstreck.*

In Galatz wurde das Gepäck auf Schiffe verfrachtet, die bis nach Wien führen. Die Wagen der Umsiedler wurden von Vertretern des Deutschen Reichs je zur Hälfte an Rumänen und Siebenbürgersachsen verkauft. Die Pferde der Seimener Bürger blieben hingegen in Galatz. Mit dem Schiff »Helios« führten die Männer bis nach Jugoslawien, von dort weiter mit dem Zug ins Sudetenland nach Marienbad, wo sie in den Hotels »Brunneninspektion« und »Helvetia« ihre Familien wiedertrafen. In diesen beiden Hotels verweilten die Menschen aus Seimeny bis zum August 1941, bis sie mit dem Zug nach Lodz gebracht wurden. Von dort aus erfolgte die Ansiedlung der meisten Seimener im Kreis Kempen,

zwischen Posen und Warschau gelegen. Heute zählt dieses Gebiet zur Woiwodschaft Großpolen, damals wurde es Warthegau genannt. Die Umsiedler erhielten Höfe, die vorher von Polen bewirtschaftet worden waren.

Flucht aus Polen und wieder Neuanfang

Wegen des Vorrückens der Roten Armee war die Zeit der Bessarabiendeutschen im heutigen Polen nur von begrenzter Dauer. Im Januar 1945 bildeten sich Flüchtlingstrecks, die Richtung Westen zogen und den sowjetischen Soldaten zu entkommen suchten. Nicht alle diese Trecks erreichten ihr Ziel. Manche der Bessarabiendeutschen wurden gefangengenommen und nach Sibirien verschleppt. Viele überlebten die Strapazen der Deportation nicht. Einige kehrten erst Mitte der 50er Jahre von ihren Verbannungsorten zurück. Der Mehrzahl der ehemaligen Seimener Bürger gelang die Flucht in die von den westlichen Alliierten besetzten Gebiete. Sie bauten sich meist in der Bundesrepublik ein neues Leben auf.

Die Ortschronik von Gustav Vossler listet 142 Familien auf, die Seimeny 1940 verlassen haben. Der Ort hatte ungefähr 700 Einwohner, 150 von ihnen überlebten den Zweiten Weltkrieg nicht.

Seimeny und Ludwigsburg – über 60 Jahre Patenschaft

Nachdem sich die Bessarabiendeutschen in ihrer neuen »alten Heimat« niedergelassen hatten – größtenteils in Süddeutschland, von wo aus ihre Vorfahren Richtung Osten aufgebrochen waren –, kam es 1955 in Ludwigsburg zu einem Treffen der ehemaligen Bürger Seimenys. Seit diesem Zeitpunkt hat die Stadt Ludwigsburg eine Patenschaft für die »Heimatgemeinde Seimeny« übernommen. Konstantin Mayer war die zentrale Person der Bessarabiendeutschen in Ludwigsburg. Auf Seiten der Stadt hatte er im Beigeordneten Nester einen engagierten Ansprechpartner. Die Stadt Ludwigsburg unterstützt bis heute die Aktivitäten der »Heimatgemeinde Seimeny«, unter anderem auch die Abfassung der Ortschronik und die Ausrichtung diverser Heimattreffen.

An die besondere Beziehung Ludwigsburgs zu Seimeny, das jetzt Semenovka (russisch) oder Semenivka (ukrainisch) heißt, erinnert heute die Bessarabienstraße im Ludwigsburger Schloßlesfeld. Der Kontakt der Heimatgemeinde nach Seimeny ist nicht abgerissen, was zahlreiche Besuche im heute in der südlichen Ukraine gelegenen Ort belegen.

Verwendete Literatur:

- Ernst Gaugel: Geschichte des Dorfes Seimeny, Sindelfingen 1985.
Konstantin Mayer: Der Weg aus der Steppe 1940, Ludwigsburg 1985.
Konstantin Mayer: Geschichte des Dorfes Seimeny, Kreis Akkermann, Bessarabien. Von der Gründung bis zur Auflösung, Ludwigsburg 1958.

Ute Schmidt: Bessarabien. Deutsche Kolonisten am Schwarzen Meer, Potsdam 2012.
Ute Schmidt: »Fromme und tüchtige Leute...«. Die deutschen Siedlungen in Bessarabien 1814–1940, Stuttgart 2014.

An dieser Stelle ist dem Bessarabiendeutschen Verein e.V. zu danken, der das hier gezeigte Bildmaterial zur Verfügung gestellt hat. Dank gebührt auch Max Rosskopf, Norbert Brost und Ottomar Schüler, die auf vielfältige Weise zum Gelingen der Ausstellung beigetragen haben. Weitere Abbildungen finden sich auf der Website des Stadtarchivs Ludwigsburg (www.ludwigsburg.de/stadtarchiv).

Von Totengräbern und Leichensägerinnen

300 Jahre Friedhofskultur in Ludwigsburg

von Günther Bergan

Herzog Eberhard Ludwig verlieh seiner »Ludwigsburg« am 3. September 1718 die Stadtrechte und erhob die junge Stadt gleichzeitig in den Rang der 2. Residenz- und 3. Hauptstadt seines Landes. Der Herzog hatte es offensichtlich eilig, Stuttgart zu verlassen, obwohl die jüngste Stadt Württembergs zu diesem Zeitpunkt weder ein Rathaus noch einen Marktplatz, auch keine Stadtkirche besaß, von einem Friedhof ganz zu schweigen. Der Friedhof war wohl das Allernötigste, was gebraucht wurde, denn bereits ein Jahr später wurde er angelegt, während das Abstecken des Marktplatzes, der Bau der Stadtkirche und vor allem die Einrichtung eines eigenen Rathauses wesentlich länger auf sich warten ließen.

In der einschlägigen Ludwigsburg-Literatur wird die Geschichte des Marktplatzes, der Stadtkirche und des Rathauses eingehend gewürdigt, während der Friedhof nur mit knappen Notizen eher am Rande erwähnt wird. Eigentlich verwunderlich, verbergen sich hinter Friedhöfen doch nicht nur geheimnisvolle Geschichten, die die Phantasie beflügeln oder dem abendlichen Besucher leise Schauer über den Rücken jagen, sondern auch ganz reelle geschichtliche Ereignisse, die eng mit der Geschichte der Stadt verbunden sind. Über allen historischen Fakten sollte aber nicht vergessen werden, dass hinter der Geschichte eines Friedhofs, mehr als hinter allen anderen Stadtgeschichten, vor allem schmerzvolle, unglückliche oder tragische Geschichten von Menschen stehen, die nicht dokumentiert und archiviert wurden und deshalb unerwähnt bleiben müssen. Friedhöfe sind ein Spiegelbild der Kultur und des Geistes einer Stadt. 300 Jahre Ludwigsburger Friedhofsgeschichte sind es deshalb wert, genauer betrachtet und gewürdigt zu werden.¹

Frühe Anfänge

Die Geschichte der Ludwigsburger Friedhöfe reicht bis in »prähistorische« Zeiten der Stadt zurück. Bei Bauarbeiten zwischen der Schorndorfer Straße und der Mozartstraße wurde von 1900 bis 1954 immer wieder ein alamannisches Gräberfeld angeschnitten, das auf die Zeit des 6./7. Jahrhunderts zurückgeht und zu dem in diesem Gebiet gelegenen alamannischen Dorf Geisnang gehörte. Ende des 12. Jahrhunderts kam Geisnang in den Besitz des Klosters Bebenhausen, das auf dem Gelände einen vom Kloster bewirtschafteten Hof einrichtete, der 300 Jahre später in den Fuchshof überging und somit zu einer der Keimzellen der späteren Stadt wurde.

Mit der Stadterhebung im Herbst 1718 kamen auf die herzoglichen Stadtplaner mehrere Probleme zu, die zügig angegangen werden mussten. Marktplatz und Stadtkirche wurden schon erwähnt. Daneben sollten vor allem Amtshäuser und Kanzleigebäude – Ludwigsburg war jetzt auch Oberamtsstadt – sowie Bürgerhäuser errichtet werden. Die Anlage eines eigenen Friedhofs drängte deshalb, weil die in Ludwigsburg Verstorbenen bislang nur auf dem Oßweiler Friedhof bestattet werden konnten. Zu damaliger Zeit ein recht unangenehmer Weg, vor allem bei schlechtem Wetter oder im Winter. Überdies kam es immer wieder zu Meinungsverschiedenheiten, wer die Trauerzeremonie durchführen sollte, der Ludwigsburger Vikar, bereits vor Beginn des Trauerzuges, oder der Oßweiler Pfarrer erst bei der Ankunft des Sarges auf dem dortigen Friedhof.

Der erste Friedhof beim Arsenalplatz

Auf dem Gelände des Schafhofs fand sich westlich des heutigen Arsenalplatzes »unfern dem ehemaligen Parforce-Stall« ein geeigneter Platz zur Anlage eines Friedhofs außerhalb des geplanten Stadtgebiets. Im August 1719 wurde als erster Ludwigsburger der Schneidermeister Andreas Seeling auf dem neuen Friedhof vom Totengräber Buchfink begraben. Buchfink besorgte zehn Jahre lang den Dienst des Totengräbers. Als er 1729 starb, war er in seinem Dienst sicher nicht reich geworden, denn seine Witwe musste den Kirchenkonvent nach seinem Tod um die Übernahme des Schulgelds für die Kinder bitten.

Der Friedhof war von einer Mauer umgeben, der Eingang befand sich im Norden, zur heutigen Wilhelmstraße hin. Nachdem sich Herzog Eberhard Ludwig 1720 in Ludwigsburg als seiner Residenz niedergelassen hatte, vergrößerte sich die Zahl der Einwohner merklich, was zur Folge hatte, dass bereits 1722 beim Kirchenkonvent, in dessen Zuständigkeit sich der Friedhof befand, zum ersten Mal eine Erweiterung angemahnt wurde. Nach zwei weiteren Aufforderungen in den Jahren 1733 und 1736 kam es schließlich 1738 zu einer größeren Erweiterung bis zur Arsenalstraße. Als Grund für die überfällige Maßnahme wurde angeführt, dass neben evangelischen Bürgern auch Soldaten, Reformierte und Katholiken auf dem Platz bestattet werden müssten. Ferner würden wegen des Platzmangels alte Gräber oft zu früh wieder benutzt, was bei der langsamen Verwesung auf dem Terrain eine akute Seuchengefahr bedeutete. Lage und Größe des Friedhofs in seiner letzten Ausbaustufe sind auf dem Plan der Schafhofgüter aus der Mitte der 1750er Jahre eindeutig zu erkennen. Der Platz war zuletzt in acht Viertel eingeteilt, die mit Marksteinen gekennzeichnet wurden. Die Gräber selbst waren mit Holz-»Stözle« gegeneinander abgegrenzt.

Das Ende des ersten Ludwigsburger Friedhofs kam 1761 mit der Realisierung einer großzügigen Planung des Arsenalplatzes und der ihn umgebenden militärischen Gebäude unter Herzog Carl Eugen. Am 19. Juni begannen die Vorbereitungen auf dem Friedhofsgelände. Das Kirchenkonvents-Protokoll vom 10. Juli 1761 vermerkt dazu: »Die beiden Totengräber Stöckle und Proß bitten

um die Belohnung wegen der auf dem veränderten Kirchhof gegen 200 ausgegrabener teils verwester, teils halb verwester toten Gräberkörper. Conclusum: Weilen das Geschäft auf oberamtlichen Befehl geschehen müsse und außerordentlich hart und ekelhaft gewesen, so solle jedem der beiden Totengräber



Der erste Ludwigsburger Friedhof auf einem Plan aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. (Ludwigsburg Museum, Inv. Nr. 548)

auf die zugebrachten 9 Tage à 1 – 9 Gulden und mithin beiden aus der Armenkastenpflege 18 Gulden urkundlich bezahlt werden.«

Die geplanten Gebäude auf der Westseite des Platzes kamen nie zur Ausführung. Das Gelände wurde nach 1800 mit Privathäusern überbaut. Bei späteren Baumaßnahmen auf den Grundstücken Arsenalstraße 4 (ehem. Café Bohn, 1913), Arsenalstraße 8 (Buchhandlung Aigner, 1960) und Arsenalstraße 2 (Volksbank, 1964) kamen wiederholt Gräber- und Knochenreste zum Vorschein.

Der Friedhof des Arbeits- und Waisenhauses

Der erste Friedhof am Arsenalplatz ist nicht der einzige Ludwigsburger Friedhof, der aufgegeben wurde oder in Vergessenheit geriet und dessen Überreste erst später wieder entdeckt wurden. 1891 stießen Arbeiter bei Abwasser-Grabarbeiten in der verlängerten Eugenstraße nahe der neuen Karlskaserne auf rund zwanzig in West-Ost-Richtung angelegte Gräber. Weitere Funde im benachbarten Hof der Luitpoldkaserne rundeten 1933 bzw. 1957 das Bild ab. Bei den gefundenen Gräbern muss es sich um den früheren Anstaltsfriedhof des 1736 an der Schorndorfer Straße eingerichteten Zucht-, Arbeits- und Militärwaisenhauses handeln. Die Fundstellen der Gräber liegen 200 bis 300 Meter südlich des Arbeitshausgeländes im Bereich der ehemaligen Waisenhausgärten. Die Verstorbenen der Anstalt wurden auf diesem Friedhof begraben, mit Ausnahme der »justifizierten Delinquenten«, deren »Kadaver« nach einem Dekret von Herzog Carl Eugen vom 22. Januar 1763 zwischen November und April in die Anatomie nach Tübingen geschafft wurden. Überlegungen, dass es sich hier um den Friedhof der italienischen Gemeinde oder gar des Fuchshofs handelt, dürften nach Lage der Dinge nicht zutreffend sein. Es ist nicht bekannt, wann dieser Friedhof aufgelassen worden ist.

Ein Exkurs über die Bestattungskultur

Die ersten vierzig Jahre bis 1760 waren bewegte Jahre. Über die Geschichte des Friedhofs beim Arsenalplatz ist aus den im Stadt- bzw. Staatsarchiv vorhandenen Unterlagen verhältnismäßig wenig zu erfahren. Umso inhalts- und zahlreicher sind dafür die Informationen über die Ereignisse, die sich rund um den Friedhof ereignet haben – penibel festgehalten in den Protokollen des Kirchenkonvents und in den untertänigen Berichten des Stadtvogts über die unterschiedlichen Bestattungszereemonien und die Intoleranz gegenüber den Katholiken, aber auch über die strengen Vorschriften, Ordnungen und »Taxen«, über Privilegien, Missstände, Strafen und Beschwerden.

Trauerordnung

Die württembergischen Trauerordnungen überschatteten den Tod aller Untertanen. Sie regelten nicht nur den Ablauf der Bestattung, sondern griffen auch aktiv in das Alltagsleben der Hinterbliebenen ein. Als Beispiel soll hier das »Hoch-Fürstlich Württembergische General Trauer und Leichen-Tax Reglement« vom 20. Februar 1751 dienen. Es bezieht sich auf zwei frühere Ausgaben vom 26. August 1746 bzw. vom 20. August 1720. Im Tod sollten alle Menschen gleich sein, darauf weisen schon die im Mittelalter auf Friedhofsmauern oder Kirchenwände gemalten Totentanz-Szenen hin. Nicht so in der Realität. Gleich zu Beginn des Reglements werden die Verstorbenen in sechs Klassen eingeteilt, vom Landhofmeister über den Regierungsrat, den Special-Superintendenten, den Kanzlisten und den Kaufmannsdiener bis zum Weingärtner (!) in der sechsten und untersten Klasse. Die Verwandtschaftsverhältnisse waren, ähnlich wie heute noch, in fünf Klassen eingeteilt.



*Württembergische Trauerordnung
von 1751, Titelblatt.
(Stadtarchiv Ludwigsburg, S 1 Bü 773)*

Jahrhunderte nicht, als Beispiel hier eine Auswahl: Instruktionen für Leichenschauer und Totengräber, Dienstanweisung für Friedhofsaufseher, Trauerwagen-, Leichentax-, Läute-, Besuchs-, Feuerbestattungsordnung, Friedhofskapellen- und Leichenhausstatus, Dienstkleidungsvorschrift.

Das Friedhofspersonal

An einer Bestattungszereemonie waren in Württemberg gut ein Dutzend Personen beteiligt. Neben dem Pfarrer und dem Mesner sind zu nennen: Totengräber, Leichensägerinnen, Sargträger, Vorgänger, Stuhlträger, Kutscher, Laternenträger, Sargschreiner sowie Sänger und Trauerbläser. Die Taxen für jeden Handgriff oder jede Tätigkeit waren exakt aufgelistet. Neben dem Pfarrer kamen den Totengräbern, den Sargträgern und den Leichensägerinnen zentrale Funktionen zu.

Der Totengräber war zu damaligen Zeiten ein wichtiger, aber kein geachteter Mann.² Wie der Name schon sagt, war der Totengräber für das ordnungsgemäße Herrichten des Grabes verantwortlich. Darüber hinaus begleitete er den Trauerzug und versenkte zusammen mit den Trägern den Sarg. Er war für die Ordnung und Sauberkeit auf dem Friedhof und das pünktliche Schließen der Tore zuständig, um ungebetene nächtliche Besucher am Betreten und Verwüsten der Gräber zu hindern – gemeint waren Schweine und ähnliches Vieh! Der Totengräber konnte, solange freie Flächen vorhanden waren, gegen Zahlung eines Bestandgeldes den Gras- oder Klee-Ertrag für sich nutzen. Alle anderen privaten Nutzungen wie Gemüseanbau durch die Frauen der Totengräber waren untersagt. Pflichten und Aufgaben des Totengräbers waren im »Totengräber-Staat«,

An diesen Klasseneinteilungen orientierten sich die Vorschriften für die unterschiedliche Dauer der Trauerzeit und die verschiedenen Arten der Trauerkleidung. Von der Klasse hing es ab, welche Glocke geläutet wurde oder wie viele Vorsänger und Knaben vor dem Trauerzug »hinaussingen« durften – vierzig bei Klasse 1, dreißig bei Klasse 2 und zwanzig bei Klasse 3, wobei Ausnahmen bei Zahlung einer »Dispensations-Tax« möglich waren. Nach über 60 Seiten schließt das Reglement mit einer Missfallensäußerung des Herzogs über die »Kaltsinnigkeit der Vermöglichen« wegen ihres »unanständigen Betragens gegen den notleidenden Neben-Menschen«. Die Reichen opferten nach der Bestattung einfach nichts für die Armen!

An Vorschriften, Statuten oder Ordnungen mangelte es im Lauf der

einer Dienstanweisung, festgelegt. Danach waren ihm keinerlei Eigenmächtigkeiten wie z. B. abergläubische und unchristliche Gebräuche mit Leichen oder illegale Bestattungen von »unzeitigen« Geburten erlaubt.

Die Bezeichnung Leichensägerin oder Leichensagerin ist ein Hinweis auf die Tätigkeit dieser Frauen. Die Leichensägerinnen »sagten« von Tür zu Tür den Tod eines Mitbewohners durch den Ort und teilten gleichzeitig die näheren Einzelheiten der Trauerzeremonie mit. Sie wuschen die Verstorbenen und wickelten sie ein. Auf besonderen Wunsch hin konnte sich die Leichensägerin bei der Versorgung männlicher Leichen von einem männlichen Gehilfen vertreten lassen. Außerdem hatten sie die Berechtigung, Kindsleichen zu bestatten. Die Leichenträger trugen den Sarg vom Trauerwagen zum Grab oder, bei »Fußleichen«, vom Trauerhaus bis zum Friedhof. Am offenen Grab setzten sie den Sarg, bevor sie ihn versenkten, auf den »Sargstühlen« ab, die die Stuhlträger vorher bereitgestellt hatten.

Die Bestattungszeremonie

Die Bestattungszeremonien selbst waren je nach Rang und Stand des Verstorbenen fein abgestuft. Der Verstorbene konnte »solenniter« (feierlich), »modo militari« (militärisch), »solennitatibus nobilium« (mit hochadligen Zeremonien) oder nur bei Tag bzw. bei Nacht begraben werden. Neben den »Tagleichen« waren in dieser Zeit vor allem »Nachtleichen« bei Fackel- und Laternenschein weit verbreitet. Woher diese Praxis kam, ist nicht klar. Wegen der ländlichen Bevölkerung, die tagsüber arbeiten musste? Wegen der kühleren Tageszeit im Sommer? Weil es kostengünstiger oder nur feierlicher war? Mit der revidierten Trauerordnung vom 24. April 1784 jedenfalls räumte Herzog Carl Eugen mit manch alten Zöpfen auf. So wurde die »Nachtleiche« in die günstigere »Abendleiche« eine Stunde vor Dunkelheit umgewandelt und die Einteilung in die Rang- und Standesklassen offiziell aufgehoben.³

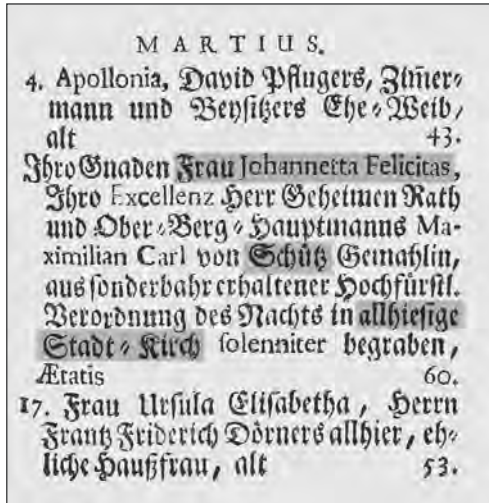
Die Stimmung während einer »Nachtleiche« beschreibt Friedrich Schiller zutreffend in der ersten Strophe seines 1780 verfassten Gedichts »Eine Leichenphantasie«: »Mit erstorbnem Scheinen / Steht der Mond auf totenstillen Hainen, / Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft – / Nebelwolken schauern, / Sterne trauern / Bleich herab, wie Lampen in der Gruft. / Gleich Gespenstern, stumm und hohl und hager, / Zieht in schwarzem Totenpompe dort / Ein Gewimmel nach dem Leichenlager / Unterm Schauerflor der Grabnacht fort.«

Steuern und Gebühren

Die Kirchenpflege war für die Verwaltung und die Finanzen des Friedhofs verantwortlich. In ihren Rechnungsbüchern verbuchte sie auf der Haben-Seite die Einnahmen aus dem »Leichengefälle«, d. h. aus den Steuern für die einzelnen Dienstleistungen während einer Bestattung, wie die Benutzung und Dekoration des Trauerwagens, die Bereitstellung und Reinigung des schwarzen Bahrtuchs mit dem weißen Musselin-Kreuz oder aus dem Glockenzins und dem Inhalt der Opferstöcke. Auf der Soll-Seite schlugen hauptsächlich die Ausgaben für Baumaßnahmen und die Anschaffungen der Trauerwagen⁴, der Bahrtücher, der Werkzeuge sowie die Besoldung der Totengräber zu Buche. Die Kosten von Armenbegräbnissen übernahm die Armenkastenpflege.

Es sei noch auf die Besonderheiten einer der wichtigsten Einnahmequellen, der »Leiblege«, also der Grabstelle, hingewiesen. Neben den einfachen Reihen-
gräbern gab es auch gemauerte und gewölbte Gräber für zehn Gulden. Ein Grab

auf einem besonderen Platz des Friedhofs kostete fünf Gulden, eine Bestattung in der Stadtkirche 75 Gulden. Die Möglichkeit, sich in der Stadtkirche bestatten zu lassen, bestand bis 1784. In den Kirchenregistern konnten bis jetzt vier derartige Bestattungen nachgewiesen werden: Johanna Felicitas von Schütz, 60 Jahre, am 4. März 1729; Georg Friedrich von Pfau, 11 Jahre, am 4. Juli 1737; Maximilian Ferdinand Baron von Schütz, 83 Jahre, am 2. September 1746; Ulrich Ernst von Wallersleben, 28 Jahre, am 18. Juli 1752. Die in Vergessenheit geratene Gruft wurde Ende Mai 1993 während Bau- und Sanierungsarbeiten unter dem Windfang des Haupteingangs der Stadtkirche gefunden. Nach der Dokumentierung der etwa 2,3 x 3,5 Meter großen Grabkammer wurde die Gruft wieder verschlossen.



*Auszug aus den gedruckten Kirchenregistern
mit dem Eintrag über die Bestattung der
Johanna von Schütz am 4. März 1729
in der evangelischen Stadtkirche.
(Stadtarchiv Ludwigsburg, L 34 Bd.1)*

Die Situation der Katholiken

Im vierten Aufruf von 1715 zur Ansiedlung in Ludwigsburg versprach Herzog Eberhard Ludwig u. a., dass niemandem wegen seiner Religion »einige Hinderung gemacht« werden dürfe und dass jedermann zur Ausübung der Religion »eine bequeme Gelegenheit angewiesen werden« solle. Das Gegenteil war der Fall. In Württemberg war der Protestantismus Staatsreligion. Als »Hauptfeinde« wurden die »Papisten«, also die Katholiken angesehen. Die Auswirkungen dieser Einstellung traten im Alltag besonders deutlich bei den Bestattungen zu Tage. Während Verstorbene evangelischen Glaubens mit allen Zeremonien, d. h. mit Geläute und Musik, Trauerzug und Leichenpredigt bestattet wurden, war den Katholiken nur ein Begräbnis ohne öffentliches Aufsehen in aller Stille gestattet. Sie mussten sich auf dem städtischen, dem evangelischen Friedhof einen Platz zuweisen lassen. Wollten sie dagegen auf einem katholischen Friedhof bestattet werden, z. B. in Oeffingen oder Hofen (zwei katholische Exklaven im evangelischen Kernland), mussten sie beim Herzog um Erlaubnis bitten, die ihnen in der Regel auch gegen Bezahlung einer Dispensgebühr gewährt wurde. An Zynismus kaum zu überbieten ist der Vorschlag des Stadtvogts: Wenn die Katholiken

schon ein Trauergeläut beim Hinaustragen der Toten wollten, dann sollen sie das eben beim »ordinären« Läuten machen, also dann, wenn die Glocken üblicherweise läuten.

Dass diese Praxis bei der großen Anzahl katholischer Arbeiter in Ludwigsburg zu Problemen führen würde, ist nur verständlich. Die Denunziation, von höchster Stelle erwünscht und von den örtlichen Staats- und Kirchenvertretern willfährig befolgt, erlebte eine Blütezeit. Die vielzitierten »Religions-Acta« legen ein beredtes Zeugnis davon ab. Sie sind auf der einen Seite unverzichtbare Informationsquellen, auf der anderen Seite aber auch beschämende Zeugnisse religiöser Intoleranz und Uneinsichtigkeit der damaligen Zeit.

So meldete der Stadtvogt 1723 dem Herzog, dass sich die Katholiken bei ihren Trauerzügen nicht mit dem »ordinären« Geläut begnügen würden, sondern bei der Ablehnung eines eigenen Geläuts »ziemlich offendiert« – beleidigt – wären. Genauso fiel es unangenehm auf, dass vermögende Katholiken und Mitglieder des Hofstaats ihre Toten ohne Erlaubnis nach Oeffingen überführten, während sich lediglich die armen Leute »bei uns« begraben ließen. Selbst wenn die Katholiken in Ludwigsburg begraben wurden, erschienen die Trauernden oft in so großer Zahl, dass zu befürchten sei, die katholischen Leichenbegängnisse würden bald größer als die evangelischen. Sollte er, der Stadtvogt, die »Papisten« darin künftig nicht einschränken?

Die Berichte über solche »Exzesse« könnten beliebig fortgesetzt werden, z. B. mit der Beschreibung des Trauerzuges von zwei Tiroler Steinhauern, bei dem die Teilnehmer vor dem Trauerhaus auf die Knie sanken und laut den Rosenkranz und das Ave-Maria beteten. Die Verantwortlichen entgingen der Bestrafung nur, weil der Stadtvogt zu spät informiert wurde. Die Stadtviertel-Meister sollten deshalb die »katholischen Leichen« überwachen.



*Grabstein für Joseph Mainoni
auf dem Friedhof in Hofen.
(Foto: Günther Bergan)*

Skandalös, zumindest aus heutiger Sicht, war das Verhalten des Herzogs nach dem Tod des katholischen Schlossbaumeisters Donato Giuseppe Frisoni Ende November 1735. Paolo Retti wandte sich in einem Brief direkt an den Herzog und bat, unter Hinweis auf die Verdienste Frisonis für das Schloss und die Stadt, um die Erlaubnis, bei der Überführung des Sarges nach Oeffingen die Glocken der Stadtkirche bis zum Fuchshof läuten zu lassen. Die Bitte wurde mit der Begründung, dass die herzogliche Ordnung solches nicht zulasse, abgelehnt. »Mors Ultima Linea Rerum« – »Der Tod ist das letzte Ziel der Dinge« – ist auf seinem Grabdenkmal zu lesen.⁵

Der Ludwigsburger Spezialsuperintendent Zilling (1725–1799) war ein eifriger Diener seines Herzogs. In den 1780er Jahren berichtete er ausführlich über die Eigenmächtigkeiten der Katholiken, wie z. B. bei der Beerdigung des Sohns von Porzellan-Direktor Ringler im März 1781. Trotz des Verbots jeglicher Zeremonien organisierte die Leichensägerin einen Trauerzug mit 200 Personen und eine Seelenmesse in der Hofkapelle. Die Leichensägerin erhielt einen scharfen Verweis, Ringler wurde vorgeladen. Von einer Anzeige sah Zilling ab. Trotz seiner gezeigten »Sanftmut« wurde ihm eine Schmähchrift ans Tor geschlagen, in der er der Intoleranz in den jetzigen toleranten Zeiten beschuldigt wurde, ein Vorwurf, den er nicht verstehen konnte.

Mit den Religionsedikten von 1803 und 1806 verlor die evangelische Kirche ihre Vormachtstellung, Angehörige beider Konfessionen genossen jetzt dieselben Rechte. Einer der letzten Ludwigsburger, die nach Hofen überführt worden sind, war sicher der am 1. April 1805 verstorbene Handelsmann Joseph Mainoni. In seinem Testament wünschte er sich ein zehn Schuh (ca. 2,8 Meter) hohes Grabdenkmal. Sein Wunsch wurde mit einigen Abstrichen erfüllt. Der gut erhaltene knapp zwei Meter hohe klassizistische Stein kann heute noch, eingelassen in die Kirchenmauer, auf dem Hofener Friedhof besichtigt werden.

Auch vom Alltag rund um den Friedhof berichten die Niederschriften der Kirchenkonvents-Protokolle. Man liest von Beschwerden über Totengräber, die die Gräber mal zu niedrig, mal zu eng ausgegraben hatten oder allzu sorglos mit den »Resten« alter Gräber umgegangen sind. Ein betrunkenen Sargträger wurde für zwei Tage in den »Turm« gesteckt. Die Totengräber-Frauen durften auf dem Friedhof keine Privatarbeiten verrichten und den Leichensägerinnen und Trägern war es bei Strafe verboten, sich an den Hinterlassenschaften der Verstorbenen zu bereichern oder über die geltende Tax hinaus Geld anzunehmen.

Leichenvereine

Anfang des 19. Jahrhunderts gründeten sich in Ludwigsburg, wie in anderen Städten auch, sogenannte Leichen- oder auch Sterbevereine. Viel ist über diese Vereine in den vorhandenen Unterlagen nicht zu erfahren. 1811 richtete die Ludwigsburger Bürger-Kompanie für ihre Mitglieder eine Leichenkasse ein. Die Statuten der Kasse liegen als Druckschrift von 1821 vor.

In dem vom Totengräber Storz 1823 angelegten »Kirchhof-Buch« sind die in den Jahren 1847 bis 1851 verstorbenen Mitglieder eines Leichenvereins aufgeführt. Der Verein wurde am 6. Februar 1840 gegründet und zahlte pro Todesfall 30 Gulden an die Hinterbliebenen. Im selben Jahr wurden noch zwei weitere

Leichenvereine unter der gleichen Führung in Ludwigsburg gegründet. Vier Jahre später zählten die drei Vereine bereits 975 Mitglieder. Bis Ende 1851 wurden insgesamt 10 820 Gulden an 361 Hinterbliebene ausgezahlt.

Um 1880 warben vermehrt private Versicherungen in der Zeitung um neue Mitglieder, u. a. die »Kranken- und Sterbeunterstützungskasse« Suevia und die »Freie Hilfskasse Ludwigsburg« Unita.

Der Alte Friedhof an der Schorndorfer Straße

Der Plan von 1760, im Südwesten der Stadt einen großzügigen, mit militärischen Gebäuden umbauten Platz anzulegen, fällt zeitlich mit dem Bau der Stadtmauer und der Torhäuser zusammen. Welche Überlegungen dazu führten, den Ersatzfriedhof außerhalb der entlang der heutigen Harteneckstraße verlaufenden neuen Stadtmauer anzulegen, ist nicht bekannt. Bekannt ist nur, dass Friedhöfe generell außerhalb der Stadt und möglichst weit entfernt von Wohnhäusern liegen sollten, was in diesem Fall zutraf. Der Friedhof wurde im Süden von der gerade angelegten vierfachen Allee nach Oßweil und den davor liegenden Gartengrundstücken begrenzt. Im Westen konnte die Stadtmauer bis in die Talsenke zur herzoglichen Meierei als Friedhofsmauer genutzt werden. Die drei noch offenen Seiten wurden ummauert, wofür der Herzog 1761 den Betrag von 750 Gulden freigab. Der Zugang befand sich, wie heute noch, an der Allee nach Oßweil. Den einschlägigen Güterbüchern ist zu entnehmen, dass die Herrschaft das Gelände 1762 vom Holzmeister Pommer und den Erben des Metzgers Pfäfflen gekauft hatte.

Ab wann genau die Belegung erfolgte, ist nicht bekannt. Der Totengräber Storz erwähnt in seinem – allerdings erst 1823 angelegten – »Kirchhof-Buch« rückblickend die Bestattung eines Herrn von Feth in einem gewölbten Grab auf dem adeligen Platz des Friedhofs im Jahr 1761. Der älteste erhaltene Grabstein stammt aus dem Jahr 1768 und gehörte zum ebenfalls gewölbten Grab von Johann Wilhelm Baron von Hundelshausen. Bereits im Jahr 1785 erwarb die Stiftungspflege aus dem Nachlass des Holzmeisters Pommer einen an den Friedhof angrenzenden Garten als Reserve für eine spätere Erweiterung. Bis dahin, d. h. bis 1864, wurde das Grundstück gewinnbringend verpachtet. Heu und Öhmd von den noch nicht belegten Flächen wurden, wie oben schon erwähnt, dem Totengräber gegen ein Bestandgeld überlassen. 1791 kam die Stiftungspflege dem Totengräber entgegen und reduzierte das Bestandgeld von 15 auf 12 Gulden, nachdem der Ertrag durch die steigende Zahl von Gräbern zurückgegangen war. Ärger bereiteten dem Totengräber auch die Soldaten, die bei militärischen Leichen den Rest an Gras immer öfter zertrampelten, was seinen ohnehin immer knapper werdenden Ertrag zusätzlich schmälerte.

Das Zeppelin-Mausoleum

Am 14. Juni 1801 starb Reichsgraf Johann Carl von Zeppelin, der engste Freund von Herzog Friedrich, der dem »vorangegangenen Freund« von seinem Baumeister Thouret innerhalb des Meierei-Geländes an der Nordmauer des Friedhofs ein Mausoleum als Grabstätte errichten ließ. Nach neunmonatiger Bauzeit konnte der Sarg in die Gruft des kleinen Rundbaus überführt werden.

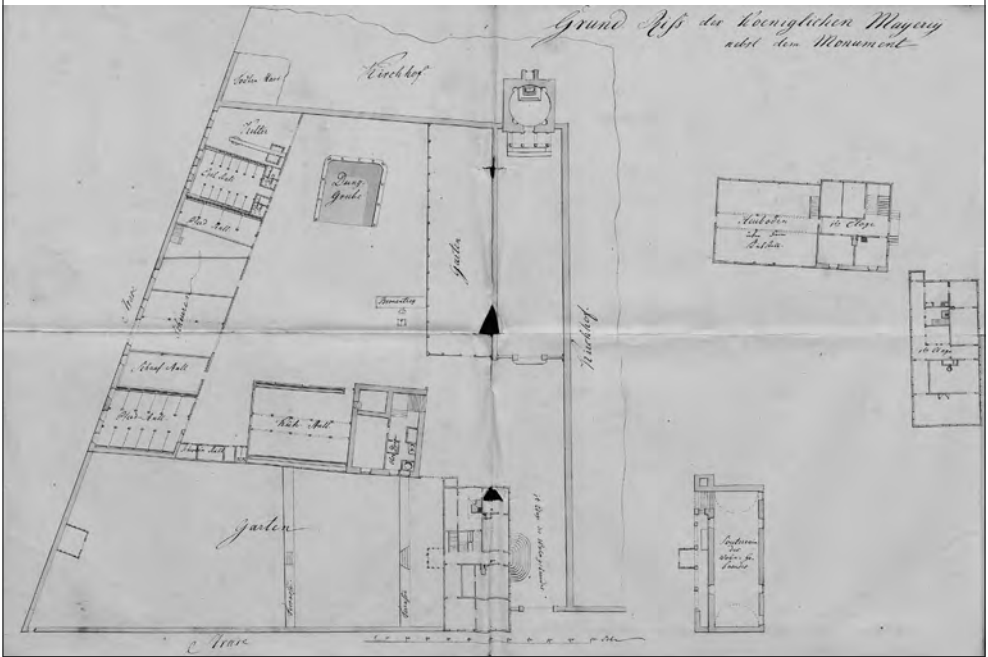
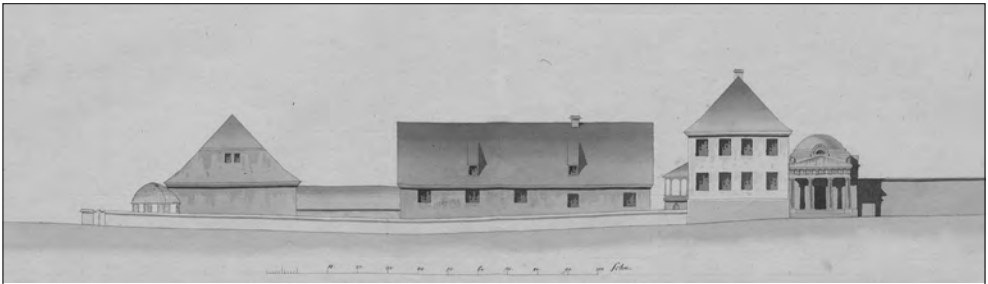


*Zeppelin-Mausoleum, Postkarte nach einer Farblithographie.
(Stadtarchiv Ludwigsburg, S 15/1/4.1)*

Der kultur- und kunsthistorische Wert des Bauwerks ist unumstritten.⁶ Trotzdem ist es mit einer schweren Hypothek belastet. Die überstürzte Eile, mit der das Mausoleum errichtet wurde, ist für viele Baumängel verantwortlich, die in den ersten Jahren noch verborgen blieben. Ab den 1830er Jahren reißt die Liste der Gutachten und Reparaturen nicht mehr ab, was schließlich so weit führte, dass Anfang 1900 ein Totalabriss und Neubau, zumindest aber ein Teilabriss ernsthaft diskutiert wurde. Bei der 1904/05 durchgeführten Generalsanierung wurde das Mausoleum dann doch komplett erhalten. Nach Abschluss der Arbeiten im August 1905 bedankte sich der Urenkel des Reichsgrafen in einem Brief bei der Stadt für die gelungene Restaurierung.

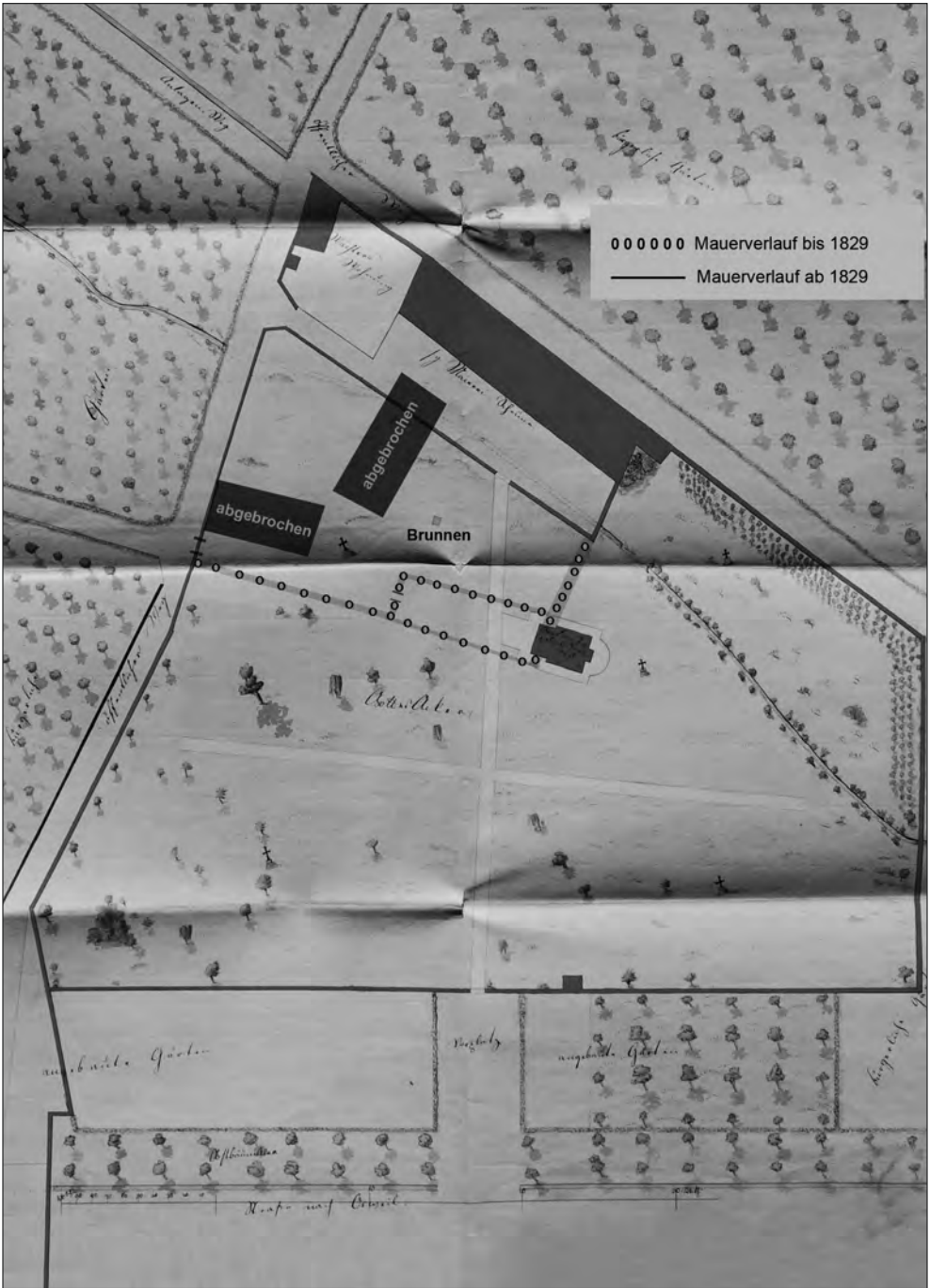
Der Kauf der Königlichen Meierei

Erste Pläne, den Friedhof in Richtung der Allee nach Orweil zu erweitern, sind bereits aus dem Jahr 1821 bekannt. Sie wurden jedoch vorläufig zurückgestellt, als das Kameralamt 1829 ankündigte, das im Norden an den Friedhof angrenzende Meierei-Gelände zusammen mit dem Zeppelin-Mausoleum verkaufen zu wollen. Am 28. April 1829 kaufte der Stiftungsrat das gesamte Gelände auf Abbruch. Da es »in der höchsten Absicht« lag, dass das Zeppelin-Mausoleum in seinem Wert anständig unterhalten wird, übernahm der Stiftungsrat die Verbindlichkeiten dazu und verpflichtete sich, solche gewissenhaft zu erfüllen. Gleichzeitig »entsagte« er dabei allen Ansprüchen auf einen Beitrag zu den Unterhaltungskosten – ein großzügiges Zugeständnis, das, wie gerade beschrieben, der Stiftungspflege und der Stadt noch viel Kopfzerbrechen und hohe Kosten verursachen sollte.



*Königliche Meierei, Ansicht mit Zeppelin-Mausoleum und Lageplan, um 1820.
(Hauptstaatsarchiv Stuttgart, E 221 I Bü 122)*

Nach dem Kauf wurden die Wohngebäude und Stallungen der Meierei abgebrochen. Mit dem Material erbaute man das Mathildienstift in der Mathildensstraße sowie ein kleines Wohn- und Wachhaus auf dem frei gewordenen Gelände. Die Scheunen blieben stehen und wurden später von der Stadtschäferei genutzt. Jetzt konnte der Friedhof nach Norden erweitert und das Zeppelin-Mausoleum in den Friedhofsbereich integriert werden. Zwei Lagepläne aus den Jahren 1809 bzw. 1829 geben die Situation vor und nach der Erweiterung anschaulich wieder. Es fällt auf, dass auf dem ganzen Gelände kein Unterstand zu finden ist. Lediglich in der oberen Ecke ist ein Geschirrhäuschen eingezeichnet, also ein Raum für die Werkzeuge des Totengräbers. Der eingezeichnete Bach entsprang in den feuchten Gartengrundstücken südlich der Oßweiler Allee, zusätzlich gespeist



Alter Friedhof mit Meierei, 1809/1829.
 (Stadtarchiv Ludwigsburg, L 2 Bü 756)

von dem Wasser des Friedhofbrunnens, der außerhalb des Friedhofs an der Allee stand. Bemerkenswert das Gräberfeld links vom Eingang, das für gewölbte adelige Gräber reserviert war. Die rechte sumpfige Ecke blieb den Zuchthausinsassen sowie den »Selbstmördern und dgl.« vorbehalten. Ab 1829 wohnten die Totengräber in der Dachwohnung des Schorndorfer Torhauses in unmittelbarer Nähe des Friedhofs.

In diese Zeit etwa fällt eine kleine Geschichte, die Justinus Kerner in dem Bilderbuch aus seiner Knabenzeit unter der Überschrift »Fliegerversuche des Totengräbers« erzählt: »Ging man einmal zufällig um Mitternacht noch durch die Schorndorfer Straße, die gegen Oßweil zum Kirchhofe an meiner Fabrik [herzogliche Tuchfabrik] vorbeiführte, so konnte man manchmal einem kleinen abgezehrten totenbleichen Männlein begegnen, das ein schwarzes zerrissenes Mäntelchen umgeworfen hatte, unter dem es einen Pack Papier und Fassreife trug; auch hatte es einen Spaten auf der Schulter und eine Laterne in der Hand. Es war der damalige Totengräber, der dem Kirchhofe zuzuging. Dieser Mann verlegte sich nämlich schon seit Jahren auf die Kunst, das Fliegen zu erfinden, und arbeitete oft nächtlich ungestört im Totenhouse bei der Laterne an einer Flugmaschine, die aber nie zustande kam. Dass er das Fliegen dennoch erfunden habe und fliegen könne, wurde ihm später zur fixen Idee. Er behauptete, er sei vom Kirchhof aus öfters in der Nacht nach Neckarweihingen, mit der Laterne in der Hand, geflogen. Der Flug über den Neckar habe ihn stets sehr angestrengt, denn da habe ihn das Wasser immer so angezogen. Ich sagte zu ihm, er werde wohl nur geträumt haben, dass er so fliegen könne, und wachend es glauben; da versetzte er: o nein, er habe zwar auch schon geträumt, er fliege; aber da habe er immer den Tag über Kummer gehabt.«

Bau der Friedhofskapelle

1864, rund 100 Jahre nach der Eröffnung des Friedhofs, die Zahl der Einwohner ist in der Zwischenzeit von etwa 8500 auf fast 12 000 Personen angestiegen, war die zweite Erweiterung der Gräberfläche unumgänglich geworden. Im Mai 1864 erwarb deshalb die Stiftungspflege, wie 1821 schon einmal geplant, zu dem Grundstück, das man schon seit 1785 besaß, noch die beiden zwischen dem Friedhof und der Allee liegenden Gartenparzellen dazu. Die Kosten der Erweiterung wurden auf ca. 4500 Gulden geschätzt. Im September beschloss der Stiftungsrat die Erweiterung, einen Monat später stimmte die Kreisregierung dem Projekt zu. Die Friedhofsmauer und der Eingang wurden daraufhin nach Süden bis zum Graben der Allee vorverlegt.

Was jetzt noch fehlte, war eine angemessene Kapelle. Schon seit einigen Jahren wurden die Rufe nach einem wettergeschützten Raum für die Trauerfeiern immer lauter. Verärgerte Ludwigsburger prangerten in Leserbriefen die untragbaren Zustände bei sturmbewegten Bestattungen an. Seit 1857 stand am Friedhofsausgang ein Opferstock für Spenden zum Kapellenbau. Allzu groß war die Spendenlust jedoch nicht, in sechs Jahren kamen gerade 574 Gulden zusammen. Erst eine 1863 vom örtlichen Frauenverein zu Gunsten der Kapelle durchgeführte Lotterie brachte mit fast 3500 Gulden Reinerlös eine reelle Finanzierungsgrundlage.

Die finanzielle Situation der Stadt war Anfang der 1860er Jahre recht angespannt. Nach der Eröffnung des Gaswerks im Jahr 1858 stagnierten alle weiteren

Investitionen. Erst nach der Amtsübernahme von Oberbürgermeister Abel im Jahr 1864 wehte ein frischer Wind durch die Stadt. Die Straße zum Bahnhof und das Wasserwerk mussten dringend gebaut werden, die Erweiterung des Friedhofs war gerade abgeschlossen. Und jetzt auch noch eine Kapelle! Manchem Ludwigsburger war das zu viel. Trotzdem beschloss der Stiftungsrat im März 1864

Ludwigsburg.
Lotterie
des Frauenvereins für Erbauung einer Friedhof-Kapelle.
Donnerstag den 23. April beginnt die öffentliche
Ausstellung

der Gewinnte im Museumssaale gegen ein Entrée von 6 fr. Kinder werden nur an der Hand von Erwachsenen zugelassen, sind aber vom Eintrittsgeld frei.

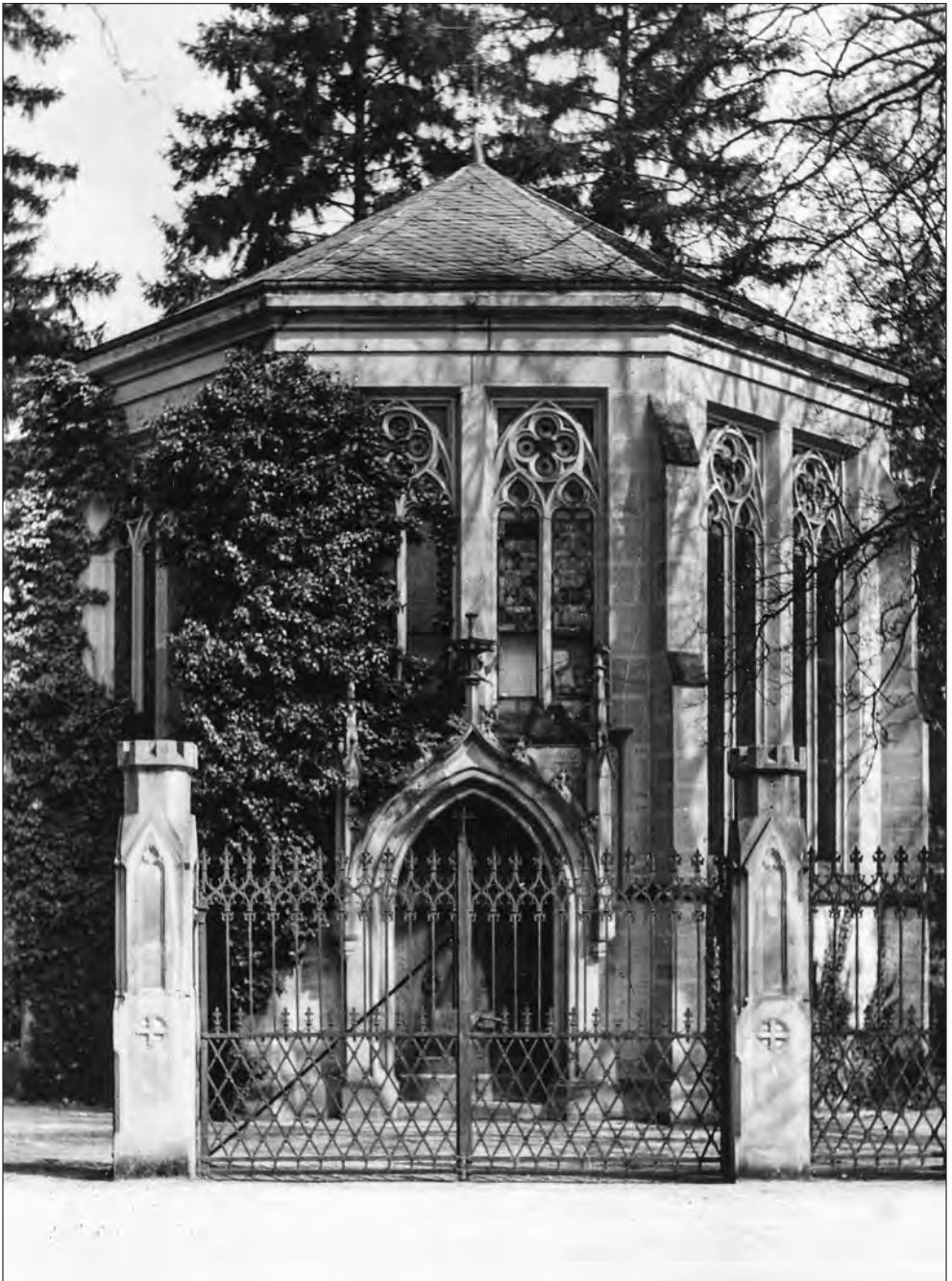
Montag den 27. April wird die Ausstellung mit freiem Entrée für Soldaten und Dienstboten geschlossen. Der Saal ist je Vormittags von 10—12 Uhr, Nachmittags von 3—5 Uhr geöffnet. Der Eingang in denselben geschieht durch die gewöhnliche Saalthüre, der Ausgang durch die Wirthschaftszimmer.

Ludwigsburger Tagblatt, 19. April 1863.

den Bau der Kapelle nach den Plänen des Stuttgarter Architekten Hugo Beyttmiller. Im Mai 1865 wurden die Bauakorde ausgeschrieben. Der Ludwigsburger Bauunternehmer Paul Baumgärtner erhielt die Maurerarbeiten zugesprochen, die Aufsicht führte der Architekt selbst. Die Einweihung der Kapelle fand Ostern 1867 statt. Dass das Projekt anschließend mit einem unschönen fünfjährigen Rechtsstreit zwischen Beyttmiller und der Stadt über die Höhe der Zahlungen endete, sei hier nur am Rande erwähnt.

Die Anlage des Friedhofs war mit dem Bau der Kapelle abgeschlossen. Die 197 Ar große Gräberfläche ist seit 1864 in sieben Viertel »A« bis »F« eingeteilt, wobei »C« in »Ca« und »Cb« getrennt wurde. Nachts war der Friedhof verschlossen, gegen vier Mark Schlüsselgeld pro Jahr konnte man sich aber einen Schlüssel ausleihen. An der Nord-Ost-Ecke plätscherte außerhalb des Friedhofs in einer kleinen, von Akazien umstandenen Anlage das »Friedhofs-Brünnele«, dessen Wasser man heilende Kräfte nachsagte.

Ab 1876 wurde der Platz, wohl auch bedingt durch die Vergrößerung der Garnison, wieder knapp, was letztlich dazu führte, dass der Friedhof am Schorn-dorfer Tor aufgegeben wurde und nach der Eröffnung eines neuen Friedhofs im Jahr 1880 zum Alten Friedhof mutierte. Anhand von detaillierten Gräberplänen aus den Jahren 1892/93 kann die Belegung des Friedhofs Ende des 19. Jahrhunderts exakt nachvollzogen werden. Ergänzt werden diese Pläne durch ein im Mai 1931 erstelltes Verzeichnis der noch erhaltenen Gräber und Denkmale.



*Die Kapelle auf dem Alten Friedhof, um 1930.
(Stadtarchiv Ludwigsburg, S 15/1/4.1)*

Der Ehrenfriedhof

Der Krieg 1870/71, vor allem aber die beiden Weltkriege 1914/18 und 1939/45 haben das Bild des Alten Friedhofs entscheidend verändert. Es galt, die militärischen wie die zivilen Opfer beider Weltkriege würdig zu bestatten und ihrer mit entsprechenden Ehrenmalen zu gedenken. Aktuell befinden sich auf dem Alten Friedhof neben den Gräbern deutscher Soldaten, die in Ludwigsburger Lazaretten gestorben sind, auch die Gräber von zivilen Fliegeropfern, von alliierten Soldaten, von Zwangsarbeitern sowie Sammelgräber russischer Kriegsgefangener.⁷ Zwei 1872 errichtete Ehrenmale erinnern an die in Ludwigsburg gestorbenen deutschen und französischen Soldaten des Krieges 1870/71, während auf einer Tafel an der Rückseite der Kapelle der gefallenen Ludwigsburger dieses Krieges gedacht wird.

Östlich der Kapelle wurde das vom Ludwigsburger Architekten Friedrich Haußer entworfene und vom Stuttgarter Künstler Jakob Brüllmann gestaltete große Ehrenmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs angelegt (Einweihung am 5. Oktober 1924). Der getöteten oder vermissten Soldaten des Zweiten Weltkriegs wird in der Kapelle gedacht. An der Rückwand des umgestalteten Innenraums steht die vom Oßweiler Künstler C.E. Unkauf ausgeführte Steinskulptur »Trauernde Mutter«. Sie wurde am 17. November 1957 eingeweiht, zusammen mit dem vom Ludwigsburger Bildhauer Erwin Dauner gestalteten Gedenkstein für die Opfer der Gewaltherrschaft.

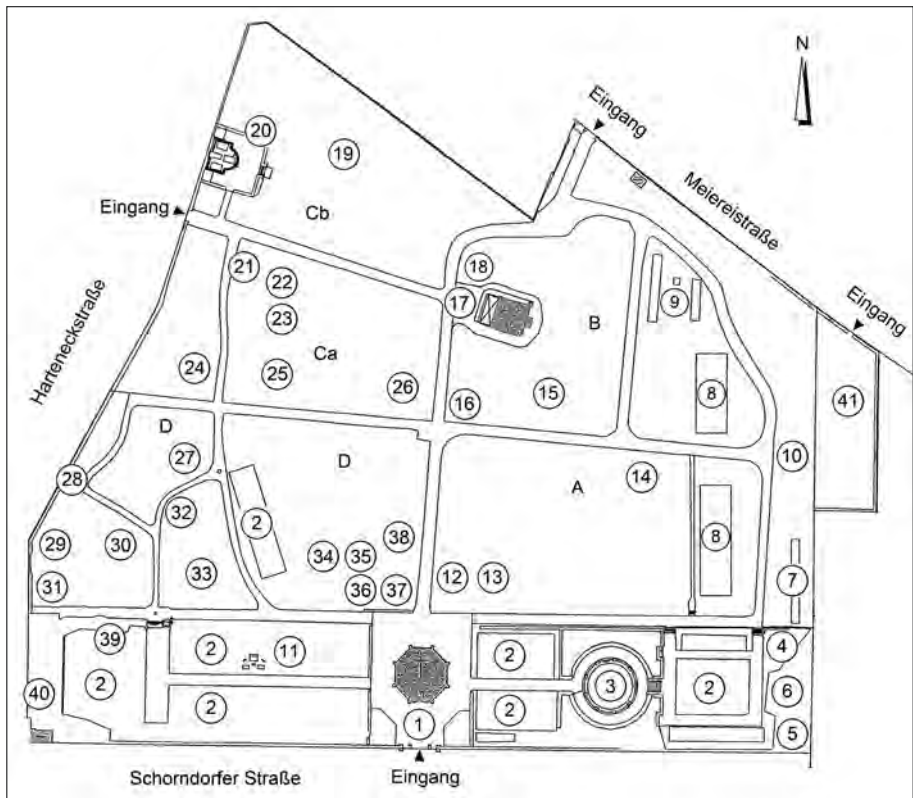
Die 260. Infanteriedivision ehrt ihre Gefallenen mit einem am 15. Oktober 1961 enthüllten Gedenkstein. Die bisher letzte Gedenkstätte wurde 2014 zwischen den beiden Ehrenmalen von 1870/71 eingerichtet. Eine Gedenkplatte »Für die Freiheit erschossen« erinnert an fünfzehn französische Widerstandskämpfer, die am 25. Mai 1944 in Ludwigsburg hingerichtet wurden.

Kulturdenkmal Alter Friedhof

Die teilweise Umgestaltung des Alten Friedhofs in eine Gedenkstätte bedeutete allerdings auch den Verlust vieler alter Gräber, die den unterschiedlichen Anlagen weichen mussten. So ging das Grab des verdienten Ludwigsburger Stadtrats Louis Bühler wie auch das Grab des Mädchenschulmeisters Johannes Buhl unwiederbringlich verloren, während das Grabmal des Kinderarztes Dr. August Hermann Werner gerettet und an neuer Stelle vor dem Zeppelin-Mausoleum aufgestellt wurde.

Der Alte Friedhof von Ludwigsburg ist in seiner einheitlichen Gesamtheit ein Kulturdenkmal ersten Ranges und die Ruhestätte vieler, auch über die Stadt und das Land hinaus bekannter Persönlichkeiten. Ein Gang durch den Alten Friedhof wird damit auch ein Gang durch die Ludwigsburger Geschichte. Der alte Baumbestand und die historischen Grabdenkmale verleihen dem Friedhof den Charakter eines geheimnisvollen Parks. Zu den künstlerisch wertvollen Denkmalen zählen zweifellos die beiden Monumente des Hofbildhauers Antonio Isopi⁸ für Christian Friedrich Benjamin Vischer (1768–1814), den Vater von Friedrich Theodor Vischer, und für Henriette von Oettinger (1774–1816), die Schwester des Grafen Karl von Dillen.

Eine Sonderstellung auf dem Alten Friedhof nimmt neben dem Zeppelin-Mausoleum zweifellos das Königsgrab ein. Es wurde auf Wunsch des damaligen Prinzen Wilhelm 1881 nach dem frühen Tod seines Sohnes Ulrich an der westlichen



Skizzierter Lageplan des Alten Friedhofs. (Vorlage: Friedhofsverwaltung)

Friedhofsmauer angelegt. Es ist heute die Ruhestätte des ehemaligen Königs Wilhelm II. (1848–1921) sowie seiner beiden Ehefrauen Marie (1857–1882) und Charlotte (1864–1946). Die Beisetzung des beliebten Königs bewegte ganz Württemberg. Der Trauerzug mit dem von sechs schwarz behängten Pferden gezogenen Hofleichenwagen bewegte sich am 6. Oktober 1921 von der Marienwahl durch ein geschlossenes Spalier von Bürgern, Militär, Schülern, Vereinen, Staatsbeamten, Studenten und Handwerkern bis zum Alten Friedhof und zu der mit Blumen und Kränzen übersäten Grabstätte.

Die israelitischen Friedhöfe

Die jüdische Gemeinde von Ludwigsburg besaß bis zum Ende der 1860er Jahre keinen eigenen Friedhof. Verstorbene Gemeindemitglieder wurden entweder im benachbarten Hochberg oder in Freudental bestattet. Alles Wissenswerte über den ersten israelitischen Friedhof an der Nord-Ost-Ecke des Alten Friedhofs wie

1	Friedhofskapelle, Gedenkstätte 1939/1945	
2	Soldatengräber 1. und 2. Weltkrieg	
3	Ehrenmal 1914/1918	
4	Ehrenmal deutscher Soldaten 1870/1871	
5	Ehrenmal französischer Soldaten 1870/1871	
6	Gedenkplatte französischer Widerstandskämpfer 1944	
7	Gräber von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern	
8	Gräber von Ludwigsburger Fliegeropfern	
9	Gräber von russischen Kriegsgefangenen	
10	Gedenkstein Opfer der Gewaltherrschaft	
11	Gedenkstein 260. Infanterie-Division	
12	Familie Ferdinand von Bartruff, 1782–1856	General
13	Christian Friedrich Benjamin Vischer, 1768–1814	Vater von Fr. Th. Vischer [Isopi-Grabdenkmal]
14	Familie Walcker	Ludwigsburger Orgelbauer
15	Friedrich Kammerer, 1796–1857	Steichholz-Erfinder [neuer Grabstein]
16	Anton Schott, 1846–1913	Kammersänger [Portrait: A. v. Donndorf]
17	Zeppelin-Mausoleum	[Thouret / Dannecker]
18	Dr. August Hermann Werner, 1808–1882	Kinderarzt
19	Ernst Gebhardt, 1832–1899	Methodistenprediger
20	Königsgrab	
21	Henriette von Oettinger geb. Dillen, 1774–1816	[Isopi-Grabdenkmal]
22	Gottfried Heinrich Preyß, 1777–1840	Oberbürgermeister
23	Heinrich von Abel, 1825–1917	Oberbürgermeister
24	Fidel von Baur-Breitenfeld, 1805–1882	Vater von Tony Schumacher
25	Familie Albert Lotter, 1823–1869	Kaufmann
26	Friedrich Nast, 1799–1861	Verlagsbuchhändler
27	Familie Baumgärtner	Bau- und Werkmeister
28	David Friedrich Strauß, 1808–1874	Philosoph, Theologe
29	Ludovike Simanowiz, 1759–1827	Malerin [neuer Grabstein]
30	Familie von Grävenitz	
31	Christian Gottlieb Neubert, 1769–1851	Gießerei-Inspektor
32	Louis Bühler, 1803–1863	Stadtrat, Silberarbeiter [Grab aufgelöst]
33	Carl Albrecht von Reinhardt, 1785–1821	Obrist
34	Ernst Albert Heinrich von Mylius, 1749–1803	Vater von General Mylius
35	Friedrich von Klett, 1781–1860	Arbeitshausdirektor
36	Friedrich von Lang, 1801–1888	Oberamtmann
37	Friedrich von Maucler, 1735–1796	Erzieher von Prinz Friedrich
38	Julie von Bühler, † 15.1.1832	»Präsidenten-Frau« [klassizist. Grabdenkmal]
39	Johannes Buhl, 1810–1868	Mädchenschul-Lehrer [Grab aufgelöst]
40	Johann Wilhelm von Hundelshausen, 1688–1768	[ältester Grabstein]
41	Alter israelitischer Friedhof, Ehrenmal 1870/1871	

Erläuterungen zum Lageplan des Alten Friedhofs.



*Zwei Monumente des Hofbildhauers Antonio Isopi auf dem Alten Friedhof:
links das Grabmal der Henriette von Oettinger (1774–1816),
rechts der Entwurf zum Grabmal für Christian Friedrich Benjamin Vischer (1768–1814).
(Foto: Landratsamt Ludwigsburg; Skizze: Ludwigsburg Museum, Inv. Nr. 3424)*

auch über den zweiten israelitischen Friedhof hat Joachim Hahn in seinem 1998 erschienenen Buch »Jüdisches Leben in Ludwigsburg« zusammengestellt. Deshalb hier nur die wichtigsten Ereignisse.

Nachdem die Kreisregierung Anfang April 1869 die Anlage eines israelitischen Friedhofs genehmigt hatte, erwarb die israelitische Kirchengemeindepflege am 9. April 1869 von der Witwe des Schmieds Samuel Schreiber einen an die östliche Friedhofsmauer angrenzenden Garten für ihren eigenen Friedhof. Der Zugang erfolgte von der Schorndorfer Straße aus. Die erste Bestattung fand am 21. Oktober 1870 statt, die Enthüllung eines Ehrenmals für zwei in Ludwigsburg verstorbene jüdische Soldaten am 6. August 1873. Nachdem 1896 die Verhandlungen mit der Stadt wegen der Erweiterung des Friedhofs nach Süden gescheitert waren, bemühte sich die israelitische Gemeinde um einen alternativen Platz in der Nähe des Neuen Friedhofs. Die letzte Bestattung auf dem alten israelitischen Friedhof fand am 10. Juni 1904 statt.

Im Juni 1897 erwarb die israelitische Kirchengemeinde im Norden des Neuen Friedhofs ein passendes Grundstück für ihren neuen Friedhof, das sie mit einer Einfriedung ummauerte. Am 1. August 1904 fand die erste Beisetzung statt. Den Wunsch um einen städtischen Beitrag zu einem eigenen Leichenhaus lehnte der Gemeinderat unter Hinweis auf die geringe Zahl von Verstorbenen pro Jahr ab.

Beide Friedhöfe überstanden die nationalsozialistische Herrschaft unbeschadet. Am 9. September 1949 schloss die Stadt Ludwigsburg mit der Jewish Restitution Successor Organization einen Vergleich, in dem sie der Organisation zur Abfindung aller Rückerstattungsansprüche 9500 DM überwies und sich weiterhin

verpflichtete, die beiden israelitischen Friedhöfe »unentgeltlich für dauernde Zeiten« zu erhalten und zu pflegen. Seit 1949 finden auf dem israelitischen Friedhof im Neuen Friedhof sporadisch wieder Beisetzungen statt.

Der Neue Friedhof

Dass der 1761 angelegte Friedhof an der Schorndorfer Straße Ende der 1870er Jahre voll belegt sein würde, stand außer Frage. Offen war nur, ob eine dritte Erweiterung möglich wäre oder ob ein neuer Friedhof an einer anderen Stelle angelegt werden müsste. Die Gärten südlich der Schorndorfer Straße waren zu feucht. Eine Erweiterung nach Norden, jenseits der Meiereistraße, kam nach Ansicht von Experten auch nicht in Frage; der Untergrund war diesmal zu steinig. Was blieb, war das Acker- und Gartengelände im Gewann »Ob dem Hochgericht« auf der Anhöhe. Der Entscheidung für diesen Standort kam entgegen, dass die Stadt dort schon seit längerer Zeit zwei Grundstücke, die Parzellen 1499 und 1505, am Weg nach Neckarweihingen besaß. Im November 1878 genehmigte der Gemeinderat den Kauf der nach Westen bis zur heutigen Harteneckstraße anschließenden Grundstücke als Reserve, denn es war abzusehen, dass die zunächst für den Friedhof eingeplante Parzelle 1499 mit etwa 60 Ar Fläche nicht lange ausreichen würde. Zur Arrondierung der Gesamtfläche folgten 1882, 1900, 1910 und 1917 weitere Zukäufe, die bis zur endgültigen Verwendung verpachtet wurden. Ab 1950 erwarb die Stadt schrittweise die im Norden anschließenden Grundstücke zwischen der Harteneck- und der Neckarstraße. Mit dem letzten Kauf im Jahr 1966 hatte der Neue Friedhof seine heutige Größe erreicht.

Die Pläne der Stadt sahen vor, das städtische Grundstück Parzelle 1499 über eine Toranlage vom Neckarweihinger Weg aus zu erschließen. Im April 1879 stimmte die Kreisregierung den vorgelegten Plänen zu. Im Norden des Tores wurde das Aufseherhaus (heute Neckarstraße 27) geplant und auch gebaut. Der im Süden des Tores vorgesehene »Betsaal« kam nicht zur Ausführung, stattdessen wurde als Provisorium ein »Schutzdach« aufgestellt, bei dem es auch für die nächsten zwanzig Jahre blieb. Im Norden und Osten schloss eine Mauer den Friedhof ab, im Süden und Westen dagegen nur ein Bretterzaun, der im Fall einer Erweiterung schnell versetzt werden konnte. Am 2. März 1880 weihte Dekan Raiffeisen »bei hellstem Himmel und der mildesten Luft« im Rahmen der Bestattung von Barbara Kauffmann⁹ den neuen Friedhof mit einer erhebenden Feier ein. Ein Kinder-Sängerchor intonierte das Lied »Ruhet wohl ihr Totenbeine«. Die Besucher waren sich in ihrem Urteil einig: »Über die herrliche, freie Lage des Platzes und die Tauglichkeit desselben für seinen Zweck ist nur eine Stimme der Anerkennung vernehmbar gewesen.«

Das Werk war vollendet! Das Gräberfeld wurde in Viertel eingeteilt, deren Größe sich an den Abmessungen der Parzelle 1499 ausrichtete. Die Zählung begann in der Nord-Ost-Ecke, im Viertel mit dem Buchstaben »A« (Abtlg. Nr. 40).¹⁰ Der Grundstückskauf und die Anlegung des Friedhofs erfolgten auf Kosten der politischen Gemeinde. Der Wunsch der Stadt, die Verwaltung und Betreuung des Neuen Friedhofs¹¹ auszugliedern und an die Stiftungspflege zu übertragen,

scheiterte am Veto der Kreisregierung. Für den Alten Friedhof war demnach, wie bisher, die Stiftungspflege, für den Neuen Friedhof aber die Stadtverwaltung verantwortlich. Zehn Jahre später hätte sich das Problem auf jeden Fall gelöst, denn zum 1. April 1891 trat ein Gesetz in Kraft, wonach die Verwaltung der Friedhöfe und die Besorgung des Begräbniswesens von der Stiftungspflege auf

Öffentliche Bekanntmachungen.
L u d w i g s b u r g.

An die Einwohnerschaft.

Der nach Beschluß des Stiftungsraths vom 24. v. M. mit dem ersten Begräbniß zu verbindende Akt der Eröffnung des neuen Friedhofes findet am

Dienstag den 2. d. M., Nachmittags 4 Uhr,

statt.

Zur Theilnahme an dieser Feierlichkeit wird die Einwohnerschaft eingeladen.
Die Theilnehmer versammeln sich am 3/4 Uhr in und vor dem Rathsaule.
Den 1. März 1880.

Die Vorstände des Stiftungsraths:
Anton Raiffeisen. Oberbürgermeister Abel.

Ludwigsburger Zeitung, 2. März 1880.

die Gemeinde überzugehen hatten. Die Stadt richtete daraufhin eine eigene Friedhofsverwaltung mit einer getrennten Friedhofskasse ein, berief einen hauptamtlichen Friedhofsaufseher und unterstützte die Arbeit der Friedhofsverwaltung durch eine neu gegründete Friedhofskommission.

Die neue Kapelle

Ludwigsburg hatte sich zu einer aufstrebenden Oberamtsstadt entwickelt. Garnison und Industriensiedlungen sorgten für steigende Einwohnerzahlen. In Friedhofsnahe begann 1901 der Bau eines großen Krankenhauses. Die Orte Eglosheim und Pflugfelden wurden eingemeindet. Die Friedhofsverwaltung musste neue Gräberflächen erschließen. Bereits 1885 wurde der provisorische Bretterzaun bis an die Südgrenze der 1882 zugekauften Grundstücke verlegt. Mitte 1887 gab der Gemeinderat das bereits gekaufte Gelände für die Erweiterung nach Westen in Richtung Harteneckstraße frei. In der Zwischenzeit schrieb man das Jahr 1900. Nach zwanzig Jahren stand auf dem Neuen Friedhof immer noch keine Kapelle für die Trauerfeierlichkeiten. Hermann Franck, der unermüdliche Förderer von Ludwigs-



*Erinnerungstafel für Hermann Franck,
den Stifter der Friedhofskapelle
auf dem Neuen Friedhof.
(Foto: Günther Bergan)*



*Leichenzug zur Bestattung von Maximilian Prinz zu Schaumburg-Lippe
am 6. April 1904. Die Aufnahme zeigt den Zug in der
Harteneckstraße unmittelbar vor dem 1903 eingeweihten Krankenhaus.
(Fotosammlung Aigner)*

burg, bot deshalb am 20. Februar 1900 Oberbürgermeister Hartenstein in einem persönlichen Brief die Stiftung von 20 000 Mark für den Bau einer Kapelle und weitere 10 000 Mark für den dazu noch notwendigen Grunderwerb an, bat aber gleichzeitig um Anonymität. Da zur gleichen Zeit die Harteneckstraße wegen des Krankenhauses neu angelegt werden musste, bot es sich an, die neue Kapelle an der Westseite des Friedhofs zu erbauen. Auf die Errichtung einer ebenfalls dringend benötigten Leichenhalle wurde vorerst aus Kostengründen verzichtet.

Nach der Zustimmung der Kreisregierung legte der Stadtbaumeister im März 1901 seine Pläne vor, die nach dem Wunsch des Gemeinderats dem Stuttgarter Kirchenarchitekten Heinrich Dolmetsch zur Begutachtung vorgelegt wurden. Dolmetsch antwortete schon zwei Monate später mit seinem Gutachten und eigenen Gestaltungsvorschlägen, die den Beifall des Stifters fanden. Anfang Oktober 1901 feierte man das Richtfest, einen Monat später stand der Rohbau und am 21. August 1902 wurde die neuromanische Kapelle mit den markanten gelben Klinkerwänden und der dazu passenden Einfriedung »in aller Stille und ohne äußeres Gepräge« eingeweiht. Eine große Bronzetafel an der Rückwand der Kapelle trotzte allen späteren Umbauten und erinnert noch heute an den großzügigen Stifter, den Geheimen Kommerzienrat Hermann Franck. Trotz der Stiftung musste zur Restfinanzierung noch ein Darlehen von 20 000 Mark

aufgenommen werden. Das erste »Staatsbegräbnis« auf dem Neuen Friedhof erlebten viele Ludwigsburger am 6. April 1904, als Maximilian Prinz zu Schaumburg-Lippe, ein Bruder von Königin Charlotte, an der Mauer neben der Kapelle feierlich mit militärischen Ehren und Salutschüssen beigesetzt wurde.¹²

Aufseherhaus und Leichenhalle

Die Einrichtung von Leichenhallen oder Leichenhäusern ist eine Errungenschaft des frühen 19. Jahrhunderts. Das wachsende hygienische Bewusstsein beschleunigte die Abkehr von der Tradition, die Verstorbenen bis zur Bestattung im Sterbehaus aufzubahren. 1825 erließ die Kreisregierung ein Dekret, in dem sie die Errichtung von Totenhäusern und die Berufung von Leichenschauern forderte. Die Stadt erklärte daraufhin, für den Bau eines Totenhauses sei sie zu arm. Mit der Berufung eines Leichenschauers war sie dagegen einverstanden und ernannte den Totengräber (!) auch zum Leichenschauer. Erst ab 1832 wurde das Amt des Leichenschauers in Ludwigsburg mit einem »Chirurgen«, also mit einem Arzt besetzt. Ab 1840 waren in Ludwigsburg abwechselnd vier Ärzte als Leichenschauer tätig, die vom Stiftungsrat mit jeweils dreißig Gulden pro Jahr für ihre Tätigkeit entlohnt wurden.

Eine Leichenhalle allerdings gab es noch lange nicht. Lediglich im Stadtspital und ab 1880 auch im Aufseherhaus des Neuen Friedhofs befand sich ein Leichenzimmer. Das 1881 bezogene Garnisonlazarett an der Königsallee besaß ein eigenes Leichenhaus. Ende 1896 mahnte die Medizinalvisitation bei der Stadt Leichenräume auf dem Neuen Friedhof an. Offensichtlich erfolglos, denn beim Bau der neuen Friedhofskapelle im Jahr 1901 wurde die Leichenhalle bekanntlich nochmals zurückgestellt. Erst im Sommer 1903 beauftragte der Gemeinderat das Stadtbauamt, Planskizzen für ein weiteres Aufseherhaus und eine Leichenhalle »in tunlichster Bälde« zu liefern. Nach längeren Planungen und Diskussionen über den Standort (nördlich oder südlich der Kapelle?) und über die Konzeption (Aufseherhaus und Leichenhalle getrennt oder in einem Gebäude?) genehmigte die Kreisregierung im August 1905 den Bau von zwei getrennten Gebäuden im Süden der Kapelle nach den Plänen des Stadtbauamts. Am 26. Juli 1906 berichtete die Ludwigsburger Zeitung über die Eröffnung beider Gebäude, die ein gedeckter Gang miteinander verbindet.

In gebührender Entfernung von der Kapelle hatte das Stadtbauamt bereits 1902 in der Süd-West-Ecke das ebenfalls dringend benötigte Abtrittshäuschen als »Provisorium« im eleganten Fachwerkstil errichtet. 1957 wurde das Häuschen durch einen massiven Neubau ersetzt. Seit Anfang der 1930er Jahre ist die Friedhofsverwaltung im Aufseherhaus in der Harteneckstraße untergebracht.

Der Ausbau des Neuen Friedhofs 1912/14

Nach Abschluss der Bauarbeiten an der Westseite des Neuen Friedhofs hatte der alte Osteingang an der Neckarstraße endgültig an Bedeutung verloren. Der Haupteingang des Friedhofs lag jetzt am höchsten Punkt der Harteneckstraße an einem

*Grabmale auf dem Neuen Friedhof, von links im Uhrzeigersinn:
Maximilian Prinz zu Schaumburg-Lippe, Familiengrab Hardegg,
Familiengrab Feyerabend, Wilhelm von Lotterer. (Fotos: Günther Bergan) ▷*



großzügig ausgebauten Vorplatz. Kapelle und Aufseherhaus bildeten zusammen mit der Friedhofsmauer aus gelben Klinkern ein einheitliches Erscheinungsbild. Hinter der neuen Mauer gingen die Planungen aber weiter. Im Herbst 1910 genehmigte der Gemeinderat die Norderweiterung des Friedhofs und kaufte die dazu benötigten Grundstücke. 1912 stand die Neuanlage der Gräberfelder und Wege im Bereich der Kapelle auf dem Programm. In Zusammenarbeit mit der Beratungsstelle für das Baugewerbe entwarf Friedhofsaufseher Bosler den auf die Kapelle zentrierten Gräber- und Wegeplan mit dem Brunnen aus Crailsheimer Muschelkalk hinter der Kapelle. Die Erweiterung nach Norden wurde 1914 realisiert, wozu die bisherige Nordmauer teilweise aufgebrochen und eine neue Nordmauer errichtet werden musste.

Der vorläufig letzte Grundstückskauf

Die Stadt erwarb 1917 die letzten noch freien, an der Robert-Koch-Straße liegenden Grundstücke für den Friedhof. Besonders interessant ist das im Osten gelegene Grundstück Neckarstraße 17. Die darauf betriebene Gärtnerei mit dem 1893 erbauten Wohn- und Gewächshaus übernahm die Stadt und führte den Betrieb als Stadtgärtnerei weiter. Die restlichen Grundstücke verpachtete sie bis 1929 (Anlage des Urnenhains) an die alten Besitzer.

1956 wurde die Süd-Ost-Ecke nach Aufgabe der Stadtgärtnerei grundlegend umgestaltet. Auf dem Gelände entstand der neue Osteingang mit angrenzendem Parkplatz. Das ehemalige Gärtnerhaus liegt seitdem innerhalb der neuen Friedhofsmauer. Der alte Osteingang an der Neckarstraße dient nur noch als Zufahrt zu einem Lagerplatz.

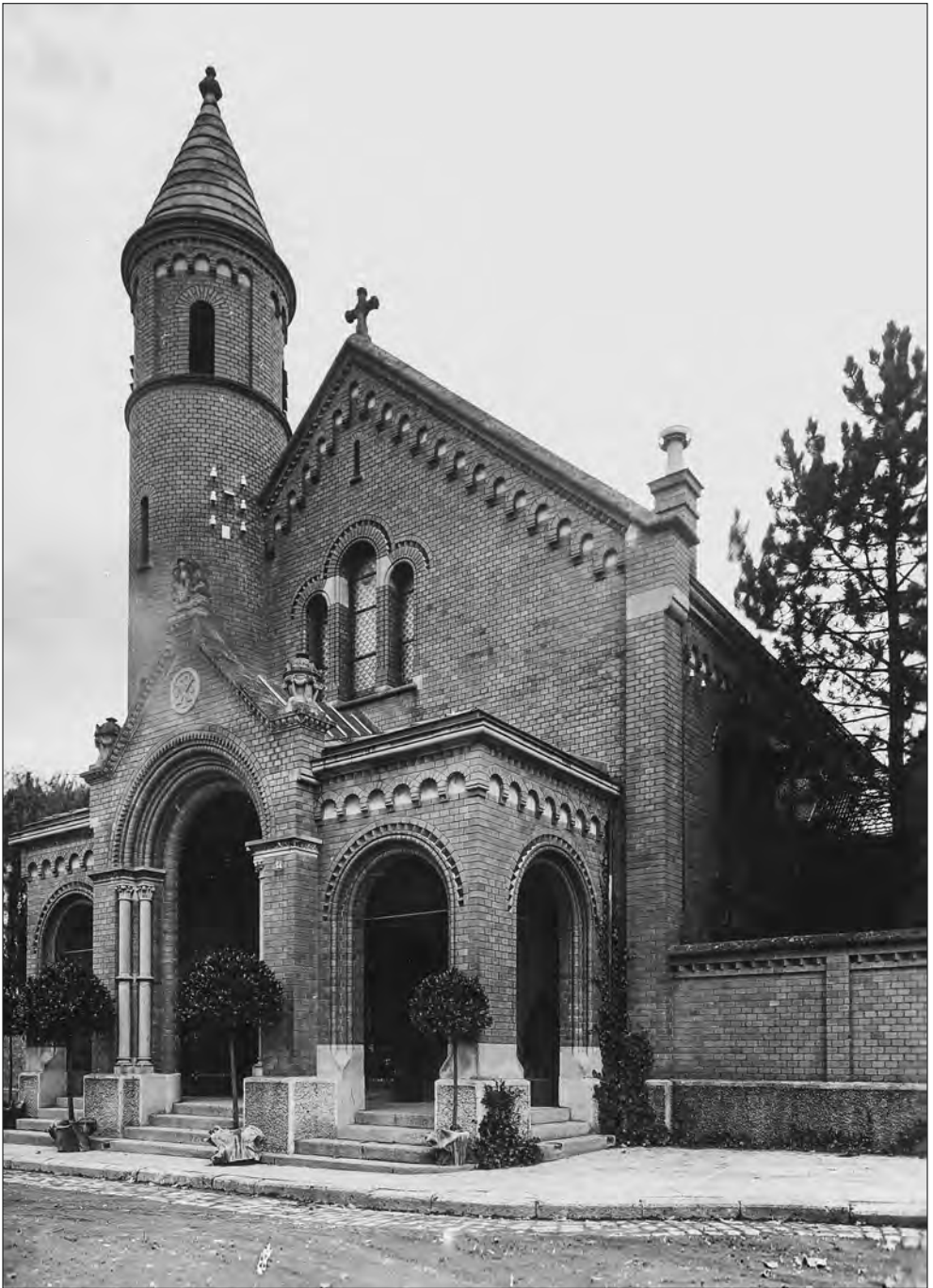
Der Friedhof der Karlshöhe

Bis zur Eingemeindung nach Ludwigsburg am 1. April 1906 gehörte das Gebiet um den Salon zur Kornwestheimer Gemarkung, was bedeutete, dass die Anstalt Karlshöhe mit ihrer Kinderheilstätte und dem Männerkrankenhaus die Verstorbenen in Kornwestheim bestatten musste. Um den beschwerlichen Weg zum dortigen Friedhof zu vermeiden, bat die Anstaltsleitung im Sommer 1891 beim Oberamt um die Genehmigung, einen eigenen Begräbnisplatz im Süden ihres Geländes anlegen zu dürfen. In Ludwigsburg regte sich heftiger Protest. Oberbürgermeister Abel intervenierte beim Oberamt: Die Funktion des Salons als Ort der Erholung würde gestört, die Aussicht nach Süden beeinträchtigt. Betroffen wären nicht nur die Bürger, sondern auch Mitglieder des Hofes. In der Zeitung wurde zu einer Unterschriftenaktion gegen den Friedhof aufgerufen. Der Gemeinderat schloss sich den Protesten an. Schließlich lehnte die Kreisregierung die Anlage ab, mit der Begründung, es handle sich um einen nicht erlaubten Privatfriedhof.

Nach der Eingemeindung stand der Karlshöhe der allgemeine Ludwigsburger Friedhof zur Verfügung. Im November 1925 erhielt die Karlshöhe die Genehmigung, die Abteilung Nr. 47 des Neuen Friedhofs stets widerruflich als eigenen Friedhof zu benutzen, was bis heute auch der Fall ist.

Krematorium und Urnenhain

Zwanzig freidenkende Ludwigsburger schlossen sich 1900 zusammen und traten als Ortsgruppe Ludwigsburg dem 1894 gegründeten Heilbronner Feuerbestat-



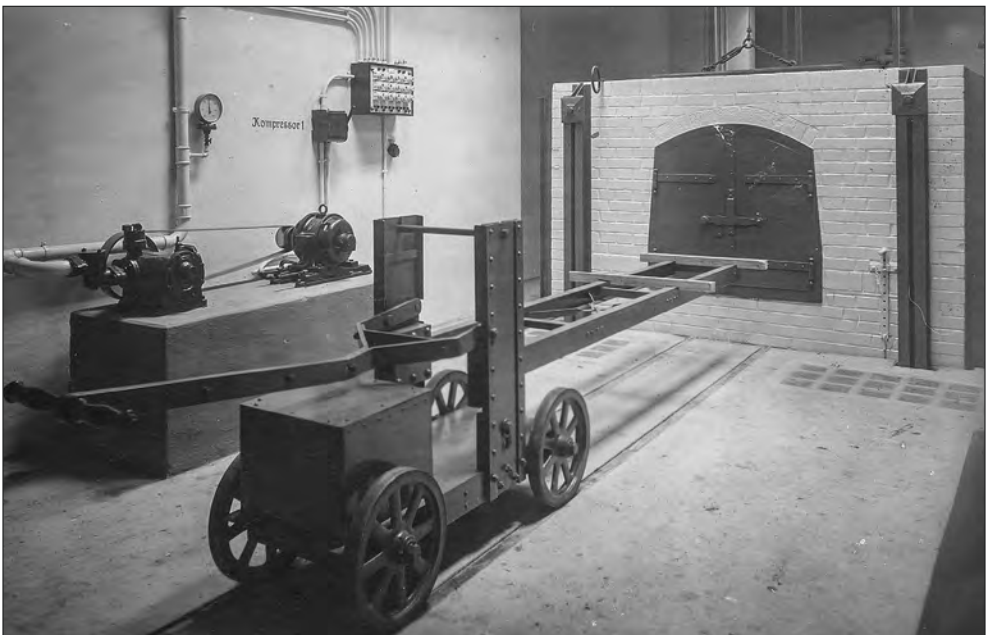
*Die Kapelle auf dem Neuen Friedhof, um 1920.
(Stadtarchiv Ludwigsburg, V 3/24 Bü 175)*

tungsverein bei. Dem Verein war eine Feuerbestattungskasse angeschlossen. Im Juni 1909 gründete die Ortsgruppe, die 1902 bereits 63 Mitglieder zählte, den selbständigen Feuerbestattungsverein Ludwigsburg.¹³ Erklärtes Ziel des jungen Vereins war die Errichtung eines eigenen Krematoriums in Ludwigsburg, denn bislang mussten die verstorbenen Mitglieder in Stuttgart eingäschert werden. Für die »Aschengräber« stellte die Friedhofsverwaltung zunächst die kleine Abteilung Nr. 7 an der Südmauer zur Verfügung und übernahm auch die Pflege der Anlage. Im Zuge der Norderweiterung 1914 wurde für die mögliche Aufstellung eines Verbrennungsofens vorsorglich an zentraler Stelle ein Platz reserviert und ein größeres Urnenfeld in der Abteilung Nr. 17 im Osten des Brunnens angelegt.

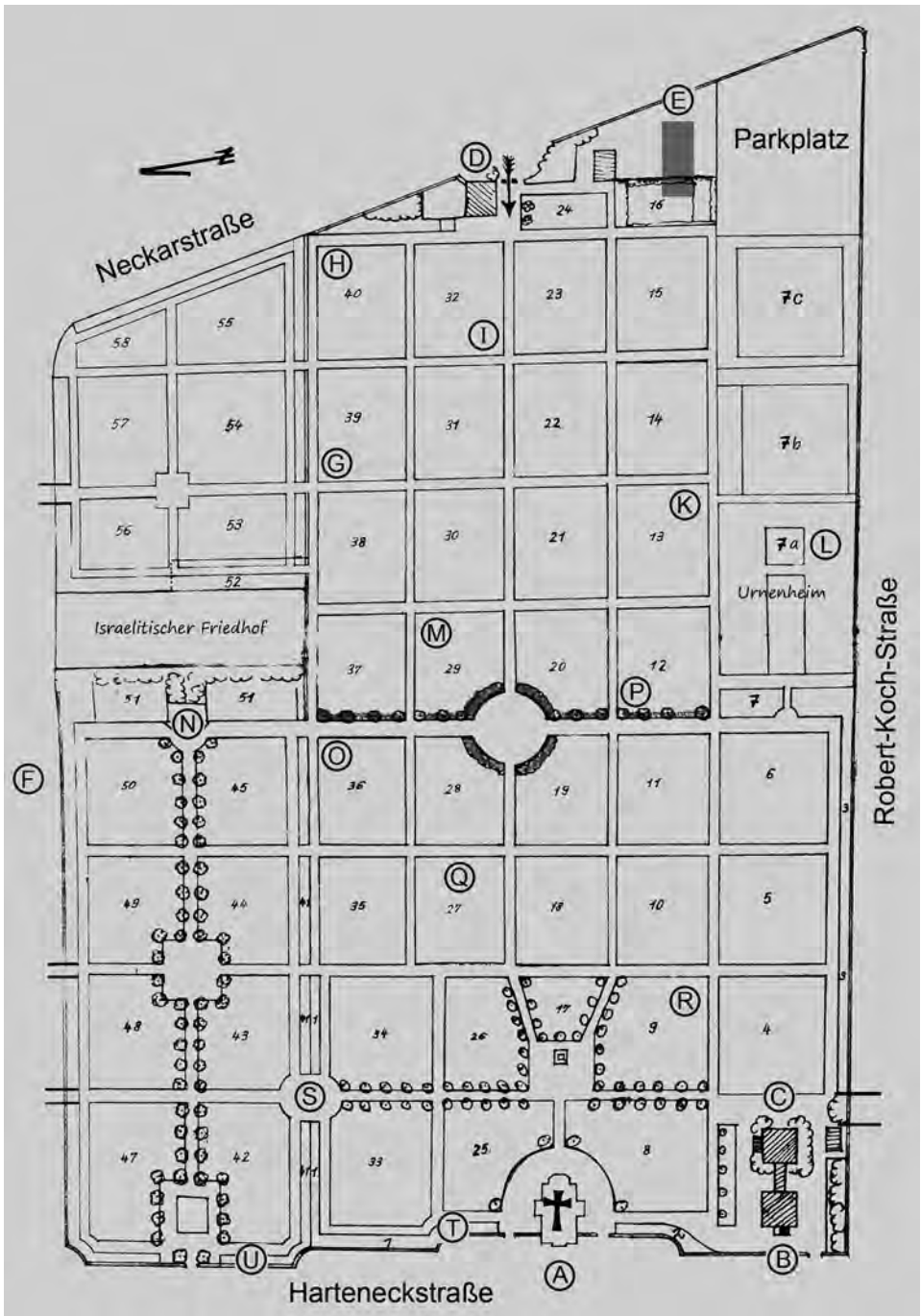
In den nächsten Jahren drängte der Verein auf den Bau des Krematoriums, wobei zunächst geklärt werden musste, ob dafür ein eigenes Gebäude erforderlich ist oder ob der Einbau auch in die Kapelle denkbar wäre. 1926 lagen sogar Pläne des bekannten Architekten Theodor Fischer vor, ein Krematorium auf dem Alten Friedhof zu errichten. Nachdem sich jedoch herausgestellt hatte, dass das Krematorium in die Kapelle eingebaut werden konnte, wurde der Vorschlag von Fischer als Luxus abgelehnt und der Ludwigsburger Architekt Otto Eichert mit der Planung beauftragt. Eichert brachte die moderne, mit Gas befeuerte Anlage unterirdisch im Norden der Kapelle unter. Die beiden Kamine an der Außenwand für die Luftzufuhr und Entlüftung bezeichnete Eichert als den heikelsten Teil der Anlage, eine Aussage, an der sich bis heute, zumindest rein optisch, nichts geändert hat.

Mit der Umgestaltung des Innenraums der Kapelle kam der Architekt dem aktuellen Geschmack entgegen. Die vorhandene Ausschmückung der Wände, vor 25 Jahren noch als »fein abgewogen und besonders im Chor reizend behandelt« gepriesen, wurde übermalt. »Von den Wänden leuchtet das Blau der Treue, die Decke schmückt das Grün der Hoffnung und aus dem Chor strahlt das Rot der Liebe.« Der Probetrieb, zu dem sich auch Herren aus dem Gemeinderat eingefunden hatten, verlief mit der Verbrennung eines Tierkadavers zufriedenstellend. Der Eröffnung des Krematoriums, des achten in Württemberg, am 22. Oktober 1927 stand nichts mehr im Wege. Die neue Orgel stiftete die Firma Walcker, die Glocke im Türmchen der Kapelle Richard Franck.¹⁴

Es ist nicht verwunderlich, dass nach der Eröffnung des Krematoriums die Zahl der Urnenbestattungen stark anstieg und der bislang für Urnen vorgesehene Platz in der Abteilung Nr. 17 nicht mehr ausreichte. Die 1917 erworbenen und bisher noch nicht genutzten Gärten entlang der Robert-Koch-Straße sollten deshalb zu einem Urnenhain nach den Plänen des Friedhofaufsehers Bosler umgestaltet werden. Für die Bepflanzung wie auch für die Gestaltung der Grabsteine wurden Richtlinien ausgearbeitet, deren Einhaltung von Otto Eichert kontrolliert wurde. Den anschließenden Wettbewerb zur künstlerischen Ausgestaltung des Urnenhains gewann Ende 1930 Otto Eichert. Er errichtete im Zentrum der Anlage eine filigran wirkende Rosenpergola und platzierte in ihre Mitte die Bronze-Figur des »Idolino«, die Nachbildung einer römischen Statue nach griechischem Vorbild. Die Konstruktion der Pergola wird heute nicht mehr von Rosen, sondern von wildem Wein bewachsen.



*Krematorium auf dem Neuen Friedhof, 1927:
Blick in den Innenraum der Kapelle (oben) und in die Verbrennungsanlage (unten).
(Stadtarchiv Ludwigsburg, V 3/24 Bü 175)*



*Lageplan des Neuen Friedhofs.
 (Vorlage: Stadtarchiv Ludwigsburg, S 12/V Nr. 101)*

Abt. 7 a-c	Urnenhain / Urnengräber	
Abt. 42	Gräber Internierungslager	
Abt. 47	Gräber Karlshöhe	
Abt. 52	Gräber polnische katholische Gemeinde	
A	Friedhofskapelle / ehem. Krematorium	
B	Friedhofsverwaltung / ehem. Aufseherhaus 1907	
C	Leichenhalle 1907	
D	Altes Aufseherhaus 1880	
E	ehem. Gärtnereihaus	
F	neue Aussegnungshalle	
G	erste Grabstelle	[Grab aufgelöst]
H	Familie Hartwig, ältester Grabstein	
I	Familie Fabrikant Heinrich Franck	[Portrait: Willy Zügel]
K	Familie Bauwerkmeister Hardegg	[Entwurf: Otto Eichert]
L	»Idolino«	Urnenhain
M	Familie Fabrikant Feyerabend	[Entwurf: Emil Kiemlen]
N	Oberbürgermeister-Gräber	
O	Familie Bauwerkmeister Assenheimer	
P	Familie Brauerei Cluss	
Q	Johannes Rentschler, 1840–1902	Präzeptor [Portrait: Emil Kiemlen]
R	Hermann Sauter, 1861–1917	Chormeister MGVLbg. [Entwurf: Emil Hipp]
S	Wilhelm von Lotterer, 1857–1916	Generalmajor [Entwurf: Paul Bonatz]
T	Maximilian zu Schaumburg-Lippe, 1871–1904	Schwager des Königs
U	Familie Maier-Blutbacher	[Relief: Erwin Scheerer]

◁ Erläuterungen zum Lageplan des Neuen Friedhofs.

Ende der 1950er Jahre entsprach das Krematorium nicht mehr den aktuellen technischen Möglichkeiten und Vorschriften. Die Beschwerden der Anwohner über die lästige Rauchentwicklung häuften sich, eine Entstaubungsanlage war auch nicht vorhanden. 1967 erhielt Architekt Eisenblätter den Auftrag, die technische Anlage des Krematoriums zu modernisieren und gleichzeitig die Kapelle umzubauen (Anbau von Nebenräumen, Vergrößerung des Chors, Schaffung einer neuen Empore). Ende 1971 waren die Umbauarbeiten abgeschlossen und die Kapelle auch äußerlich modernisiert. Aber die Tage des Krematoriums an der Harteneckstraße waren gezählt. Der Einbau einer Rauchgasreinigung 1988 sollte die letzte Baumaßnahme sein. Nach der Eröffnung des neuen Krematoriums im April 1992 auf dem Bezirksfriedhof Ost in Oßweil wurde die Anlage stillgelegt, aber nicht abgebaut.¹⁵

Der Neue Friedhof nach 1945

Die Geschichte der Ludwigsburger Friedhöfe ist auch die Geschichte von immer wiederkehrenden Erweiterungen, zwischen 1719 und 1945 waren es insgesamt acht. Direkt nach dem Krieg tauchte die Frage nach neuen Flächen wieder auf.

Als Zwischenlösung wurde 1945 fürs erste das städtische Obstbaumgrundstück zwischen dem israelitischen Friedhof und der Neckarstraße dazu genommen. Danach sollte die Erweiterung nach Norden weitergehen. Zwischen 1949 und 1951 arbeiteten u. a. der Leiter des Gartenamtes Helmut Leuze sowie die Architekten Otto Eichert und Helmut Scheerer unterschiedliche Pläne für das abfallende Gelände aus. Die Idee von Eichert und Scheerer, Gräber und Wege in konzentrischen Halbkreisen anzuordnen, sollte realisiert werden. Im Rahmen von vier



Eingang zum israelitischen Friedhof.

Bauabschnitten wurde zwischen 1951 und 1966 das ganze Gelände schrittweise aufgekauft und umgestaltet. Der Neue Friedhof belegt in seiner aktuellen Ausdehnung eine Gesamtfläche von ca. zwölf Hektar.

Bei der Anordnung der Gräberfelder fällt die Zweiteilung des Neuen Friedhofs deutlich auf. Streng, mit dem Lineal geplant, erscheint die südliche, zwischen 1880 und 1950 belegte Hälfte. Die aufgelöste, an die Topographie und die Grundstücksform angepasste Gliederung dagegen ist das Merkmal der nördlichen Hälfte. So unterschiedlich wie die Anordnung der Gräber ist auch der Charakter der beiden Friedhofsteile. Aufwendig gestaltete Denkmale wie der Kenotaph des Stadtrats Hardegg oder der von Paul Bonatz entworfene hohe Baldachin über den Gräbern der Familie von Lotterer sind für den älteren, individuell gestalteten Teil der Anlage typisch, genauso wie die großzügigen Grabstätten der Fabrikantenfamilien Franck und Feyerabend oder die Gräber der Ludwigsburger Oberbürgermeister. Deutlich bescheidener dagegen der Eindruck in der Nordhälfte. Der älteste erhaltene Grabstein des Neuen Friedhofs stammt vom Grab der Familie Hartwig.¹⁶

Die neue Aussegnungshalle

1956 waren die ersten beiden Bauabschnitte abgeschlossen. Die Pläne von Eichert und Scheerer sahen im Mittelpunkt der konzentrischen Halbkreise von Wegen und Gräbern an der höchsten Stelle eine Aussegnungs- und Leichenhalle vor. Den im April 1959 ausgeschriebenen Wettbewerb zur Gestaltung dieses Ensembles gewann der Stuttgarter Architekt Erwin Rohrberg. Er schloss den flachen, um einen Innenhof angeordneten Bau von Aussegnungs- und Leichenhalle direkt an die Nordseite des bisherigen Friedhofs an und schuf vor dem Haupteingang einen terrassenartigen Platz mit einem freistehenden Glockenturm. Zur Harteneckstraße hin öffnete er den Friedhof über einen neuen Ausgang mit einem angrenzenden Wohn- und Betriebsgebäude.

Die Kunst am Bau durfte nicht fehlen. Erwin Scheerer gestaltete eine Kreuztragungsgruppe für den Westausgang, Richard Hoffmann entwarf die Intarsienarbeit »Posaunen des Jüngsten Gerichts« am Haupteingang, während die Stuttgarter Künstlerin Traute Gruner den Auftrag für den anfangs nicht ganz unumstrittenen großen Wandteppich der Halle erhielt. Die »moderne« Gestaltung sorgte für etwas Unruhe in Ludwigsburg. Die Dekane Dipper und Zörlein wurden sogar um ihre Stellungnahmen aus theologischer Sicht gebeten. Ober-



»Die Posaunen des Jüngsten Gerichts«, Intarsienarbeit von Richard Hoffmann am Eingang zur Aussegnungshalle auf dem Neuen Friedhof.

bürgermeister Saur schließlich erläuterte in einem Artikel in der »Ludwigsburger Kreiszeitung« die Bildsprache des Teppichs und bat um Vertrauen »zu dem ehrlichen und wahrhaften Streben und Ringen der Künstler«. Die Aussegnungshalle wurde am 24. November 1962 eingeweiht.

Die Situation heute

Die Friedhofsverwaltung von Ludwigsburg betreut insgesamt zehn aktuelle Friedhöfe und zwei historische Friedhöfe, den Alten Friedhof und den alten israelitischen Friedhof. Neben dem Neuen Friedhof der Kernstadt und dem angeschlossenen neuen israelitischen Friedhof befindet sich in jedem Stadtteil, mit Ausnahme von Grünbühl, ein eigener Ortsfriedhof. Zusätzlich wurde in Oßweil der Bezirksfriedhof Ost mit dem Krematorium und in Neckarweihingen der Friedhof Scholppenäcker neu angelegt, während der Friedhof von Pflugfelden zum Bezirksfriedhof West erweitert wurde. Das katholische St. Josefsheim in Hoheneck unterhält auf seinem Gelände einen eigenen Friedhof. Abschließend sei noch auf eine Ludwigsburger Besonderheit hingewiesen: Fürstin Pauline zu Wied wurde nach eigenem Wunsch inmitten ihrer ehemaligen Pferdekoppel auf der Marienwahl begraben.

Die gesellschaftlichen und sozialen Veränderungen der letzten Jahre und Jahrzehnte spiegeln sich auch in den Veränderungen auf den Friedhöfen wider. Nachts sind sie schon lange nicht mehr abgeschlossen. Urnen werden vermehrt nicht mehr in Erdgräbern, sondern in den aus dem Süden bekannten, Platz und Kosten sparenden Kolumbarien beigesetzt. Der Wunsch nach einer anonymen Bestattung ist schon lange nicht mehr allein das Zeichen von Armut, sondern oft auch der Wille, mit der Grabpflege den Hinterbliebenen nicht zur Last zu fallen. Der Friedwald entwickelt sich als Alternative zum traditionellen Urnengrab. Auf dem Ostfriedhof in Oßweil befinden sich deshalb Flächen für anonyme Bestattungen und Urnenbestattungen unter Bäumen. Seit 2001 können verstorbene Muslime nach ihrem Ritus auf einem muslimischen Gräberfeld des Ostfriedhofs bestattet werden. Die früheren Bedarfsplanungen sind überholt. Die beiden in den 1990er Jahren eröffneten neuen Friedhöfe sind nicht mehr, wie früher immer üblich, zu klein, sondern zu groß.

Der Schriftsteller Werner Bergengruen stellte seiner unter dem Titel »Der Tod von Reval« erschienenen Sammlung skurriler Geschichten das Motto »Jeder Tod hat sein Gelächter« voran. In diesem Sinn soll eine kleine Notiz aus der Mainzer Tageszeitung vom 12. Dezember 1926, für deren Wahrheitsgehalt sich der Verfasser dieses Aufsatzes allerdings nicht verbürgen kann, die Geschichte der Ludwigsburger Friedhöfe beschließen. Es heißt da unter der Überschrift »Aus Schilda Ludwigsburg«:

»In Ludwigsburg verstarb dieser Tage ein Mitglied der Metzger-Innung. Seine Kollegen wollten für ihn einen Kranz am Grab niederlegen, aber versehentlich wurden zwei Kränze bestellt und nach dem Friedhof getragen. Nun waren die Metzgermeister in großer Verlegenheit, was sie mit dem zweiten Kranz beginnen sollten und sie kamen schließlich überein, diesen auf dem nahen Grab des

Königs niederzulegen. So geschah es auch. Den vielen Besuchern der Grabstätte des Königs soll es an diesem Tage sehr schwer geworden sein, den an dieser Stelle gebührenden Ernst zu bewahren, denn an dem überzähligen Kranz, den die Ludwigsburger Metzgermeister ihrem alten König verehrten, hing eine Schleife mit der Inschrift: ›Unserem lieben Kollegen – Die Metzgerinnung Ludwigsburg. Später wurde die Schleife entfernt.«

Anmerkungen

- 1 Der Beitrag befasst sich nur mit den Friedhöfen der Kernstadt. Von den im Lauf der Geschichte gebräuchlichen Synonymen Gottesacker, Kirchhof, Friedhof, Totengarten, Totenacker wurde einheitlich der Begriff Friedhof verwendet.
- 2 Der Begriff »Totengräber« ist bis heute noch, vor allem in Redewendungen, negativ besetzt. Shakespeare rehabilitierte den Ruf aller Totengräber und setzte ihnen in der berühmten Friedhofszene des »Hamlet« ein literarisches Denkmal.
- 3 1810 wird in Ludwigsburg trotzdem noch ein neues Rang-Reglement von 1809 angewandt.
- 4 Der von Pferden in Begleitung eines Kutschers gezogene Trauerwagen wurde 1929 von einem Automobil abgelöst.
- 5 Die Grabdenkmale der Familien Frisoni und Retti dienten in Oeffingen lange Zeit als Torpfeiler des Friedhofs. Eine Replik des Frisoni-Denkmal steht heute auf dem Friedhof. Das stark verwitterte Original befindet sich unter einem Vordach an der Kirchenmauer.
- 6 An dieser Stelle sei auf die 2005 erschienene umfangreiche Arbeit »Pantheon der Freundschaft« von Anna Maria Pfäfflin verwiesen, in der alles Wissenswerte über die Bedeutung des Mausoleums und seine Geschichte nachzulesen ist.
- 7 Die Gräber der zwischen 1945 und 1948 in den Ludwigsburger Internierungslagern Verstorbenen liegen in der Abteilung Nr. 42 des Neuen Friedhofs, weitere Gräber von Fliegeropfern in der Abteilung Nr. 19. Die Gedenkstätte für die polnischen Opfer des Zweiten Weltkriegs und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wurde 2013 an der Ostmauer des neuen israelitischen Friedhofs eingeweiht.
- 8 Antonio Isopi (1758–1833), römischer Bildhauer, seit 1793 in württembergischen Diensten, Gründer des Künstlerinstituts in Ludwigsburg.
- 9 Das Grab ist heute aufgelassen, ehem. Lage: Nr. 1 im Viertel »B« (Abtlg. Nr. 39).
- 10 Die Umstellung von der Buchstaben-Nummerierung auf die Zahlennummerierung erfolgte mit der Norderweiterung im Jahr 1914.
- 11 Die Bezeichnungen »Alter Friedhof« und »Neuer Friedhof« wurden erst 1959 offiziell eingeführt.
- 12 Ludwigsburg erlebte viele pompöse Trauerfeierlichkeiten. Es sei an die Bestattungen von Herzog Carl Eugen und von zahlreichen Mitgliedern des Königshauses sowie von Oberbürgermeistern, Ehrenbürgern und verdienten Persönlichkeiten der Stadt erinnert. Unrühmlicher Abschluss dieser Reihe: die provokative Beisetzung des Generaloberst der Waffen-SS Sepp Dietrich am 27. April 1966 auf dem Neuen Friedhof, ein Ereignis, das nicht nur die Städtepartnerschaft mit Montbéliard schwer belastete.
- 13 Der Feuerbestattungsverein Ludwigsburg hat sich 1954 aufgelöst.
- 14 Die Glocke ist wahrscheinlich Anfang der 1940er Jahre bei einer der Metallsammlungen ausgebaut worden. Die Orgel wurde 1963 durch eine neue Walcker-Orgel ersetzt.
- 15 Der Anteil an Feuerbestattungen aller Ludwigsburger Friedhöfe beträgt 2016 ca. 72 %, Tendenz steigend.
- 16 Dr. Georg Ludwig Hartwig, Privatier auf dem Salon, wurde am 13. März 1880 im Viertel »A« (Abtlg. Nr. 40), Grab Nr. 171 bestattet.

Literatur und Quellen

- Albert Bertsch: Das Herzogliche Zucht- und Arbeitshaus, Manuskript 1912.
Bürgerverein Hofen: Spaziergang über den Alten Friedhof, Hofen 2002.
Ev. Stadtkirchengemeinde: Stadtkirche Ludwigsburg 1994, Ludwigsburg 1994.
Joachim Hahn: Jüdisches Leben in Ludwigsburg, Karlsruhe 1998.
Gerhard Heß: Zur Geschichte der Alt-Ludwigsburger Markung, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 13 (1957) S. 43–80.
Justinus Kerner: Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, Frankfurt/O 1849.
Christoph von Kolb: Die Geschichte des Gottesdienstes in der evangelischen Kirche Württembergs, Stuttgart 1913.
Christoph von Kolb: Geschichte der evangelischen Gemeinde Ludwigsburg, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 24 (1920) S. 1–54.
Wolfgang Läßle: Schwäbisches Potsdam, 2 Bde., Ludwigsburg 2009.
Ilse Manke, (Hrsg.): Eine Ludwigsburger von Chronik 1704–1775, in: Hie gut Württemberg 11 (1960) S. 7 f., 10 f., 22 f., 30 f.
Oberamtsbeschreibung Ludwigsburg, Stuttgart 1859.
Oscar Paret: Neue alamannische Funde im Kreis Ludwigsburg, in: Hie gut Württemberg 11 (1960) S. 43.
Anna Marie Pfäfflin: Pantheon der Freundschaft, Stendal 2005.
Anton Plappert: Katholische Kirche Christus König Oeffingen, Passau 2007.
Harald Schukraft: Die Grablegen des Hauses Württemberg, Stuttgart 1989.
Stadt Ludwigsburg: Friedhofswegweiser, Leipzig 2008.
Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Bd. 2, Ludwigsburg 2004.

Hauptstaatsarchiv Stuttgart

- A 8 (Kabinet, Herzog Karl Eugen) Bü 248 Fasc. 236 (»Friedhof-Konkurs« 1761)
- A 206 (Oberrat, Ältere Ämterakten) Bü 3411 Fasc. 1–15 (»Causa Tambornino«), Bü 3412 (Auswärtige Beerdigungen von Katholiken)
- E 221 I (Finanzministerium) Bü 122 (Pläne Meierei)

Staatsarchiv Ludwigsburg

- E 236 (Domänenendirektion) Bü 3141
- F 181 I (Oberamt Ludwigsburg) Bü 250a, 297b

Stadtarchiv Ludwigsburg

- L 1 (Akten des 18. Jh.) Bü 45, 120, 126, 247
- L 2 (Akten des 19. Jh.) Bü 21, 248, 629, 640, 643, 748–751, 756–760, 762, 764–767, 785
- L 3 (Akten des 20. Jh.) Bü 192
- L 3/1 (Akten des 20. Jh.) AZ 1033, 2642, 4512, 6130–6133
- L 31 (Polizeiverwaltung) Bü 70, 115, 116, 118–120, 122
- L 34 (Standesamt) Bde. 1, 3, 5
- L 63 (Bauanträge) Bü 785, 1285, 1374
- L 63/1 (Bauanträge) Bü 1164
- L 67 (Garten- und Friedhofsamt) Bü 1–21, 36
- L 110 (Rechnungen Stiftungs- und Armenpflege) Bde. 68, 71, 72, 74, 105, 110, 136, 138, 139, 141, 154
- L 140 (Rechnungen Friedhofskasse) Bde. 1, 11, 14, 16, 27, 32, 33
- L 150 (Gemeinderatsprotokolle) Bde. 29, 32, 34, 35, 39–42, 44, 50–52, 54–57, 60, 62, 79, 81–86, 90, 92, 93, 101, 102, 104–111, 113, 114, 118, 119, 170
- L 165 (Güter- und Kaufbücher) Bde. 2, 4, 19, 31, 93, 97, 107
- L 180 (Friedhofsverwaltung) Bde. 4, 13, 14–55, 60, 63, 64a, 65–67
- S 1 (Generalreskripte) Nr. 130, 773, 846
- S 2 (Satzungen) Bü 49–52, 171
- S 3/1 (Geschichte der Stadt, Chroniken, Originalquellen) Nr. 2–4, 23
- S 3/1 Nr. 56 (Materialsammlung Friedhöfe)

S 3/2 (Geschichte der Stadt, Bildmaterial Alter Friedhof) Nr. 1/001, 1/002
S 4 (Reproduktionen: Chroniken Zilling / Schönleber) Nr. 5, 7
S 12/V (Pläne Garten- und Friedhofsamt) Nr. 1–6, 63–69, 71, 73–83, 101–109
S 15/5 (Fotoalben: Alter Friedhof) Nr. 61
S 31 (Zeitgeschichtliche Sammlung Friedhöfe) SS 4.1–4.4
V 3/18 (Feuerbestattungsverein) Bü 1, 8, 10, 19
V 3/24 (Nachlass Otto Eichert) Bü 48, 175, 176, 297, 299
V 3/37 (Nachlass Friedrich Haußer) Bü 196, 201, 210, 250
V 3/61 (VVN-Akten) Bü 77
V 4/20 (Kirchenkonventsprotokolle) Bde. 1–11, 13 (jetzt mit neuer Signatur im Landeskirchlichen Archiv Stuttgart, Bestand Dekanats-Archiv Ludwigsburg)

Stadtverwaltung Ludwigsburg Bürgerbüro Bauen
Bauanträge: Harteneckstraße 46, 54, 78/80, 82, Neckarstraße 17, 27, 61

Ludwigsburg Museum
Inv. Nr. 547, 548, 567, 3424 (Pläne, Skizzen)

Zeitungen

Ludwigsburger Wochenblatt
Ludwigsburger Tagblatt
Ludwigsburger Zeitung
Ludwigsburger Kreiszeitung

Buchbesprechungen

Erdmannhausen. 1200 Erinnerungen. Erdmannhausen 2016, 176 S., Abb.

Die Frage, wie alt eine Gemeinde ist, bzw. wann sie das erste Mal urkundlich erwähnt wurde, ist nur in seltenen Fällen problemlos zu beantworten. Mal sorgt die historische Schreibweise des Ortsnamens für Unsicherheit bei der Zuordnung zu der heute üblichen Bezeichnung, mal sind die Quellen nicht im Original, sondern nur in späteren, oft geschönten oder gefälschten Abschriften vorhanden. Tauchen dann in der Forschung neue Quellen auf, müssen Fakten oder Jahreszahlen zwangsläufig korrigiert werden, was dazu führen kann, dass ein Ort plötzlich älter oder schlimmstenfalls auch jünger werden kann und Jubiläen verschoben werden müssen.

Erdmannhausen und Oßweil teilen gemeinsam dieses Schicksal. Laut einer Schenkungsurkunde Kaiser Ludwigs des Frommen sollen u.a. Erckamereshausen (Erdmannhausen) und Oßweil im Jahr 817 jeweils mit Kirche und Herrenhof zum neu gegründeten Kloster Murrhardt gekommen sein. Obwohl diese Urkunde als Fälschung des 12. Jahrhunderts bekannt war, galt 817 lange Zeit als das Jahr der ersten urkundlichen Erwähnung beider Orte. Seit 1982 ist jedoch eine spätere Kurzfassung der Original-Urkunde bekannt, die 816 als das Jahr der Schenkung angibt. Erdmannhausen, wie auch Oßweil, konnte deshalb 2016 auf 1200 Jahre überlieferter Ortsgeschichte zurückblicken und entsprechend feierlich dieses Jubiläum begehen.

Ein Autorenteam (Wolfram Linnebach, Markus Pilharz, Uwe Rapp, Dietmar Schmidt, Marita Schubert, Eberhard Wennrich), verstärkt durch kompetente Gastautoren, hat deshalb »den ambitionierten Versuch unternommen, die über 1200-jährige Geschichte des Ortes mit seinen Menschen in Worten und Bildern lebendig zu machen«. Was auch bedeutet, dass auf die in Ortschroniken meist üblichen Kapitel wie »Unsere Vereine« oder »Aus dem Schulalltag« etc. verzichtet wurde.

Im ersten Teil der Erdmannhausener Erinnerungen beschäftigen sich die Autoren mit der historischen Entwicklung des Ortes von der Vor- und Frühgeschichte über die Zeit des Mittelalters bis zur Neuzeit. Dabei benützen sie bei der umfangreichen Schilderung des Mittelalters beispielhaft ausgewählte Urkunden und Dokumente als »Aufhänger« für ihre Erläuterungen und Kommentare. Es seien hier erwähnt u.a. die Urkunde mit der Ersterwähnung aus dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart, der sog. »Balderich-Vertrag« von 972, der »Codex Hirsaugiensis« mit der Nennung eines Edelknechts namens Wernher von Erckmarßhuse und die Schenkungsurkunde der Hadewig Eichmann, die 1282 ihre Güter in Ergmarshusen dem Kloster Steinheim vermachte.

1555 endete mit der Reformation das Patronat des Murrhardter Klosters über die Kirche von Erdmannhausen. Der goldene Abtstab im Ortswappen weist heute auf die frühere Verbindung zum Kloster Murrhardt hin. Interessant die Kapitel

über den Hardtwald, einen von den sieben umliegenden Gemeinden gemeinsam genutzten und bewirtschafteten Wald. Je ein Kapitel über die wechselvolle Geschichte der Bugmühle sowie der »Schweißbrücke« führen in die Neuzeit und beschließen den ersten Teil.

Im zweiten und dritten Teil des Buches lädt das Autorenteam den Leser zum zwanglosen Blättern und Schmökern ein. Zunächst gilt es, zwölf ortsprägende Persönlichkeiten näher kennenzulernen. Beginnend mit Erkanmar, dem geheimnisvollen Namensgeber des Ortes, über die Geschwister Reichenbach/Simanowiz, den Lehrer Willi Müller, der 1975 die erste Ortschronik herausgab, bis zur sozial engagierten Geschäftsfrau Grete Huober und zu den beiden Ex-Bürgermeistern Pfähler und Menner. Kenntnisreich kommentierte historische Fotografien von Erdmannhausen und seinen Bewohnern schließen auf über 80 Seiten die im Titel versprochenen 1200 Erinnerungen ab. *Günther Bergan*

Andreas Walter: Metterzimmern. Geschichte und Geschichten aus unserem Dorf. Bietigheim-Metterzimmern 2016, 310 S., Abb., Karten.

Seit 1930 ist Metterzimmern ein Stadtteil von Bietigheim, heute Bietigheim-Bissingen. Die von der Großen Kreisstadt abweichende Geschichte dieser bis dahin eigenständigen Gemeinde an der Metter sowie die vom Hauptort losgelöste dörfliche Entwicklung der letzten 85 Jahre beleuchtet teilweise bis ins kleinste Detail dieses Heimatbuch. Auf Initiative des ehemaligen Heimatforschers Hans Huber (1926–2015) hat der junge Autor Andreas Walter (Jahrgang 1987) in fünfjähriger beispielhafter Fleißarbeit in den verschiedenen Staats-, Stadt- und Gemeindearchiven sowie in Gesprächen mit Einwohnern die Vergangenheit seines Heimatortes erforscht.

Wer bisher etwas über die Geschichte des Dorfes erfahren wollte, war auf Aufsätze zu Einzelereignissen angewiesen. Die Darstellung der Ortsgeschichte wurde nur eher beiläufig in Herman Roemers Gesamtwerk »Die Geschichte der Stadt Bietigheim an der Enz« aus dem Jahr 1956 als Anhang behandelt. Zu Themen der Nachkriegszeit bis heute lag somit bisher keine umfassende Abhandlung vor. Dieser Zustand kann mit dem vorliegenden Werk nun als beendet betrachtet werden.

Andreas Walter hat es in dem von ihm selbstverlegten Heimatbuch geschafft, die Ortsgeschichte von Metterzimmern umfassend darzustellen. Der Autor hat sein Werk in 24 Kapitel mit zahlreichen Unterkapiteln sowie Anhängen und einem Vorwort gegliedert, die in einem umfangreichen Inhaltsverzeichnis aufgelistet sind. Das Buch möchte dabei weder eine chronologische Auf- und Aneinanderreihung der historischen Ereignisse bieten, noch kann es allumfänglich sein. So fällt das Kapitel zur Ur- und Frühgeschichte von den geschichtlichen Anfängen über die Römer- bis zur Merowingerzeit kurz aus. Auch dem darauffolgenden Mittelalter-Kapitel wird angesichts der wenig ergiebigen Quellenlage ein überschaubarer Umfang zugesprochen. Die urkundliche Ersterwähnung von 838 wird aber natürlich gebührend erwähnt. Auch die Zeit vom Dreißigjährigen Krieg bis zur Aufklärung wird immer mit ortsgeschichtlichem Blick detailreich, aber angemessen umfänglich wiedergegeben.

Große inhaltliche Schwerpunkte sind die Zeit ab der Reichsgründung bis zur Weimarer Republik sowie die Zeit des Nationalsozialismus. Die Nachkriegs- und Wirtschaftswunderzeit, aber auch die letzten 25 Jahre Ortsgeschichte werden ebenfalls sehr ausführlich und sehr gut bebildert dargestellt. Hier spürt man das große Potential der guten Quellenlage und den Forscherdrang des Autors, durch Zeitzeugenbefragungen viele Besonderheiten dorfgeschichtlicher Ereignisse schriftlich zu manifestieren. So wird die Geburt der tausendsten Einwohnerin im Jahr 1957 ebenso erwähnt wie der Umstand, dass die örtliche Metterbrücke 1999 als Filmkulisse erhalten durfte. Wie die Metterzimmerer zu ihrem Necknamen »Schnecken« gekommen sind, wird eindrücklich an mehreren Stellen des Buches erläutert und zieht sich auch grafisch wie bildlich durch das gesamte Werk. Solche Einzelheiten, gepaart mit einem verständlichen Schreibstil, machen das Heimatbuch besonders lesenswert. Viele Bilder, Gemälde und Abbildungen ergänzen hierbei sinnvoll an der richtigen Stelle das Geschilderte.

Die wissenschaftlichen Anmerkungen finden sich am Ende eines jeden Kapitels. Ein Quellenverzeichnis fehlt ebenso wenig wie die Bildnachweise. Auch Listen zu Metterzimmerer Familien, Einwohnerzahlen sowie geistlichen und weltlichen Verwaltern wurden im Anhang beigefügt. Ein Register schließt sich am Ende an. Nicht nur den alteingesessenen Metterzimmerern soll das Buch als Nachschlagewerk dienen, auch zugezogene und ehemalige Bewohner mögen ihre Freude an diesem Werk haben. Heimat- und Familienforscher kommen bei diesem Buch voll auf ihre Kosten. Mit diesem Heimatbuch schließt Andreas Walter gekonnt eine wichtige ortsgeschichtliche Lücke im Landkreis Ludwigsburg.

Wolfram Berner

Nina Hofmann, Herbert Hoffmann: Vom Dorf zur Stadt. 50 Jahre Stadt Ditzingen, 40 Jahre Große Kreisstadt. Ubstadt-Weiher 2016, 136 S., Abb.

Wie kann ein Dorf, das im Sommer 1945 etwa 3500 Einwohner zählte, sich innerhalb von gerade mal 30 Jahren zu einer Großen Kreisstadt mit über 20 000 Einwohnern entwickeln? Die Antwort auf diese Frage liefert Herbert Hoffmann, der ehemalige Archivar von Ditzingen, mit seinem Beitrag in dem vorliegenden 5. Band der Ditzinger Schriften. Voraussetzung für diese Entwicklung war dabei das Zusammentreffen mehrerer positiver Faktoren sowie das Erkennen und konsequente Ausnutzen dieser günstigen Konstellation.

In Ditzingen hat offensichtlich alles gestimmt: Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg war in Deutschland die Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs. Der Zuzug von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen sorgte für einen schnellen Anstieg der Bevölkerungszahlen und der zur Verfügung stehenden Arbeitsplätze. Die Lage von Ditzingen im näheren Umland von Stuttgart machte die Gemeinde zu einem idealen Wohnort, vor allem für Pendler. Verkehrsmäßig ist Ditzingen mit seinem Bahn- und direkten Autobahnanschluss ein idealer Standort für Gewerbe- und Industrieansiedlungen, außerdem konnte für Wohnsiedlungen genügend Bauland zur Verfügung gestellt werden. Schließlich bescherte die Gemeindereform Anfang der 1970er Jahre Ditzingen drei neue Teilgemeinden, Schöckingen, Heimerdingen und Hirschlanden, die für den Sprung über die

Grenze von 20 000 Einwohnern und damit für den Aufstieg in den Rang einer Großen Kreisstadt sorgten. Eine umsichtig agierende Stadtverwaltung garantierte die notwendige Weiterentwicklung der Infrastruktur. Für eine kurzzeitige Unterbrechung des Ditzinger Aufstiegs sorgte Anfang der 1980er Jahre der Bauskandal um Oberbürgermeister Alois Lang und der tragische Ausgang der nach Langs Rücktritt notwendig gewordenen Neuwahl.

Im zweiten Teil des Buches mit dem Titel »Ditzinger erzählen ...« lässt Nina Hofmann, die Leiterin des Stadtmuseums, zehn Ditzinger zu Wort kommen, die den Lesern mit kurzen persönlichen Geschichten oder Erinnerungen einen Eindruck von ihrem Leben in Ditzingen vermitteln wollen. Beide Teile des Buches sind reich bebildert, wobei die collagenhafte Anordnung vieler Abbildungen sicher Geschmacksache ist. Ein umfangreicher Orts-, Personen- und Sachindex steht am Ende des Buches.

Günther Bergan

Hermann Ehmer: Stift Oberstenfeld. Ostfildern 2016, 260 S., Abb.

Hermann Ehmer berichtet als profunder Kenner der Materie – er war bis 2008 Direktor des Landeskirchlichen Archivs in Stuttgart – über die neunhundertjährige Geschichte des Damenstifts in Oberstenfeld. Um 1016 gegründet und 1919 aufgelöst, erinnern heute nur noch das ehemalige Stiftsgebäude und vor allem die romanische Stiftskirche an die Existenz dieser wenig bekannten kirchlichen Einrichtung. Ein Damenstift ist per Definition »eine ständisch exklusive Frauengemeinschaft ohne feste Regel und Gelübde, ohne strenge Klausur und ohne individuelle Armut«. Die Damen gehörten dem adeligen Stand an und konnten das Stift bei einer Heirat auch wieder verlassen. Im Zentrum des Lebens als Stiftsdame stand das regelmäßige Chorgebet, vor allem aber das Gebet für die Stifterfamilie und die Gönner, die dem Stift Güter und Einkünfte vermacht hatten.

Das Stift erlebte und überlebte im Lauf seiner Geschichte zwei bedeutende Zäsuren. Unter Herzog Ulrich übernahmen die Stiftsdamen die Reformation und schlossen sich als freies adliges Stift der Reichsritterschaft in Schwaben an. Die Säkularisierung von 1802 bedeutete das Ende des Stifts in seiner bisherigen Form. Als königliches Damenstift neu gegründet, übernahm es die Rolle einer Versorgungseinrichtung für verarmte Damen des ritterschaftlichen Adels. Das Ende des Königreichs Württemberg bedeutete auch das Ende des Damenstifts Oberstenfeld.

Nach dem Tod der letzten Stiftsbewohnerin 1935 war bis 1944 ein Landjahrlager für Mädchen im Stiftsgebäude untergebracht, nach Kriegsende ein Heimkehrerheim. Heute betreibt die Kleeblatt gGmbH ein Pflegeheim auf dem ehemaligen Stiftsgelände. Die Stiftskirche verdankt ihr heutiges Erscheinungsbild der »Renovierung« von 1888/91.

Die Abbildungen sind am Ende des Textteils zusammengefasst, ebenso die den Text ergänzenden Anmerkungen und die Hinweise auf Quellen und Literatur. Insgesamt eine grundlegende geschichtliche Aufarbeitung des Themas, die über den Rahmen der üblichen Fest- und Jubiläumsschriften weit hinausgeht.

Günther Bergan

Susanne Dieterich: Württemberg und Frankreich. Geschichte einer wechselvollen Beziehung. Tübingen 2015, 272 S. Abb.

Viele Ludwigsburger werden sich beim Lesen des Titels »Württemberg und Frankreich« sofort an Mömpelgard, das heutige Montbéliard, erinnern, an die Straße hinter dem Schlossgarten oder an die älteste deutsch-französische Städtepartnerschaft. Die Städtepartnerschaft mit Montbéliard ist jedoch nur eines der herausragenden Ereignisse der über 600-jährigen wechselseitigen württembergisch-französischen Geschichte. Susanne Dieterich hat es sich deshalb zur Aufgabe gemacht, dem Leser die komplexe und vielschichtige Handlung dieser Beziehung von Anfang an zu erzählen.

Kein einfaches Unterfangen, spielt die Handlung doch oft gleichzeitig an verschiedenen Orten rechts und links des Rheins. Die genealogischen Verbindungen der württembergischen Akteure sind für den Laien nicht immer einfach zu durchschauen. Die Namen sind meist bekannt, ihre zeitliche und gesellschaftliche Einordnung fällt aber schwer: Eberhard der Greiner, bzw. der Milde, der Jüngere, oder der im Bart. Ulrich der Vielgeliebte, Ludwig, Johann Friedrich, Wilhelm Ludwig und schließlich Eberhard Ludwig sind dabei vertreten, um nur einige zu nennen. Der Rezensent empfiehlt deshalb, sich vor der Lektüre des Buches unbedingt eine übersichtlich gestaltete Stammtafel des Hauses Württemberg zu besorgen.

Susanne Dieterich hat ihr Buch klar gegliedert und übersichtlich in einzelne Kapitel unterteilt. Der Leser kann sich deshalb anhand des Inhaltsverzeichnisses ohne Mühe dem umfangreichen Stoff nähern. Beginnend mit dem Eheversprechen von Eberhard IV. dem Jüngeren und Henriette von Mömpelgard im November 1397 über Herzog Friedrich I. und seinem genialen Baumeister Heinrich Schickhardt bis zu Herzog Friedrich Eugen, dem letzten Statthalter von Mömpelgard vor der Abtretung an Frankreich im Jahr 1796. Dazwischen liegt u.a. die Einführung der Reformation oder die Besetzung Mömpelgards durch Frankreich während des Dreißigjährigen Kriegs. Die Städtepartnerschaft zwischen Montbéliard und Ludwigsburg, die Gründung des Deutsch-Französischen Instituts sowie die historische Rede an die deutsche Jugend von Charles de Gaulle im September 1962 im Schloss Ludwigsburg sind die bisher letzten Höhepunkte der wechselvollen Beziehung.

Nicht nur die Höhepunkte, sondern auch die »kleinen« Geschichten am Rand sind für das Verständnis dieser Beziehung wichtig. Susanne Dieterich versteht es, mit diesen Geschichten den Lauf der großen Geschichte anzuhalten und aufzulockern. Beispielhaft seien hier erwähnt: die Hugenotten zur Zeit Friedrichs I. in Mömpelgard oder die Aufnahme der Waldenser in Württemberg unter Eberhard Ludwig, natürlich der Feldzug des hierzulande als Mordbrenner verhassten Generals Mélac, aber auch das Wirken des Tanzgottes Noverre am Hof Carl Eugens, die Studienfreunde an der Hohen Karlsschule Nikolaus Thouret und Georges Cuvier aus Mömpelgard, des später in Frankreich hochgeschätzten Naturforschers, die französische Ehrenbürgerschaft von Friedrich Schiller oder die Karriere von Katharina, der Tochter König Friedrichs, von der Stiftsdame in Oberstenfeld zur Königin von Westfalen an der Seite von Napoléons Bruder Jérôme.

Das Buch ist anschaulich bebildert, ein Personen- und Ortsregister ist als zusätzliche Orientierung hilfreich.

Günther Bergan

Wolfgang Mährle (Hrsg.): Aufgeklärte Herrschaft im Konflikt. Herzog Carl Eugen von Württemberg. Stuttgart 2017, 356 S., Abb.

Am 4. und 5. Dezember 2014 fand im Hauptstaatsarchiv Stuttgart eine Tagung des Arbeitskreises für Landes- und Ortsgeschichte im Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine statt. Gegliedert nach drei inhaltlichen Schwerpunkten »Die Persönlichkeit Carl Eugens«, »Herrschaftsrepräsentation und kulturelles Leben« sowie »Carl Eugen als politischer Reformier« hat Wolfgang Mährle insgesamt sechzehn Beiträge verschiedener Autoren zu oben genanntem Thema im vorliegenden Buch zusammengestellt. Auf alle Beiträge einzeln einzugehen, würde den Rahmen dieser Rezension sprengen. Deshalb sollen einige von ihnen, sozusagen als »Appetit-Happen«, hier kurz erwähnt werden:

Joachim Brüser: »C'est le plus abominable et détestable pays du monde« – Die Erziehung Carl Eugens und seiner Brüder am preußischen Hof 1741 bis 1744«. Der deutsche Titel des Aufsatzes »Das ist das verabscheuungswürdigste und hassenswerteste Land der Welt« – ein Zitat aus einem Brief des Prinzen Ludwig Eugen an seine Mutter aus dem Jahr 1743 – charakterisiert den dreijährigen Aufenthalt der drei herzoglichen Brüder am preußischen Königshof, der mit der Mündigerklärung des sechzehnjährigen Carl Eugen im Jahr 1744 endete.

Johannes Moosdiel-Hitzler: »Franziska von Hohenheim – Carl Eugens irdische Urania.« War Franziska wirklich die Muse von Herzog Carl Eugen und der »gute Engel Württembergs«? Der Autor versucht, ein möglichst realitätsnahes Bild des Verhältnisses zwischen Franziska und Carl Eugen zu rekonstruieren.

Barbara Potthjast: »Ich liebe nicht, was er ist, sondern was er seyn sollte.« – Carl Eugen in den Schriften des Dichters Christian Friedrich Daniel Schubart.« Anhand von Briefen und der Interpretation typischer Gedichte wie »Die Forelle« oder »Die Fürstengruft« beschreibt die Autorin das komplexe, wechselhafte und widersprüchliche Verhältnis zwischen Schubart und Herzog Carl Eugen.

Joachim Kremer: »Carl Philipp Emanuel Bach, Niccolò Jomelli und die Schüler der Carlsschule: Zum Profil der höfischen Musikpflege in Stuttgart.« Als Beitrag zu seinem 300. Geburtstag würdigt Joachim Kremer die Leistung des Komponisten und württembergischen Hofkapellmeisters Niccolò Jomelli am Hof Carl Eugens.

Rolf Bidlingmaier: »Im Glanz des Rokoko. Funktion und architektonische Gestaltung der Schlossbauten Carl Eugens und sein Einfluss als Bauherr.« Der Autor stellt das Neue Schloss in Stuttgart sowie die Schlösser Solitude und Hohenheim als Zeugnisse der Bauleidenschaft des Herzogs vor.

Sylvia Schraut: »Die Frauenzimmer waren meist steif wie Drahtpuppen. Höhere Mädchenbildung am Hof Carl Eugens.« Als École des Demoiselles 1772 in Ludwigsburg gegründet, sollte sich die Schule vor allem der Ausbildung und höheren Erziehung von Tänzerinnen und adligen Töchtern widmen. Der Erfolg blieb aus, 1787 wurde das Experiment beendet. Das Zitat stammt von dem an der Carlsschule engagierten General Friedrich Nikolai.

Sabine Rathgeb: »Musentempel oder ›Sklavenplantage‹? Carl Eugen als Gründer und Protektor der Kunstakademie.« Die »Académie des Arts« war als erfolgreiche, aber nicht unumstrittene Ausbildungsstätte späterer württembergischer Hofkünstler der Hohen Carlsschule angeschlossen.

Günther Bergan

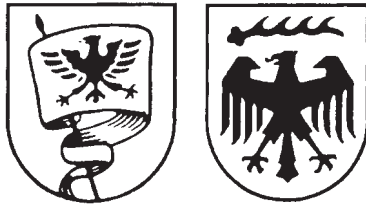
Bildnachweis

- Günther Bergan, Ludwigsburg: S. 170, 184 (u.), 187
Archiv des Hauses Württemberg, Altshausen: S. 78 (u. li.), 80 (o. li.), 91, 92, 96,
100, 104, 107, 112
British Museum: S. 77 (u. re.), 78 (o. re.)
Hermann Ehmer, Stuttgart: S. 13, 19 (li.), 21, 28, 33, 36
Fotosammlung Aigner: S. 185
Hauptstaatsarchiv Stuttgart: S. 10, 23, 30, 41, 174
Kreisarchiv Ludwigsburg: S. 26, 44, 116, 117, 134, 136, 142, 144, 194, 195, Um-
schlagbild
Landeskirchliches Archiv Stuttgart: S. 38
Landratsamt Ludwigsburg: S. 182 (li.)
Ludwigsburg Museum: S. 74 (u.), 76, 78 (Mitte), 80 (o. re.), 82 (u.), 165, 182 (re.)
National Portrait Gallery London: S. 77 (o. re.)
Daniel Schulz, Döttingen: S. 68, 70, 72, 74 (o.), 77 (o. li.), 78 (o. li.), 80 (u. re.),
82 (o.)
Stadtarchiv Ludwigsburg: S. 150, 152, 153, 155–158, 160, 167, 169, 173, 175, 177,
178, 184 (o.), 189, 191, 192
Stadtarchiv Marbach: S. 124, 126, 128–130
Stadtarchiv Remseck: S. 138, 147
Württembergische Landesbibliothek Stuttgart: S. 19 (re.), 34, 68 (o. re.), 72 (o. li.),
77 (u. li.), 78 (u. re.), 80 (u. li.), 82 (Mitte)

»Ludwigsburger Geschichtsblätter« 1900 – 2017

Heft	Jahr	Seiten	Heft	Jahr	Seiten
Redaktion Christian Belschner:			Redaktion Dr. Wolfgang Schmierer:		
1	1900	87	40	1987	252
2	1901	100	41	1988	200
3	1903	106	42	1988	224
4	1905	186	43	1989	188
5	1909	115	44	1990	232
6	1911	88	45	1991	236
7	1913	57	46	1992	232
8	1916	48	47	1993	168
9	1923	119	48	1994	196
10	1926	107	49	1995	264
11	1930	133	50	1996	200
12	1939	46	51	1997	244
Redaktion Dr. Oscar Paret:			Redaktion Dr. Thomas Schulz:		
13	1957	140	52	1998	240
14	1960	66	53	1999	228
Redaktion Heinrich Gaese:			54	2000	220
15	1963	162	55	2001	256
16	1964	203	56	2002	204
17	1965	207	57	2003	200
18	1966	192	58	2004	296
19	1967	164	59	2005	216
20	1968	196	60	2006	224
Redaktion Dr. Willi Müller:			61	2007	216
21	1969	92	62	2008	220
22	1970	116	63	2009	204
23	1971	195	64	2010	248
24	1972	272	65	2011	232
25	1973	141	66	2012	240
26	1974	141	67	2013	228
27	1975	199	68	2014	248
28	1976	161	69	2015	248
29	1977	179	70	2016	248
Redaktion Dr. Paul Sauer:			71	2017	208
30	1978	128	Hefte 1 – 4, 11, 13, 26 und 28 vergriffen, alle anderen lieferbar.		
Redaktion Dr. Wolfgang Schmierer:			Ebenfalls noch lieferbar ist der 1997 vom Historischen Verein zu seinem 100-jähri- gen Jubiläum herausgegebene Sammel- band »Ludwigsburg. Erinnerungen aus Stadt und Kreis 1897 – 1997«.		
31	1979	148			
32	1980	188			
33	1981	256			
34	1982	176			
35	1983	180			
36	1984	242			
37	1985	245			
38	1985	196			
39	1986	224			

Bestellungen: Buchhandlung Aigner, Arsenalstraße 8, 71638 Ludwigsburg



Stadt und Kreis Ludwigsburg